

DIE WELTWOCHEN



Armin Laschets Gespür für die Macht

Warum sich der neue CDU-Chef bei der Kanzlerkür durchsetzen wird.
Jan Fleischhauer

Hitlers Schatten

Wie der *Tages-Anzeiger* seine Geschichte schöntr. *Christoph Mörgeli*

Washington wie Beirut

Frontbericht aus der US-Hauptstadt unter Joe Biden.
Katie Hopkins

Keller-Sutters Voodoo-Studie
Burka-Wirren im
Bundeshaus



Ganz nach dem Geschmack von Mars: Die Business-Lösungen von Sunrise.

Wo immer man heute ist, sind zwei Dinge nie weit: Die beliebten Produkte von Mars und das überragende Netz von Sunrise. Dank passender Kommunikationslösungen ist die Mars Schweiz AG für ihre Partner und Kunden jederzeit und von überall her erreichbar.

Mehr Infos zu unserer Business-Lösung auf sunrise.ch/mars



Sunrise

Lügen, Trump und Meinungsfreiheit

TTrump ist der Teufel. Amerika braucht eine Teufelsaustreibung. Deshalb muss man Trump jetzt eines Amtes entheben, das er nicht mehr hat. Nie mehr soll er einen politischen Posten bekleiden. Auch wirtschaftlich gehen sie auf ihn los. Sein Imperium muss fallen.

Die Botschaft ist klar: Wehe dem, der es jemals wieder wagen sollte, die Kreise der Mächtigen in Washington zu stören.

Wer sich mit den Etablierten anlegt, wer sie kritisiert, verhöhnt, austrickst und, am schlimmsten, durch Leistung übertrumpft, muss zerstört werden. Für immer.

Trump ist der grösste Verbrecher unserer Zeit, weil er gegen das höchste Gebot der Gegenwart verstossen hat.

Früher gab es zehn Gebote. Heute gibt es nur noch ein Gebot in der neuen linken Weltkirche der Empörten und der Selbstgerechten.

Political Correctness.

Ein neuer Mussolini

Weil das so ist, muss Trump aus allen Geschichtsbüchern getilgt, gecancelt werden. Alles, was er macht, war falsch. Er war ein Diktator, ein Nazi, ein neuer Hitler, ein Lügner, Betrüger, Landesverräter, der mit Putin kungelte, ein Vergewaltiger und Frauenhasser.

Haben wir etwas vergessen?

Unablässig, obsessiv, mit fast schon trumpischer Sturheit wiederholen Trumps Gegner und die mit ihnen verbündeten Medien ihre Tiraden, seit Jahren. Sie liegen nur schon deshalb falsch, weil kein sterblicher Mensch so uneingeschränkt, so ausschliesslich, so absolut das Negative verkörpern kann. Trump, ein Halbgott des Bösen?

Und sie hören nicht auf. Auf ganzen drei Zeitungsseiten arbeitete sich die NZZ kürzlich am präsidentalen Rentner ab. Ein in Deutschland lehrender Historiker durfte den «Sturm aufs Kapitol» mit Mussolinis «Marsch auf Rom» vergleichen, der gewaltsamen Machtübernahme durch Italiens Faschistenführer 1922.

Müssen bald auch Attilas Mongolensturm oder Hitlers Russlandfeldzug im Licht der Trump-Präsidentschaft neu bewertet werden?

Immerhin: Die Deutschen sind erleichtert, dass endlich ein anderer epochaler Bösewicht gefunden wurde.

Oder liegen wir falsch? Ist auch Greta Thunberg ein neuer Mussolini, weil sie mit ihren Klimademos vor die Staatstempel marschieren oder Bankfilialen verwüsten lässt?

Und wie war das schon wieder mit den linken Randalierern in den monatelang brennenden US-Städten mit Dutzenden von Toten?

Darüber lassen die NZZs dieser Welt keine hochgelehrten Historikerabhandlungen schreiben. Da hält man sich an die offiziellen Beschönigungen, nach denen es sich um mutige Protestbewegungen handle, die auf keinen Fall zu stoppen seien.

Der Sturm aufs Kapitol wird, anders als Mussolinis Marsch auf Rom, wohl als Fussnote in der Weltgeschichte enden.

Es ist kein Staatsstreich, wenn ein paar Hundert Ausgerastete in ein Parlament einbrechen, nur weil bei der Polizei niemand auf die Idee gekommen war, dass so etwas passieren könnte.

Alle diese fürchterlich Entsetzten, die sich jetzt hineinsteigern in ihre Rhetorik vom «Putsch», vom «Angriff auf die Demokratie», reden Unsinn.

Die amerikanische Demokratie wäre nichts wert, würde sie durch diesen Büffelmann und seine Getreuen gefährdet. Die Medien beten es trotzdem nach.

Man kann es auch ganz anders sehen: Im autoritären China oder in Putins Stechschritt-Russland wäre es undenkbar, dass Bürger mit Fahnenstangen und Kletterseilen in einen Staatspalast eindringen.

Die USA aber sind keine Kaserne, sondern eine freiheitliche Demokratie. Zum Glück.

Kaum hatten sie sich vom Schock erholt, schlugen die Behörden brutal zurück, typisch amerikanisch auch dies. Eine Frau wurde erschossen.

Vielleicht hätten sie die Büffelmannen auch ohne Tote aus dem Kapitol befördern können. Zur Biden-Inauguration marschierten dann 25 000 Nationalgardisten auf. Wie am Kreml.

Diese Chance konnten sich die Demokraten nicht entgehen lassen. Noch nie gab es so viel Militär in Washington. Die Schwerebewaffneten bleiben fürs Impeachment. Alles wegen Trump!

Politik ist auch die Kunst der bühnenreifen Inszenierung. Es geht darum, den Gegner schlecht aussehen zu lassen.

Eine neue Regierung sitzt über die alte zu Gericht, und die Hauptstadt wird mit Truppen abgeriegelt. Demonstrieren verboten.

Wo ist das? In Burkina Faso? In einer mittel-amerikanischen Bananenrepublik? Nein, es sind die Vereinigten Staaten unter Joe Biden.

Die NZZ gräbt längst entkräftete Vorwürfe aus. Trump habe sich als Komplize Putins 2016 eben doch schummrig an die Macht gemogelt.

Anders ausgedrückt: Vor vier Jahren habe Trump irgendwie die Wahl gestohlen. Betrug!

Ein Sonderermittler und Legionen von Journalisten konnten dafür in vier Jahren zwar keine Beweise finden. Doch die NZZ ist nach wie vor überzeugt, hier sei Fleisch am Knochen.

Herrische Intoleranz der Linken

Klar darf die NZZ unbewiesene Verschwörungstheorien über Wahlbetrug verbreiten.

Aber warum darf Trump keine ebenso unbewiesenen Verschwörungstheorien über Wahlbetrug verbreiten?

Er darf es nicht. Twitter und Facebook sperrten ihn, womöglich lebenslanglich.

Ach ja, alle Gerichte hätten Trumps «Lügenkampagne» (NZZ) aus Mangel an Beweisen abgeschmettert.

Stimmt. Aber nach US-Prozessrecht ist die Abwesenheit von Beweisen für Betrug kein Beweis dafür, dass es den Betrug nicht gegeben hat.

Trump ist kein «Lügner», wenn er von «Wahlbetrug» redet. Er sagt nur, was er denkt. Wie die NZZ. Einfach umgekehrt.

Sie findet, Trump sei betrügerisch gewählt, aber rechtmässig abgewählt worden.

Trump findet, er sei rechtmässig gewählt, aber betrügerisch abgewählt worden.

Für Trump gilt: Es darf keine andere Meinung geben. Wer ihn wählt, wer ihn verteidigt, wer ihn nicht verdammt, macht sich schuldig.

Das ist gefährlich. Demokratien leben von Diskussionen, von Alternativen. Wo es keine Alternativen mehr gibt, endet die Demokratie.

Nicht Trump oder der Tumult im Kapitol sind eine Bedrohung für die Freiheit. Es ist die herrische Intoleranz der Linken und der Medien.

Viele lassen sich einschüchtern. Wie das Beispiel NZZ zeigt, breitet sich diese Seuche auch bei uns aus. R. K.

Schatten über dem *Tages-Anzeiger*, Corona-Tanzverbot, Larry King, Olivia Rodrigo

Es war nicht der beste Tag von Tamedia-Kommunikationschefin Nicole Bänninger. Angesprochen auf den Artikel «Hitlers Schatten über dem *Tages-Anzeiger*», behauptete sie, das hauseigene Jubiläumsbuch von 1993 habe die von der *Weltwoche* dokumentierten Zitate und Nazi-Verbindungen längst aufgearbeitet. Dies ist keineswegs der Fall. Dabei könnte Verwaltungsratspräsident Pietro Supino die Vergangenheit seiner mütterlichen Familie Coninx ganz entspannt kritisch aufarbeiten lassen. Sein Vater Ugo Supino ist über jeden Verdacht einer faschistischen Gesinnung erhaben, engagierte er sich doch im Zweiten Weltkrieg in Italien als Widerstandskämpfer. **Seite 28**

Mit ihrem Tanz-Video «Jerusalema» wollte die Kantonspolizei Zug ihr Image etwas aufpeppen. Doch bei Caro Lüthi von der Tanzschule MDS in Cham kam diese Botschaft ganz schlecht an: Machten die tanzenden Polizisten etwa nicht genau das, was sie ihr und ihren Schülern bei drakonischer Strafe untersagten? Redaktor Alex Baur ist der Geschichte auf den Grund gegangen. Er stiess dabei auf idealistische und kreative Jungunternehmer, deren langjährige Aufbauarbeit durch ein irrationales Corona-Regime zerstört wurde. Baus Reportage fördert eine soziale Spaltung an den Tag, die so schnell nicht überwunden werden dürfte. **Seite 46**

Larry King, der König der Talkshows, mass bloss 1,70 Meter, aber seine Persönlichkeit wärmte wie ein Kaminfeuer, an dem die Weltstars auftauten und ihre intimsten Geheimnisse preisgaben. Berühmtheiten von Bette Davis über Frank Sinatra bis Michael Jackson sowie sämtliche US-Präsidenten seit Richard Nixon nahmen vor Kings le-

gendärem Mikrofon Platz. 60 000 Interviews hat er geführt. Zigmillionen Fans in allen Ländern der Erde schauten ihm gebannt zu. 2017 gab King *Weltwoche*-Redaktor Urs Gehrigger eine zweistündige Audienz. Auf die Frage nach dem Geheimnis seines Erfolgs meinte er: «Ich lasse mein Ego an der Studiotür zurück.» In seinen letzten Lebensjahren litt er chronisch an Krankheiten. Als seine Vertretung wählte King *Weltwoche*-Kolumnistin Amy Holmes. «Was er leicht erscheinen liess, war überhaupt nicht leicht. Und es begann mit Zuhören», erinnert sich Holmes an ihre Zeit auf dem Stuhl des Königs. Am 23. Januar starb Larry King an den Folgen einer Covid-Erkrankung. Zu Ehren des Talkmasters legen wir das Interview mit ihm neu auf. **Seite 53**

Olivia Rodrigo ist der Popstar der Stunde, möglicherweise gelang der Siebzehnjährigen sogar schon der Hit des Jahres. «Drivers License» heisst ihre Single, die derzeit Rekorde bricht. Innerhalb von bloss einer Woche wurde das Lied auf der ganzen Welt weit über 100 Millionen Mal gehört. Rodrigo sagt, sie habe es innerhalb von einer Stunde geschrieben. Wer ist die bezaubernde Amerikanerin, und was steckt hinter der Ballade, die sich so rasend schnell verbreitet? **Seite 80**

Ihre Weltwoche

Im Schnitt einfach besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

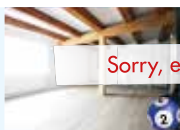
Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkoenig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Sorry, es sind leider alle Wohnungen vermietet!
4 Zimmer Mietwohnung
0706 **Männlikof**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 2500.- p/Mt. exkl. NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!
5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'958'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!
3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8473 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 861'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterenstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 673'400.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!
7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'101'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand Januar 2021



Unterschätzt: Armin Laschet. Seite 14



Verdrängte Vergangenheit: Seite 28



Geisterstadt Washington: Seite 48

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Testen im Trüben
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Yvonne Feri
- 10 Tagebuch Christian Jott Jenny
- 12 Bern Bundeshaus
Voodoo-Studie gegen Burka-Verbot
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Auf leisen Sohlen an die Macht
Jan Fleischhauer über
den neuen CDU-Chef Armin Laschet
- 16 Personenkontrolle
- 16 News Anschläge
auf die Wirtschaftsfreiheit
- 18 Mörgeli Bundespolitbildner
in der Bundesrepublik
- 18 Wie wir Corona besiegen
Einwurf von André Kistler
- 19 Peter Bodenmann
Weniger Staat – mehr Hirsländen
- 20 Anne Lévy
Perfekte Verwalterin des Stillstandes
- 22 Clubhouse
Der Social-Media-Hype der Stunde
- 23 Katharina Fontana
Ideologie und Realität
- 24 Finstere Tage in Washington
Bidens Amtseinführung als Illusion
- 26 Staatlich verpasster Maulkorb
Micheline Calmy-Rey über das EDA
- 27 Fall Fasel Sieg der Doppelmoral
- 27 Kampf um Nachschub
Kantonales Wettimpfen
- 28 Was der *Tages-Anzeiger* verdrängt
Hitlers Schatten

- 30 **Liebesgrüsse aus Afrika**
Wenn Ausländer übergriffig werden
- 31 Kurt W. Zimmermann
Rekord, Rekord. Rekord
- 32 Die Nawalny-Story
Wer ist Putins Erzfeind?
- 34 Lehren aus dem Brexit
Es ist Zeit, vom hohen Ross
herunterzusteigen
- 36 Frauenfeindliche Erzählung
Gegenrede von Regula Stämpfli
- 36 Inside Washington
- 37 Brief aus Zürich
- 38 Oskar Reinhart
Winterthur verrät das Erbe
des Kunstsammlers und Mäzens
- 40 Heilige Corona
Unerwartete kollektive
Glaubenserfahrung
- 41 Andreas Zünd
Unser neuer Mann in Strassburg
- 42 Das Wunder von Baar
Erfolgsmodell der Partners Group
- 44 Wasserscheue Briten
Die Wahrheit über Fish 'n' Chips
- 45 Betteln ist jetzt ein Menschenrecht
Folgen eines Urteil aus Strassburg
- 46 Freiwillig unter Strafandrohung
Widerstand gegen das Corona-Regime
- 49 Henryk M. Broder
Brunftzeit der Bürokratie
- 50 Leserbrief
- 51 Nachruf
Sir David Barclay
Bischof Hans Gerny
- 52 Beat Gygi
Deutschland braucht die Pipeline
- 53 Larry King Erinnerung an den König
der Talkshows in New York

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Jägerin und Sammlerin
Maria Popova über Pionierinnen
- 61 Doppelt maskierte Gesellschaft
Bücher über Corona
- 64 Bücher der Woche
- 65 Bibel
- 66 Konservativer Kulturkämpfer
Radiorevoluzzer Rush Limbaugh
- 68 Comics Gosciny/Tabary
- 69 Klassik Charly Hübner
- 70 Serien «SanPa – Sins of the Savior»
- 71 Social Media Steiner & Tingler
- 71 Jazz Lia Pale

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dr. M.
- 79 Mittagessen mit ...
Nicolas Giroto, Bally-Chef
- 80 Olivia Rodrigo
Erste Pop-Sensation des Jahres
- 82 Tamara Wernli

WELTWOCHEN daily



Neu auch
als App
Jetzt «weltwoche daily»
downloaden im
App Store oder
auf Google Play

www.weltwoche-daily.ch

Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen von unseren Redaktoren und prominenten Gastautoren.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.

Die andere Sicht, unabhängig,
kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**

Testen im Trüben

Nach dem Einzug der ominösen britischen Mutation stehen nun Massentests an. Dabei warnt inzwischen sogar die WHO vor blindem Aktivismus.

Alex Baur

Zehn Prozent der in der Schweiz zirkulierenden Coronaviren rechnet das BAG mittlerweile der vermeintlich besonders aggressiven «Britten-Mutation» (B.1.1.7) zu, die gemäss neusten Erkenntnissen bereits seit letztem Oktober unbemerkt unter uns weilt. Die Folgen lassen allerdings auf sich warten. Gemäss offiziellen Statistiken des BAG liegt der sogenannte R-Wert (Reproduktionszahl) seit Anfang Dezember stabil unter eins. Die Belegung der Intensivbetten mit Corona-Patienten geht seit dem Peak Mitte November stetig zurück, die Zahl der mit oder an Covid-19 Verstorbenen seit Mitte Dezember.

Aus den erwähnten BAG-Kurven lässt sich auch nicht herauslesen, dass die vom Bund seit dem 12. Dezember verhängten und seither stetig verschärften Massnahmen irgendeinen erkennbaren Einfluss auf das Geschehen gezeitigt hätten. Der Höhepunkt der Neuansteckungen wurde bereits Ende Oktober 2020 überschritten, seither sinken sämtliche Werte gleichmässig, mit oder ohne Mutanten. Der Anteil der positiven Tests liegt mittlerweile bei knapp 10 Prozent. Ganz so tödlich wie angedroht scheint der ominöse Briten-Mutant doch nicht zu sein.

Neue Kampfparole

Trotz dieser positiven Entwicklung verbreiten Politik und Medien weiterhin Hektik. «Testen, testen, testen», lautet die neue Kampfparole. Landauf, landab werden Schulhäuser, Hotels, Betriebe, ja ganze Dorfschaften Massentests unterzogen. Und wehe, ein Test fällt positiv aus, dann wird abgeriegelt. Die Präsidenten der sechs grossen Parteien fordern in einem gemeinsamen Aufruf die Schliessung der Landesgrenzen für Einreisende ohne negativen Corona-Test. Während diese Zeilen gedruckt werden, wird der Bundesrat voraussichtlich verfügen, dass Massentests von der Allgemeinheit bezahlt werden, auch wenn keine Hinweise auf eine Erkrankung vorliegen.

Die offizielle Schweiz geht weiterhin davon aus, dass das Coronavirus durch strikte soziale Enthaltsamkeit aus der Welt zu schaffen sei. Zwar warnen gewichtige Stimmen wie etwa der St. Galler Infektiologe Pietro Vernazza davor,

dass dies weder möglich noch sinnvoll sei. Zumal Covid-19 für den grössten Teil der Bevölkerung keine ernsthafte Bedrohung darstelle, würde man mit einer Strategie der Abschwächung (Mitigation) gemäss Vernazza mehr erreichen. Man solle sich auf die schweren Infektionen konzentrieren und Gefährdete besser schützen.

Vernazzas Vorschlag, der von vielen international anerkannten Praktikern und Forschern geteilt wird, wurde als unethisch abgetan und nicht einmal ernsthaft diskutiert. Tatsächlich wählte der Bundesrat einfach den Weg des geringsten Widerstandes und orientiert sich an dem, was andere Länder tun. Und da Politiker weltweit ähnlich ticken, kopieren sie sich alle gegenseitig, so dass am Ende alle mehr oder weniger dieselbe Isolationsstrategie fahren, welche die Chinesen ganz am Anfang vorexerziert haben: Beim kleinsten Verdacht einer Infektion wird abgesperrt, zugesperrt und weggesperrt. Lockdown eben.

Doch mittlerweile hat sich selbst die WHO von dieser Strategie abgewendet, die weltweit verheerende Kollateralschäden verursacht hat, ohne dass man das Virus damit unter Kontrolle gebracht hätte. Insbesondere rät die WHO in ihren neuen, am 20. Januar veröffentlichten Richtlinien zu einer zurückhaltenden Wertung von PCR-Tests. Diese können zu falschen Schlüssen führen.



PCR-Tests, die ursprünglich nicht für die medizinische Diagnostik entwickelt wurden, weisen lediglich Fragmente der Viren nach, aber keine Infektion. Ein positiver Test besagt bloss, dass jemand Kontakt mit dem Erreger hatte. Es bleibt aber offen, ob sich dieser im Körper ausbreiten konnte und weitergegeben werden kann. Zwar liesse sich aus dem sogenannten CT-Wert die Virenlast und damit die Ansteckungsgefahr in etwa abschätzen. Doch solche Feinheiten sind in den Reglementen nicht vorgesehen. Wer positiv getestet wurde, wird präventiv weggesperrt, und basta.

Symptomlose in Isolation

Die wahllose Testerei hat zur Folge, dass allein in der Schweiz bislang mindestens eine halbe Million Menschen mit einem positiven Coronabefund in die Quarantäne geschickt wurden, Angehörige und Einreisende aus sogenannten Risikogebieten nicht mit eingerechnet. Bei jenen, die sich aufgrund einschlägiger Symptome testen liessen, mag die Isolation sinnvoll gewesen sein. Doch von den Symptomlosen sind die wenigsten je an Covid-19 erkrankt. Die meisten dürften auch nie ansteckend gewesen sein. Sie wurden präventiv zwei Wochen lang isoliert, für den Fall der Fälle.

Es stellt sich nicht nur die Frage, ob ein derart massiver Eingriff in die verfassungsmässigen Grundrechte verhältnismässig ist. Das starre Quarantäne-Regime zeitigte einen ganzen Rattenschwanz an Folgen, die in den Computermodellen der Covid-Strategen nicht vorgesehen waren. Der plötzliche Ausfall von Personal hinterliess nicht nur wirtschaftliche Schäden, er war mit ein Grund für Engpässe bei Intensivstationen und Notfalldiensten. Insbesondere bei lernschwachen Kindern kann ein wochenlanges Fernbleiben vom Schulunterricht zu Lücken führen, die nur schwer wieder zu füllen sind. Gerade für Hochbetagte können soziale Isolation und Bewegungsarmut das Todesurteil bedeuten.

Doch testen klingt immer gut. Also wird aufs Geratewohl drauflos getestet. Egal, ob es etwas bringt, egal, was es kostet. Hauptsache, man hat etwas getan.

Liebe Yvonne Feri

Sie haben nur einen Fehler gemacht: Sie haben sich entschuldigt. Das müssten die andern, all jene, die Sie zu Unrecht als Rassistin hinstellen, weil Sie in der «Arena» über Kamala Harris gesagt haben: «Ich denke, dass sie sowieso tanzen kann. Sie ist eine dunkelhäutige Person und kommt aus Hawaii – dort hat man ja diesen Rhythmus.»

Hawaii ist falsch, sonst stimmt alles. Den Jazz und alles, was rhythmisch einfährt, haben uns nicht die Eskimos geschenkt. Sondern dunkelhäutige Menschen, denen wir dafür sehr dankbar sind. Das Feministische Streikkollektiv Zürich prangert sogar Moderator Sandro Brotz an, der sich «durch Schweigen der Mittäterschaft» schuldig gemacht habe, weil er den «rassistischen Diskurs», die «kolonialrassistischen Stereotype von Feri nicht erkannt hat», wie Stefanie Boullila, Dozentin an der Hochschule Luzern und Expertin für Rassismusfragen, erklärt.



Hawaii ist falsch, sonst stimmt alles:
SP-Nationalrätin Feri.

Nora Refaël, Basler Anwältin und Vizepräsidentin der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR), klärt uns auf, warum das so ist. Es gebe eben auch «positiven Rassismus», «wenn vermeintlich positive Eigenschaften mit Hautfarbe, Herkunft oder dem Geschlecht der Person verknüpft wer-

den». Und «die Gefahr von Rassismus ist bei allen Menschen vorhanden. Auch wenn es viele nicht rassistisch meinen, wenn sie stereotype Bemerkungen machen».

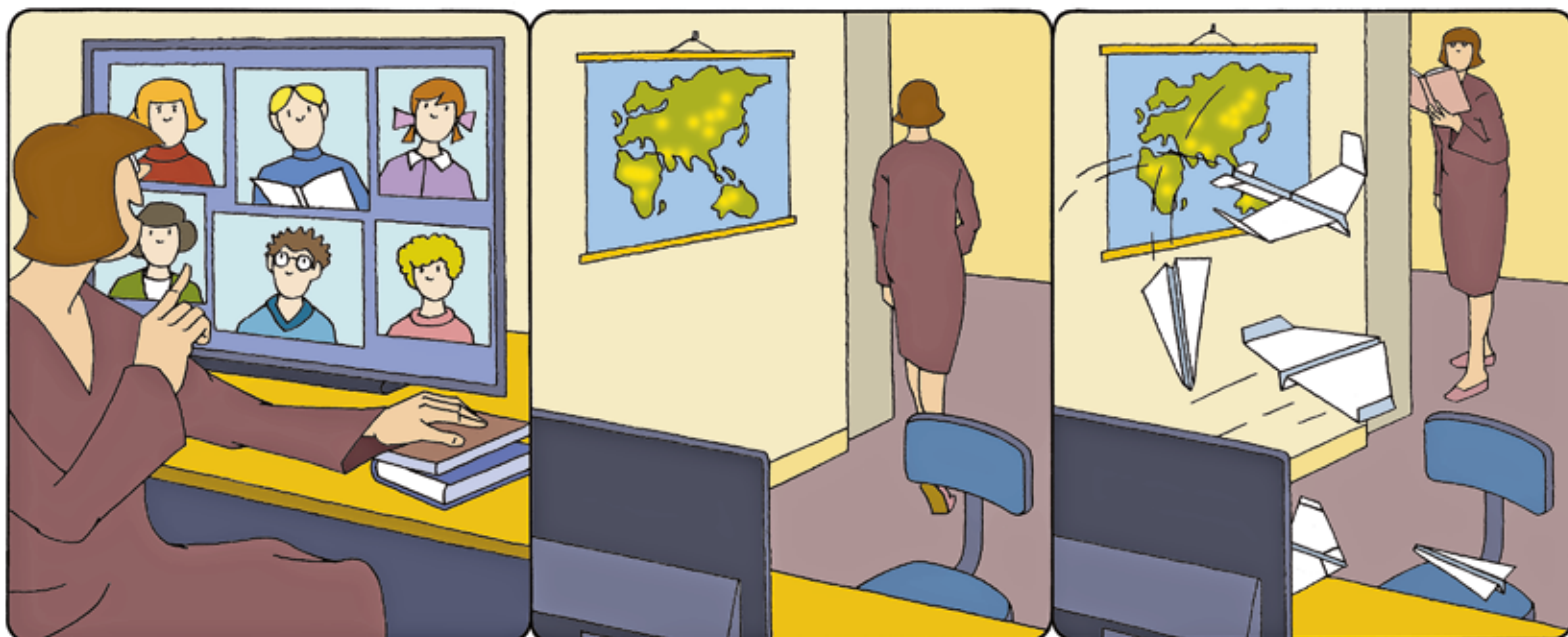
Aha! Wir sind also alle potenzielle Rassisten! Gegen derart verquaste Argumentationen muss man sich einfach wehren. Diese Leute wollen absichtlich nicht wissen, wer Sie, Yvonne Feri, wirklich sind.

Und wer lacht sich jetzt den Ranzen voll? Die echten Rassisten! Die zu bekämpfen um einiges schwieriger ist, als vor der Glotze die Wortwahl einer SP-Nationalrätin zu sezieren, die mit keiner Faser ihrer Haut rassistisch ist.

Diese Wortpolizistinnen haben Sie stigmatisiert und damit genau das getan, was sie zu bekämpfen vorgeben.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Christian Jott Jenny



Das Jahr 2020 war verrückt. Aber in St. Moritz wird es uns auch jetzt nicht langweilig. Als Gemeindepräsident befinde ich mich sozusagen in einem Mehrfrontenkrieg gegen überaus potente Gegner. Da wäre etwa die Bündner Justiz. Sie unterstellt mir, ich sei mit einer Fahne gefahren. Ursprung dieser «Difahnierung» ist meine Neujahrsansprache 2020, die ich in meiner Staatskarosse (Fiat Panda, Baujahr 1989) gehalten hatte. Ein Mitfahrer hielt dabei die St. Moritzer Gemeindefahne aus dem Fenster, zu sehen während exakt zwei Sekunden. Nur damit Sie mich richtig verstehen: Es handelt sich um die Ansprache, die über zwölf Monate zurückliegt. So bin ich von der Klage gleichzeitig peinlich berührt, begeistert und beruhigt. Denn sie macht deutlich, dass bei uns Justiz und Polizei sorgfältig und mit Bedacht arbeiten.

So hätte ich mich gefreut, am Montag vor der Staatsanwaltschaft in Chur auszusagen. Doch leider wurde die Anhörung verschoben, weil der zuständige Staatsanwalt keinen potenziellen Straftäter aus einem Seuchengebiet treffen will. Der Termin soll «in besseren Zeiten» nachgeholt werden.

Aber auch so bleibt mir keine Zeit zum Skifahren, obwohl die Pisten kaum besser sein könnten. Das Coronavirus diktiert unseren Tagesablauf. Immerhin konnten wir nach den Massentests von vergangener Woche teils Entwarnung geben. Nur 1 Prozent der Bevölkerung hat sich angesteckt.

Fast noch mehr als die Trendwende freute mich ein Lob von Daniel Urech, Oberst a. D. der Schweizer Armee und Vorsitzender der Strategiekommission von Pro Militia: Er hob

Effizienz und Tempo unserer Massnahmen hervor. Für mich als Schweizer mit dem Stempel «dienstuntauglich» eine besondere Ehre.

Weniger schön war die Meldung der Zwangsquarantäne in den Fünf-Sterne-Hotels «Kempinski» und «Badrutt's Palace». In beiden Häusern war bei Angestellten die süd-afrikanische Corona-Mutation diagnostiziert worden. Die Kantonsregierung erklärte die Hotels zur Sperrzone. Bis Mittwoch waren die Gäste quasi kaserniert, wobei man sich schlimmere Lokalitäten dafür vorstellen kann. Um mir einen Eindruck zu verschaffen, beantragte ich bei «Palace»-Direktor Richard Leuenberger, der wie ich die Corona-Infektion bereits hinter sich hat, einen Augenschein vor Ort.

In der wunderschönen Grand Hall traf ich auf eine Stimmung, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Die Tische waren weiss gedeckt, die Kerzen flackerten, zwölf befrackte Serviceangestellte (ebenefalls alle immunisiert) standen bereit, der Pianist spielte. Nur die Gäste fehlten. Leuenberger und ich genossen bei einem Negroni diese grandiose Atmosphäre. Als Musiker freute es mich besonders, dass der Pianist seinem Auftrag ohne Unterbruch nachkam. Leuenberger versicherte mir, dass dies immer der Fall sei – selbst wenn das Haus in Flammen stehen würde.

Gebrannt hat es in den vergangenen Tagen aber vor allem in den internationalen Medien. *Spiegel*, *New York Times* und CNN beförderten uns zum Corona-Hotspot. Glücklicherweise liessen sich die meisten Gäste davon nicht beeindruckt. Es gab zwar Abreisen und Stornierungen, doch «The Great Escape» fand nicht statt. Nun hoffe ich, dass sich die Lage bis zu den Sportferien entspannt. Eine Schliessung

der Skigebiete wäre das falsche Signal. Skifahren findet draussen statt, und die Menschen brauchen frische Luft.

An dieser Stelle möchte ich unseren Hoteliers und dem Gemeindeführungstab ein Kränzchen winden: Sie leisteten ein Mehrfaches dessen, was verlangt wurde. Das «Palace» und das «Kempinski» etwa testeten während der Festtage die Mitarbeitenden im 48-Stunden-Rhythmus auf eigene Kosten.

Ohnehin ist fast alles anders als von den Medien beschrieben. Die Formulierung «aufgrund der Lage in St. Moritz» klingt für mich, als hätten wir ein Erdbeben, eine Sintflut und den Abstieg des EHC St. Moritz gleichzeitig erlebt. Dabei ist die Stimmung im Dorf vorzüglich, die Gäste fühlen sich wohl. Die Massentests stiessen bei der Bevölkerung auf grosses Verständnis. Für die Einheimischen ist es selbstverständlich, dass sie etwas zum Allgemeinwohl beitragen.

Diese gute Atmosphäre versuchte ich bis nach Chur zu tragen. Als ich vergangene Woche Gesundheitsdirektor Peter Peyer dort für ein Mittagsgespräch traf, brachte ich aus dem «Palace» einen wunderbaren Catering-Gruss mit. So kann ich eine deeskalierende Botschaft in die Restschweiz schicken: Das Engadin ist nicht untergegangen. Es gibt viele gute Gründe, uns zu besuchen: Sonne, Schnee, frischeste Winterluft. Und falls mich die Bündner Justiz nicht in Ketten legt, kann ich Sie in St. Moritz persönlich begrüßen.

Christian Jott Jenny ist Sänger, Entertainer, Produzent und seit dem 1. Januar 2019 Gemeindepräsident von St. Moritz.

Die Weltwoche schaut
hinter die Fassade.
A Plus reinigt sie.



0844 802 166
aplus.ch

Voodoo-Studie gegen Burka-Verbot

Bundesrätin Karin Keller-Sutter sagt, wer sich verschleierte, tue dies meist freiwillig. Sie stützt sich auf eine Untersuchung der Uni Luzern. Die Forscher sprachen mit einer einzigen Frau.

Bekannte Frauenrechtlerinnen befürworten einen Burka-Bann. Die Feministin Alice Schwarzer bezeichnet das Kleidungsstück als «Leichentuch der Frau». Frauenrechtlerin Julia Onken findet: «Keine Frau trägt freiwillig eine Burka.» Menschenrechtsaktivistin Saïda Keller-Messahli erklärt, die Botschaft der Verhüllung sei, dass «die Frau, ihr Gesicht im öffentlichen Raum nichts zu suchen hat». Alle stimmen überein, dass die Vollverschleierung kein religiöses, sondern ein politisches Symbol darstelle. Es gehe um elementarste Menschenwürde.

Zu einer anderen Beurteilung von Burka und Nikab kommt Bundesrätin Karin Keller-Sutter. Ein Grund dafür ist eine neue Studie der Universität Luzern. Diese zeige, dass «Frauen, die in der Schweiz einen Nikab tragen, dies meist freiwillig tun», dozierte die Justizministerin bei der Lancierung der Abstimmungskampagne gegen das Verhüllungsverbot. Frauen zögen den Nikab aus verschiedenen Gründen an, nicht nur aus religiösen, sondern – aus Sicht der Nikab-Trägerinnen – sogar aus feministischen Gründen, um sich etwa «vor der Sexualisierung im Alltag zu schützen». Überhaupt: Es sei umstritten, ob die Burka ein Symbol von Radikalisierung sei.

Verhüllte Frauen als emanzipierte und feministische Vorreiterinnen? Was ist das für eine Studie, die ein solches Fazit zieht? Wie sind diese Einschätzungen entstanden, die der freisinnigen Magistratin die Sicherheit geben, dass die Frauenrechtlerinnen total danebenliegen?

Fast sympathisch

Verfasst hat den Bericht «Verhüllung – Die Burka-Debatte in der Schweiz» das Zentrum Religionsforschung (ZRF) an der Uni Luzern. Verantwortlich für den Bericht zeichnet Andreas Tunger-Zanetti, der als Koordinator des ZRF, Forscher und Dozent die Analyse zusammen mit Studentinnen erstellte.

Beim Lesen zeigt sich Erstaunliches: Die Beurteilungen gründen sich auf ein Gespräch mit einer Frau. Mit ihr konnten die Verfasser per Audiokanal während fünfzig Minuten

sprechen. Sie erzählte den Luzerner Wissenschaftlern, der Entscheid, einen Gesichtsschleier zu tragen, sei «ein individuelles, persönliches und von äusseren Einflüssen oder Zwängen freies Bestreben».

Weiter gab sie zu Protokoll, weshalb sie sich verschleierte: «Es sind eigentlich diese beiden Aspekte: Zum einen der Selbstschutz, Abgrenzung nach aussen, dass ich klar signalisie-



Tadel für die Initianten:
Justizministerin Keller-Sutter.

re: «Ich will keinen Kontakt mit irgendwelchen anderen Männern», dass ich das begrenze aufs Notwendige. Und zum andern, dass mein Aussehen meinem Mann vorbehalten ist.»

Das Gesicht wollte die Person nicht zeigen, da beim Interview ein Mann im Raum zugegen war. Die Aussagen einer Frau, die sich nicht zu erkennen gibt, die die Gelehrten nicht persönlich trafen, reichen den Forschern unter anderem aus, zum Schluss zu kommen, dass «Nikab-Trägerinnen grossmehrheitlich im Westen sozialisiert, durchschnittlich bis sehr gut gebildet sind und den Nikab aus eigener Überzeugung tragen», wie es in der Medienmitteilung der Universität Luzern zur Analyse heisst.

Die Wissenschaftler feiern die Auswertung des Gesprächs mit der angeblichen Nikab-Trägerin gar als «eigenen, neuen Forschungsbeitrag». In einer etwas naiven, fast wieder sympathischen Art räumt Tunger-Zanetti allerdings bereits im Vorwort der Studie ein, dass er und seine Leute dem Burka-Anliegen «skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen». Das sei ihnen unbenommen. Dass die Universität diesen eher politischen Beitrag zur wissenschaftlichen Leistung hochstemmt, irritiert schon eher.

Gewaltige Herausforderungen

Den eigentlichen Flop produzierte jedoch die Entourage von Keller-Sutter. Von den Heerscharen von Public-Relations- und Kommunikationsspezialisten las offensichtlich niemand die Untersuchung. Dass die Bundesrätin eine solche «Studie» an einem Point de Presse als ein Killerargument gegen das Burka-Verbot aufischt, ist – vorsichtig formuliert – fragwürdig. Ihre Medienstelle schreibt auf Anfrage denn auch nur: «Die Studie der Universität Luzern ist die erste ihrer Art und stützt die Argumente des Bundesrats.»

Statt über die gewaltigen Herausforderungen zu reden, die der Islamismus darstellt, werden Befürworter des Anliegens lieber als islamophob verunglimpft. Keller-Sutter tadelte die Initianten, sie wollten «über den Islam diskutieren». Will heissen, die grosse Mehrheit der gemässigten muslimischen Menschen, die hierzulande leben, ist vom Volksbegehren ebenfalls betroffen, auch wenn diese sich nie verhüllen würden. Umgekehrt haben Bürger, die Burkas ablehnen, generell etwas gegen Muslime. Keller-Sutter gewinnt mit dieser Taktik vielleicht die Abstimmung. Dem Zusammenleben in der Schweiz tut sie aber keinen Gefallen.

Es braucht eine ernsthafte Diskussion über die entscheidende Frage, die der Souverän am 7. März beantworten kann: Hilft das Burka-Verbot dem Ansinnen der Initianten, den Islamismus in der Schweiz besser in Schach zu halten? Oder gibt es andere, zielführendere Ideen? Klar ist: Von Bundesräten zitierte Voodoo-Studien helfen nicht weiter.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Im Kanton Zürich müssen Schüler ab der 4. Klasse eine Maske tragen. Die Bildungsdirektion erklärt, diese Massnahme hätte nur «geringe Auswirkungen» für die Kinder. Um das zu belegen, verweist das Amt in seiner Verfügung vom 21. Januar auf die Schweizerische Gesellschaft für Pädiatrie.

Wer sich dort kundig macht, erfährt: «Wir unterstützen die generelle Masken-tragpflicht für 6- bis 12-Jährige gegenwärtig nicht, weil die Fallzahlen in diesem Altersbereich deutlich tiefer sind und das zuverlässige Tragen über mehrere Stunden schwieriger ist.» So steht es in einer Stellungnahme vom 25. Januar.

Die Verfügung des Kantons Zürich trägt die Unterschrift von Regierungsrätin Silvia Steiner. Als Präsidentin der Erziehungsdirektorenkonferenz ist sie die höchste Bildungspolitiklerin des Landes. Damit ist sie verantwortlich für die Qualität an den Schweizer Schulen. Ihre Verfügung verfehlt die Standards, die dort hoffentlich gelten. Die Erklärung für die strenge Massnahme ist ungenügend. Steiner lässt Kinder maskieren, ohne es recht zu begründen.

Auch die Armee macht keine gute Falle. 5000 Rekruten hätten die Ausbildung im Home-Office via Online-Unterricht beginnen sollen. «Drill in der eigenen Stube», titelte der *Blick*. Eingeloggt hatten sich in der ersten Woche allerdings nur 80 Prozent der Rekruten. In einem Communiqué entschuldigte sich das Verteidigungsdepartement nun kleinlaut für den Fehlstart.

Was wohl der verstorbene Ex-Armeechef Christophe Keckeis dazu gesagt hätte? Mit seinem kantigen Schädel und dem akku-

raten Bürstenschnitt erinnerte er tatsächlich an einen amerikanischen *drill instructor*. Fordernd wie ein Ausbildungsoffizier konnte er auch in der Öffentlichkeit auftreten. Im Vogelgrippe-Herbst 2005 entwarf Keckeis ein Pandemieszenario: «Die Landesregierung hat die Versammlungsfreiheit eingeschränkt und sämtliche grösseren Sportveranstaltungen untersagt. Angst, Ohnmacht und Wut steigen gleichermaßen. Apotheken müssen vor Plünderungen geschützt werden.»

Behörden und Medien reagierten damals ungläubig bis empört auf die Bedrohungsanalyse. Thomas Zeltner vom Bundesamt für Gesund-

Die höchste Bildungspolitiklerin der Schweiz lässt Kinder maskieren, ohne es recht zu begründen.

heit erklärte: «Dieses Szenario geht offensichtlich so weit, dass eine Pandemie eine Staats- und Sicherheitskrise auslöst. Aus meiner Sicht ist das sehr unwahrscheinlich.» Der *Blick* witterte «Panikmache» und kommentierte: «Ab zum Chef zum <Chuttle putze>! VBS-Chef Samuel Schmid bleibt nichts anderes übrig.»

Inzwischen wirken Keckeis' Warnungen fast hellsichtig. Zwar können Apotheken in der Schweiz bislang unbewacht bleiben, doch in den Niederlanden kommt es dieser Tage zu Randalen. Tausende protestieren gewalttätig gegen die Corona-Politik der Regierung. Der Bürgermeister der Grossstadt Eindhoven sieht schon einen Bürgerkrieg heraufziehen. Solche Aussagen sind vielleicht wirklich Panikmache. Trotzdem stellt sich die Frage: Ist die Schweizer Home-Office-Armee für ein Szenario à la Keckeis gerüstet?

bleiben wir einen Moment in den Niederlanden. Vor einer Woche ging es hier in diesen Spalten um britische Grenzgänger, die vor der Einreise in die EU ihre Fleischsandwichs abgeben müssen. Der Kommentar eines niederländischen Zöllners lautete: «Welcome to Brexit!»

Das Schweizer Fernsehen sendete einen zehn Tage alten Bericht des niederländischen Fernsehens darüber. Von «bizarreren Szenen» sprach «10 vor 10»-Sprecher Arthur Honegger mit ernster Miene in der Anmoderation.

Die «10 vor 10»-Redaktion hat keinen Moment zu lange gewartet mit dem Beitrag. Die britische Boulevardzeitung *The Sun* titelte zwei Tage später, die EU sei bereit, über den «Sandwich-Bann» zu verhandeln. Der Reporter hatte mit EU-Diplomaten gesprochen, statt alte Bilder zu verwerten.

Die Entwicklungen in der Europapolitik irritieren auch andere Redaktionen. Die *Schweiz am Wochenende* ging der Frage nach, warum sich der pensionierte TV-Moderator Kurt Aeschbacher politisch äussere. Ob er sich langweile?

Aeschbacher lehnt das Rahmenabkommen ab. Und wie die Zeitung herausfand, weiss Aeschbacher, wovon er spricht: Dynamische Rechtsübernahme, Guillotineklause – «er kennt die Tücken des Vertrages», heisst es anerkennend.

Am Ende geht es im Artikel um die Frage, ob Aeschbacher einen guten Politiker abgeben würde. Das zeigt das ganze Missverständnis: Jeder Schweizer Bürger ist ein Politiker. Darum ist die Schweiz auch kein Mitglied der EU.

Armin Laschets Gespür für die Macht

Er hat die Geduld, das Selbstbewusstsein und die Leidenschaft. An allen Umfragen vorbei mogelte er sich an die Spitze seiner CDU: Armin Laschet, nächster deutscher Kanzler?

Jan Fleischhauer

München

Der grösste Nachteil von Armin Laschet ist ein physiognomischer. Er sieht einfach nicht so aus, wie die Leute sich einen Kanzler vorstellen. Das Gesicht ist zu weich, zu verwaschen. Die Deutschen sind an klar geschnittene Gesichter gewöhnt, die Führung und Entschlossenheit ausstrahlen.

Der ideale Kanzler war, so gesehen, Helmut Schmidt mit dem akkuraten Seitenscheitel über dem Offiziersgesicht. Er war nicht von ungefähr für viele der Idealkanzler, der dann einen unvergleichlichen Spättrium genoss. Helmut Kohl, der gerade in den Anfangsjahren ebenfalls zu sehr nach dem Genuss von Riesling und Siedewürstchen und zu wenig nach Arbeit aussah, konnte den Nachteil durch seine imposante Grösse wettmachen. Laschet ist mit 1,75 Meter auch noch ziemlich klein.

Ich habe die These vom Kanzlergesicht einmal bei «Maischberger» vertreten. Grosses Gelächter in der Runde. Das zeige, wie oberflächlich ich Politik betrachten würde, hiess es. Ich bin überzeugt, die meisten Menschen denken so wie ich. Anders als die politischen Analysten ziehen die wenigsten Parteiprogramme zu Rate, bevor sie ihre Stimme abgeben. Sie schauen auf den Mann oder die Frau an der Spitze und treffen dann ihre Entscheidung (Angela Merkel fiel aus dem Kanzlervergleich heraus, da es für Frauen noch keinen Vergleichsmassstab gab, als sie antrat. Den hat sie erst gesetzt).

Bergmannsplakette des Vaters

Kürzlich hat Laschet den ersten Schritt in Richtung Kanzlerschaft gemacht, in dem er seinen Konkurrenten Friedrich Merz im Rennen um den Parteivorsitz besiegte. Für Parteitagsdelegierte zählen noch einmal ganz andere Dinge als für Wähler: landsmannschaftliche Zugehörigkeit, Verankerung im Parteiestablishment, Verbundenheit mit den diversen Gliederungen der Partei.

Falls Sie den Parteitag nicht verfolgt haben, gebe ich Ihnen die Kurzzusammenfassung: Armin Laschet hat von sich erzählt, wo er



Ein durch und durch sozialdemokratisches Land: CDU-Chef Laschet.

herstammt, was für ein Mensch er ist. Zum Schluss hat er die Bergmannsplakette seines Vaters gezeigt. Friedrich Merz hat einen Vortrag gehalten, wie das Land zu reformieren sei und wie doll wir uns alle anzustrengen hätten, um Deutschland nach vorne zu brin-

Das Einzige, was man als Kandidat in dieser Zeit tun kann, ist, die Angriffe ins Leere laufen zu lassen.

gen. Die Rede gipfelte in dem Satz: «Damit Sie sich keine Illusionen machen: Ich werde es mir nicht leicht machen, Ihnen aber auch nicht.»

Wovon redet Merz, dachte ich. Haben die Leute nicht genug um die Ohren? Seit März Corona-Daueralarm. Dritter Lockdown. Und sein Versprechen ist: noch mehr Stress? Merz

ist fest davon überzeugt, ein begnadeter Redner zu sein. Ich bin sicher, er hat seine Rede selbst geschrieben. Fünfzehn Minuten ohne einen Satz, der ans Herz geht. Auch das ist eine Kunst.

Ich hatte immer schon Zweifel an der Eignung von Friedrich Merz als Spitzenkandidat. Ich kann nicht sagen, dass mich der CDU-Parteitag eines Besseren belehrt hätte. Ich glaube halt, dass die Wähler niemanden an der Spitze wollen, der immer so wirkt, als ob er einen Stock verschluckt hätte.

Das Problem an Merz ist nicht die angebliche Rückwärtsgewandtheit, die ihm unterstellt wird, sondern die Verspanntheit, die in nahezu jeder öffentlichen Wortäusserung zutage tritt. Nur Merz bringt es fertig, auf die Frage, worüber er mit seinen Kindern am Abendbrottisch rede, zu antworten: über die Generationengerechtigkeit. Klar, worüber auch sonst?

Ich kenne kaum einen Politiker, der so auf Distanz zu Menschen bleibt. Vielleicht verachtet er sie insgeheim, das ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist er im Kontakt erstaunlich unbeholfen. Ein Auftritt von Merz geht so: Er kommt rein. Er hält seinen Vortrag. Er grüsst ins Publikum. Er geht.

Seine Sprödigkeit hat ihn nicht daran gehindert, eine treue Fangemeinschaft auszubilden. Merz erfüllt die Sehnsucht von Menschen, die denken, dass Politik eine schmutzige Sache sei. Er verkörpert den Typus des Antipolitikers, der mit kaltem Sachverstand aufräumen wird, wenn die Zeit gekommen ist. Dass gerade die Politik ein Geschäft ist, das ein Gefühl für Menschen, ihre Stimmungen, Nöte und Ängste, verlangt, wird dabei übersehen. Das Problem hat Laschet nicht. Er mag zu weich wirken, aber dass er kein Gefühl für Stimmungen, auch Stimmungsumschwünge hätte, das kann man ihm nicht vorwerfen.

Grosses Selbstbewusstsein

Der nächste Schritt ist jetzt die Kanzlerkandidatur. Söder oder Laschet? Die Ergebnisse der Meinungsforschung sprechen für Markus Söder. Vor einigen Tagen kursierte eine Umfrage, nach der 46 Prozent der Deutschen für Söder sind, aber nur 21 Prozent für Laschet. Andererseits verfügt Laschet in der Union über die stärkeren Bataillone. Ausserdem hat er ja gerade erlebt, dass man sich an allen Umfragen vorbei an die Spitze mogeln kann. Warum sollte er dem Ministerpräsidenten aus Bayern also den Vortritt lassen?

Ich habe Laschet ein paar mal getroffen. Ich hatte nicht Eindruck, einem Mann zu begegnen, der an einem Mangel an Selbstbewusstsein leidet. Er trägt dieses nur nicht so offen zur Schau wie andere, auch darin ähnelt er Helmut Kohl.

Vom Kanzler der Einheit kann man lernen, welche unterschätzte Tugend in der Politik die Geduld ist. Neun lange Jahre wartete der schwarze Riese auf seine Chance – bis dann der bewunderte Weltökonom Helmut Schmidt so zermürbt vom Kampf mit der eigenen Fraktion war, dass Kohl die Macht gewissermassen in den Schoss fiel. Dann liess er sie allerdings sechzehn Jahre auch nicht mehr los, zur wachsenden Verzweiflung der Gegner, die seine Wahl zum Bundeskanzler für einen Betriebsunfall gehalten hatten, den die Geschichte schnell korrigieren werde.

Die grösste Gefahr, die einem auf dem Weg ins Kanzleramt droht, ist die Ungeduld der Partei. Je länger es dauert, bis sich Erfolge einstellen, desto vernehmbarer werden die Neider und Schlechtredner, die aus der Kulisse heraus kluge Anmerkungen geben. Das Einzige, was man als Kandidat in dieser Zeit tun kann, ist, die Angriffe ins Leere laufen zu lassen. Das setzt Disziplin und auch eine gewisse

Leidensfähigkeit voraus. Laschet verfügt über beides. Er wurde schon so oft gewogen und für zu leicht befunden, dass er sich an die Abwertung gewöhnt hat.

Die Merz-Anhänger leben im Glauben, dass die CDU zur alten Grösse zurückfinden würde, wenn sie nur endlich die Veränderungen rückgängig machte, die Angela Merkel der Partei zugemutet hat.

Ich kann den Schmerz verstehen, mir ist jede Linkswende ebenfalls ein Graus. Die Wahrheit ist nur, dass Deutschland ein durch und durch sozialdemokratisches Land ist. Auch der von mir bereits erwähnte Helmut Kohl war als Kanzler nicht der konservative Recke, zu dem ihn die Erinnerung gemacht hat. Kein Bundes-

Die grosse Frage ist jetzt, ob es Laschet gelingen wird, die Merz-Fans für sich zu gewinnen.

kanzler hat den Sozialstaat mehr ausgebaut als er. Im Kabinett gaben Leute wie Rita Süssmuth, Norbert Blüm und der später zum Attac-Jünger bekehrte Heiner Geissler den Ton an, alles Herz-Jesu-Marxisten, die auch bei den Grünen gut aufgehoben gewesen wären.

Die grosse Frage ist jetzt, ob es Laschet gelingen wird, die Merz-Fans für sich zu gewinnen. Wie man hört, sind die Merz-Anhänger sehr unglücklich über den Wahlausgang. Aus den ostdeutschen Landesverbänden kam die Nachricht, dass man die CDU nach der Wahl von Laschet zum Parteivorsitzenden für verloren halte. Merz oder keiner, ist dort die Lösung. Es klang so, als würde sich jetzt eine Pro-Merz-Bewegung formieren, die nach amerikanischem Vorbild eine Neuauszählung verlangt. «Stop the Steal!» *Recount now!*

Wie die Jusos

Ich sehe, was die Einheit der Union angeht, nicht ganz so schwarz. Auch nach der Nominierung von Joe Biden gab es wilde Drohungen, in diesem Fall vom linken Flügel der Demokraten vorgetragen, lieber zu sterben, als für Biden zu stimmen. «Bernie or Bust», lautete der Schlachtruf der Bernie-Sanders-Fans. Am Ende war die Angst vor Donald Trump doch grösser.

Ich glaube, vielen ist derzeit nicht klar, wie wenig fehlt, dass die andere Seite das Rennen macht. In der Union leben sie im Hochgefühl, der Konkurrenz in den Umfragen weit enteilt zu sein. Wenn man sich in Berlin umhört, dann ist Schwarz-Grün ausgemachte Sache.

Ich bin nicht so sicher, dass es wirklich so kommt. Klar, wenn man die Umfragen ansieht, trennt die Union von der SPD ein komfortabler Vorsprung. Auch zu den Grünen gibt es einen ordentlichen Abstand. Aber viele Umfragestimmen sind keine Stimmen für die

CDU, sondern Stimmen für Angela Merkel. Die grosse Frage ist, was die CDU ohne die Kanzlerin wert ist. Meine Schätzung wäre: irgendetwas zwischen 28 und 30 Prozent. Es spricht für die Intelligenz von Laschet, das in seiner Bewerbungsrede offen angesprochen zu haben.

Die Wahl für Merz wäre der Bruch gewesen, auch der Bruch mit den vergangenen fünfzehn Jahren. Was er für ein Argument hielt, das für ihn sprach, war letztlich das entscheidende Argument gegen ihn. Im Gegensatz zur SPD war die CDU immer eine Partei, der Machterhalt (oder Machtgewinnung) sehr viel wichtiger ist als Programmtreue. Die Merz-Anhänger sind wie die Jusos, die sich endlose Debatten darüber liefern, wofür es sich zu kämpfen lohne. Die meisten Mitglieder der CDU hingegen interessiert nur, ob ihr Mann oder ihre Frau im Kanzleramt sitzt.

Man kann das prinzipienlos nennen – oder pragmatisch. Es ist in jedem Fall ein erprobter Weg, die Macht zu halten.

Jan Fleischhauer ist Autor und Kolumnist bei *Focus* und zählt zu den profiliertesten Journalisten Deutschlands. Kürzlich erschien sein neues Buch: *How dare you! Vom Vorteil, eine eigene Meinung zu haben*, wenn alle dasselbe denken. Siedler. 304 S., Fr. 31.90.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Hueber, Gaillard, Gasser, Zanetti, Biden



Wo er recht hat: Serge Gaillard (SP).



Blitz-Comeback: Claudio Zanetti (SVP).

Ignazio Cassis, Vorausdenker, bereitet sich auf 2022 vor. Dann wird der Tessiner FDP-Mann nämlich Bundespräsident. Wohl auch deswegen kommt es jetzt zu einigen Veränderungen an der Spitze seiner Kommunikationsabteilung. So gab das Departement für auswärtige Angelegenheiten bekannt, dass **Sebastian Hueber** nach bloss zwei Jahren abtritt. In der Öffentlichkeit nahm man den Cassis-Informationsschef nicht besonders wahr. Er war hauptsächlich mit der Reorganisation seiner Abteilung beschäftigt – und ist, zugespitzt gesagt, jetzt selber auch ein Opfer dieser Umstrukturierungen. Jedenfalls sind Hueber und seine Chefs zur Überzeugung gekommen, dass er für die kommende Phase nicht mehr der richtige Mann ist. Wer ihn ersetzen soll, steht aber noch nicht fest. (hmo)

Serge Gaillard, Funktionär, tat in einem Interview mit der NZZ einen wahren Satz: Behörden würden dazu neigen, den Status quo zu verwalten. Neue Impulse müssten auch aus dem Parlament kommen. Ob er damit gemeint hat, dass National- und Ständeräte die Verwaltung mit noch mehr Vorstössen fluten sollen, nachdem das Jahr 2020 in dieser Hinsicht alles bisher Dagewesene übertraf, weiss man nicht genau. Gaillard wird sich damit auf jeden Fall nicht mehr abmühen müssen: Er geht Ende Januar in Pension. (hmo)

Adrian Gasser, Justiz-Revolutzer, weht in Bundesbern ein kalter Wind entgegen. Der Unternehmer findet für seine Justizinitiative, mit der Bundesrichter künftig per Losverfahren bestimmt würden und ohne Wiederwahl bis zum Alter von siebzig Jahren im Amt bleiben könnten, keine Unterstützung. Die nationalrätliche Rechtskommission empfiehlt Gassers Begehren zur Ablehnung, und auch

für einen Gegenvorschlag gibt es keine Mehrheit. Dies dürfte vor allem die vielen Richter enttäuschen, die in den letzten Monaten kräftig für einen Gegenvorschlag zu Gassers Begehren lobbyiert haben: Ihnen geht es vor allem darum, endlich die Mandatssteuern loszuwerden, die sie heute ihrer Partei abliefern müssen. (fon)

Claudio Zanetti, Comeback-Kid, kehrt in die nationale Politik zurück. Der vor gut einem Jahr abgewählte Nationalrat schafft es übernächste Woche zwar nicht ganz ins Bundeshaus, aber immerhin ins nur wenige Meter davon entfernte Medienzentrum. An einem Point de Presse tritt der SVP-Mann gegen seine Leute auf. Im Gegensatz zur Rechtspartei lehnt der Zürcher ein Burka-Verbot resolut ab und weibelt gegen «staatliche Kleidervorschriften». Neue Freunde in der SVP wird er sich mit dieser Aktion nicht machen. Doch seine Kollegen können beruhigt sein: Es dürfte nach diesem Auftritt wieder eine Weile dauern, bis sich Zanetti in Bern erneut öffentlich in Szene setzen kann. Ein Blitz-Comeback sozusagen. (odm)

Joe Biden, Überflieger, hätte sein Amt fast nach einem tragischen Todesfall angetreten. Die Behörden in Australien wollten eine zu Ehren des neuen Präsidenten «Joe» getaufte Renntaube töten, weil sie ein Risiko für die Biosicherheit darstellen soll. Aufgrund eines Fussrings nahm man an, dass Joe, der völlig erschöpft im 13 000 Kilometer entfernten Melbourne aufgegriffen wurde, bei einem Rennen im Bundesstaat Oregon ausgebüxt sei. Wie sich dann zeigte, ist der inkriminierende Fussring offenbar gefälscht – und Joe eine gewöhnliche australische Taube. Das Todesurteil wurde darum wieder aufgehoben. (ky)

Anschläge auf die Wirtschaftsfreiheit

Landauf, landab stehen sich die Unternehmer derzeit die Beine in den Bauch. Ihre Läden sind geschlossen. Tristesse, wohin das Auge blickt. Dabei steht in der Bundesverfassung: «Die Wirtschaftsfreiheit ist gewährleistet.» Einen einklagbaren Anspruch darauf gibt es aber nach herrschender juristischer Auffassung nicht. Gestandene Unternehmer sind jetzt auf die Mildtätigkeit des Staats angewiesen, den sie finanzieren. Das Dasein als Fürsorgeempfänger ist etwas, was viele von ihnen bis ins Mark ihres Selbstverständnisses trifft. Statt staatlichen Zuwendungen nachzujagen, würden sie ihre Geschäfte lieber öffnen und – mit aller epidemiologisch gebotenen Vorsicht – ehrliches Geld verdienen. Die Wirtschaftsfreiheit ist, was Covid betrifft, nicht gewährleistet.

Totales Werbeverbot

Die Politik flirtet seit langem mit einem nonchalanten Umgang mit der durch die Verfassung geschützten unternehmerischen Freiheit. So berät die Gesundheitskommission des Ständerates in diesen Tagen, ob sie auf kompletten Werbeverboten für Tabakprodukte beharren möchte. Aus Sicht von Urs Saxer, Titularprofessor für Staatsrecht an der Universität Zürich, ist dies «ein juristisch grösserer Sündenfall als alles, was man jetzt bei Covid unter dem Titel Wirtschaftsfreiheit diskutiert», weil es die Verfassung verletze.

Sein Gutachten hebt die Werbefreiheit als wichtigen Bestandteil der Wirtschaftsfreiheit hervor. «Ein derart weitreichendes Werbe- und Vermarktungsverbot», wie es der Ständerat mit dem Tabakproduktegesetz bislang möchte, sei «eine unverhältnismässige Massnahme». Die Wirtschaftsfreiheit schütze auch das Recht der Tabak- und Werbeindustrie, «ihre Produkte, die nach wie vor legal produziert, verkauft und konsumiert werden dürfen, zu bewerben».

Wenn Politiker sich neuerdings als Ernährer und Erziehungsberechtigte des Volkes verstehen, sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt: Warum nicht Werbung für dickmachende Schokolade verbieten? Oder für klimaschädliche Autos? Nach Ansicht Saxers zielen Werbeverbote auf den Kern der wirtschaftlichen Freiheit. Und im Gegensatz zu anderen Grundrechten könne man nicht einmal an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gelangen – das Wort «Wirtschaftsfreiheit» kommt in der Konvention nicht vor. *Florian Schwab*



Bilder: © Nordsee Schleswig-Holstein

Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt» Auf den Spuren von Theodor Storm

Erholung und Erlebnis paaren sich in Husum, der direkt an der Nordsee gelegenen Heimatstadt Theodor Storms. Auf der 6-tägigen Exkursion erleben Sie die Gezeiten mitten im Ort, denn der Binnenhafen ragt bis in die Innenstadt hinein. Sie wohnen im Geniesser-Hotel «Altes Gymnasium» und geniessen den Charme der alten Schule.

Das Hotel «Altes Gymnasium» in Husum befindet sich in zwei ursprünglich als Gymnasium errichteten Backsteingebäuden aus dem 19. Jahrhundert. Die ehemaligen Klassenzimmer des 1867 errichteten Schulhauses wurden zu gemütlichen, äusserst komfortablen Zimmern und Suiten umgebaut.

Husum erkunden Sie sogleich nach der Ankunft. Auf die Spuren Theodor Storms begeben Sie sich am darauffolgenden Tag Ihrer Reise. In Husum wurde der Schöpfer der berühmten Novelle «Der Schimmelreiter» geboren, hier hat er einen grossen Teil seines Lebens verbracht. Auf der literarischen Führung erleben Sie «die graue Stadt am Meer» mit seinen Augen.

Für unvergessliche Eindrücke sorgen die wunderschöne nordfriesische Reetdach-Architektur und das Unesco-Weltnaturerbe

Wattenmeer. Zauberhaft ist die Grachtenrundfahrt in Friedrichstadt, faszinierend die Führung im Multimar-Wattforum in Tönning und spektakulär der zwölf Kilometer lange Sandstrand in St. Peter-Ording. Auf der Hanswarft wird Ihnen in der Schutzstation Wattenmeer diese besondere Landschaftsform anschaulich gezeigt.

Eine fakultative Schifffahrt zur Hallig Hooge bietet Ihnen die Möglichkeit, hier eine ganz besondere Lebensart zu entdecken. Selbstverständlich steht auch ein Ausflug zur Insel Sylt auf Ihrem Programm. Die einzigartige Naturlandschaft wird Sie ebenso begeistern wie das gesamte Reiseprogramm.

Buchen ohne Risiko

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 31.03.2021 kostenlos stornieren!

Platin-Club-Spezialangebot

Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt»

Datum:

2. bis 7. Mai 2021

Leistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Hoteltransfer
- 5 Übernachtungen mit Halbpension im Hotel «Altes Gymnasium»
- Austernverkostung mit Prosecco
- Stadtrundgang Husum
- Ausflug «Weltnaturerbe Wattenmeer» inkl. Grachtenrundfahrt
- Ausflug «Nordseeinsel Sylt»
- Ausflug «Auf den Spuren von Theodor Storm»
- Qualifizierte Reiseleitung
- Reiseunterlagen, Insolvenzversicherung

Preis:

Für Weltwoche-Abonnenten: Fr. 1770.–
 Für Nicht-Abonnenten: Fr. 2070.–
 Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Zwischen Alltag und Land unter auf der Hallig Hooge» (Fr. 140.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

MÖRGELI

Bundespoltbildner in der Bundesrepublik

In Deutschland gibt es eine «Bundeszentrale für politische Bildung». Diese wurde 1952 für den sogenannten Heimatdienst gegründet und sollte die nazistisch verführten Staatsbürger zur Demokratie erziehen. Zum ersten Leiter dieser Entnazifizierungsbehörde wählte man das frühere NSDAP-Mitglied Paul Franken. Heute besteht die Aufgabe der 220 Beamten mit 65 Millionen Euro Budget darin, die schulische wie die ausser-schulische politische Bildung von Jung und Alt zu verwalten.

Hauptaufgabe der Bundeszentrale für politische Bildung ist es, «das demokratische Bewusstsein zu festigen und die Bereitschaft zur politischen Mitarbeit zu stärken». Und wie werden diese hehren Ziele erreicht? Zum Beispiel mit dem Heft 239 («Informationen zur politischen Bildung»), in dem die Frage diskutiert wird, warum Deutschland keine direkte Demokratie braucht. Die Antwort der Bundeszentrale lautet so: «Mangelnder Sachverstand, politisches Desinteresse vieler Bürger, Unüberschaubarkeit der politischen Prozesse, Gefahr der Emotionalisierung, organisatorische Probleme». Ob diese hochnäsige, elitäre Politikerantwort die Bevölkerung zu Demokratie und Mitwirkung anregt, scheint zweifelhaft.

Kürzlich liess die Bundeszentrale für politische Bildung zum Thema Linksextremismus Folgendes verlauten: «Im Unterschied zum Rechtsextremismus teilen sozialistische und kommunistische Bewegungen die liberalen Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.» Die linken Brüder sind also – behördlich verbrieft – die besseren Extremisten. Denn sie zerstören, prügeln und töten für das Gute. Immerhin wurde der zitierte Satz nach einem Sturm der öffentlichen Entzündung wieder gelöscht.

Die eigentümliche Bundeszentrale für politische Bildung müsste die Bevölkerung zur Demokratie animieren. Doch wehe, wenn die Bevölkerung diese dann auch einfordert und in Sachfragen mitbestimmen will. 82 Prozent der Deutschen haben das Gefühl, politisch kein Gehör zu finden. Doch sie wählen ihre Politiker trotzdem immer wieder. Deutschland bleibt das Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten.

Christoph Mörgeli

Wie wir Corona besiegen

Hoffen auf die Impfung, den Sommer, die Durchseuchung? Besser wäre es, das Land für vier Wochen stillzulegen.

André Kistler

Wir müssen dem Virus immer voraus sein. Das haben wir bereits vor einem Jahr gelernt. Aber unser föderalistisches schweizerisches System arbeitet naturgemäss langsam. Darum kennen wir das Notrecht. Wenn wir weiterhin versuchen, uns mit halbherzigen Massnahmen durchzuwursteln, werden wir noch längere Zeit grösste Mühe mit dem Virus haben. Und gleichzeitig drängen diese launischen und widersprüchlichen Corona-Massnahmen immer weitere Bereiche unseres Gewerbes in den Ruin und die Bevölkerung in berechtigtes Unverständnis, in Wut und Ungehorsam.

Viren sind keine Lebewesen

Selbstverständlich kann man darauf hoffen, dass die Impfungen, die Durchseuchung und der Sommer dereinst die Epidemie beenden. Aber leider bestehen grosse Risiken, dass das Virus weiterhin mutiert und immer wieder neue Wege findet, sich zu vermehren. Solange wir Menschen normale Kontakte pflegen.

Viren sind keine Lebewesen. Wenn wir die Kontakthäufigkeit drastisch reduzieren, kann sich das Virus nicht mehr verbreiten. Das Ziel ist eigentlich jedermann klar, wir müssen die täglichen Corona-Fallzahlen drastisch senken, idealerweise auf unter hundert. Und dies erreichen wir garantiert (globale Beispiele sind mehrere bekannt) mit einem scharfen Lock-

down, welcher die Schweiz während vier Wochen stilllegt. Schliessung aller Läden und Geschäfte, ausser derjenigen, welche lebensnotwendige Produkte anbieten. Schliessung aller Freizeit- und Kulturbetriebe. Schliessungen. Home-Office, wo möglich. Umfassendes Ausgehverbot: Das Haus darf nur für Arbeitsweg, Arztbesuche, Spaziergänge und Joggen verlassen werden. Allerorten Maskenpflicht, ausser zu Hause.

Das sind drastische Massnahmen, aber sie sind strikt beschränkt auf vier Wochen. Die Bevölkerung wird diese Massnahmen akzeptieren, weil sie einleuchtend und absehbar sind. Und weil wir dafür entschädigt werden. Denn alle wissen, in einem Monat können wir endlich wieder unser geliebtes und gewohntes Leben aufnehmen.

Nach diesem Lockdown bestehen lediglich zwei Einschränkungen: erstens scharfe Grenzkontrollen und zweitens ein lückenloses Tracing. Das heisst: stringente Überwachung unserer Landesgrenzen und Flughäfen. Grenzübertritte nur mit aktuellem, negativem Testausweis. Jeder einzelne neue Corona-Fall ist ein Alarm an die Behörden. Den Kontakten wird sorgfältig und umfassend nachgespürt, und die Quarantänen werden kontrolliert. Es bedarf einer griffigen, scharfen und durchsetzbaren Bussenregelung bei Verstössen gegen die Einschränkungen.

Es besteht kein Zweifel: Wenn die Schweiz den Weg eines wirklich scharfen Lockdowns geht, dann sind unsere Lebensaussichten wieder hell und erfreulich. Gewerbe, Kulturbetriebe und Wirtschaft wären nachhaltig gerettet. Die Verantwortung für diesen goldenen Weg liegt bei der obersten politischen Führung in diesem Land. Der Bundesrat muss sich zusammenraufen und endlich Verantwortung übernehmen!

Es braucht diese eine klare Vision: Wir wollen Corona nachhaltig ausradieren und opfern vier Wochen dafür! Es ist eine Frage der Logik. Je länger wir zuwarten, desto grösser der Schaden.



«Und mit dieser All-in-one-Lösung können Sie Ihre Mitarbeiter perfekt steuern...»

André Kistler zählt zu den renommiertesten Vermögensverwaltern der Schweiz.

Weniger Staat – mehr Hirslanden

Künstliche Verknappung der Impfstoffe zwecks Erhöhung der Renditen für Superreiche.



Die Impffrage spaltet neu nicht nur die Schweiz, sondern auch die Parteien in der Schweiz. Die Basis der SVP ist impfkritisch. Sie hält mehrheitlich nichts von diesem ausländischen Gentech-Zeugs. Christoph Blocher teilt seiner Basis mit, er wäre längst tot, wenn er sich nicht jedes Jahr gegen Grippe impfen liesse. Deshalb gilt: Jeder Tag, an dem man später impft, führt zu mehr unnötigen Todesfällen.

Die Delegation der Kompetenzen vom Bund an die Kantone war ein Schuss ins Ofenrohr. Der SVP-verseuchte Kanton Thurgau hat dabei den Vogel abgeschossen. Nirgends in der Schweiz wurden – Stand Ende letzter Woche – weniger Menschen geimpft als in Mostindien.

Der zuständige SVP-Gesundheitsdirektor ist ein Arbeitsverweigerer. Anstatt das Impfen zu organisieren, unterschrieb er einen Leistungsvertrag mit der Privatklinik-Unternehmung Hirslanden. Denn gemäss rechtem Lehrbuch führt ja weniger Staat zu mehr Effizienz. Wahr ist: Der Thurgauer SVP-Gesundheitsdirektor Urs Martin war von 2010 bis 2020 zu gut bezahlter Public-Affairs-Manager der Hirslanden-Gruppe.

Nicht genug «Sauhäfeli, Saudeckeli»: Anstatt die Alten in den Thurgauer Altersheimen zu impfen, wurde der südafrikanische Milliardär Johann Rupert, der wichtigste Aktionär der Hirslanden-Gruppe, vorschriftswidrig vorab geimpft. In jedem funktionierenden demokratischen System hätte man den Rücktritt des zuständigen Ministers verlangt. Nicht so im Thurgau. Auftragnehmer Hirslanden entschuldigte sich. Und so wischte der SVP-verseuchte Kanton Thurgau – schwuppdiwupp – den Skandal vom Tisch.

Biontech und Pfizer bauen ihre Produktionsstrasse in Belgien erst jetzt um. Die versprochenen Lieferungen verzögern sich. Warum? Auch Astra Zeneca kann – weswegen auch immer – nicht liefern. Versagt der Kapitalismus in der Krise, oder verknappen die Hersteller die Impfstoffe, um höhere Preise durchzusetzen? *Affaire à suivre.*

Die Schweiz will bis Ende Juni alle Personen, die sich impfen lassen wollen, geimpft haben. In Frankreich wird dies bis Ende August dauern und in Deutschland bis Ende Oktober. Wir haben schwergewichtig auf Moderna und

Oberwalliser Hausarztpraxen haben pro Tag bereits bis zu hundert Risikopatienten geimpft.

Lonza gesetzt. Wenn wenigstens sie halten, was sie versprochen haben, sind wir schneller unterwegs als andere.

Wer weiss, welche Risikopatienten man in welcher Reihenfolge impfen sollte? Erstens die Krankenkassen und zweitens die Hausärzte. Unsere Krankenkassen sind scheinotote Kraken, die sich nicht einmal in der Pandemie zu Wort melden. Umgekehrt gibt es kantonale Ärztesellschaften, die sich auf die Socken gemacht haben.

Für die umtriebige Präsidentin der Walliser Ärzte, Dr. Monique Lehky Hagen, sind Impfzentren «bireweich». Entgegen den staatlichen Vorgaben hat sie durchgesetzt, dass vorerst nur die Hausärzte und Spitäler impfen. Einzelne

Oberwalliser Hausarztpraxen haben pro Tag bereits bis zu hundert Risikopatienten geimpft. Logo, weil sie ja schon alle Patientendaten haben, geht das schnell. Jetzt müssen sie auf Nachschub warten.

Tauchen wir ein in das Mengengerüst des Oberwallis, das strukturell von jenem im Thurgau nicht gross abweichen wird. Auf 80 000 Einwohner kommen in Praxen und Spitälern 60 Ärztinnen und Ärzte, die impfen können und wollen. Im Juni müssen diese, wenn wir Alain Berset glauben dürfen, jeden Tag 1200 Oberwalliserinnen und Oberwalliser impfen. Zusammen mit den Apotheken, die bis dann auch so weit sein werden. Macht lächerliche 15 schnelle Pikse pro Arzt, pro Ärztin und Tag. Besonders, da es ja im Juni 2021 um die zweite Impfung geht. Die Vorgaben von Berset kann man so mit links erfüllen.

Noch erhält die Ärzteschaft pro Dosis nur Fr. 14.70. Das heisst bei zwei Impfungen Fr. 29.40. Neu werden sie im Rahmen von laufenden Tarmed-Verhandlungen wohl auf 60 Franken kommen. Macht pro Nase durchschnittlich 60 000 Franken aus. Immer noch günstiger als jede andere Lösung.

Im sich weiter beschleunigenden Impfkampf gegen die Pandemie wird sich zeigen, dass Impfzentren genauso überflüssig sind wie Leistungsverträge mit den Hirslanden-Kliniken des impf-giggerigen Milliardärs Johann Rupert.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Eine Art Blindflug

Anne Lévy sollte frischen Wind in das angeschlagene Bundesamt für Gesundheit bringen. Bislang ist sie eher als Verwalterin des Stillstands aufgefallen.

Hubert Mooser

Sie ist das neue, freundlich lächelnde Gesicht der Corona-Krise: die schmallippige Direktorin des Bundesamtes für Gesundheit (BAG), Anne Lévy. Und bisher machte sie bei ihren öffentlichen Auftritten auch *bella figura*. Aber es gibt noch eine andere Anne Lévy. Eine, die in der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK) Parlamentarier mit flapsigen Antworten vor den Kopf stösst und verbale Zusammenstösse mit Volksvertretern provoziert.

Der erste Zwischenfall ereignete sich während der Wintersession des Parlaments, in einer abendlichen Sitzung der SGK des Nationalrats. Es ging um die Frage der Beizen- und Geschäftsschliessungen vor den Festtagen. Dagegen wehrten sich einige bürgerliche Parlamentarier. Genervt gab Lévy zurück: «Wenn ihr das wollt, dann müsst ihr auch die Verantwortung für die Toten übernehmen.» Selbst Linke wie Gewerkschaftsbundpräsident Pierre-Yves Maillard fanden Lévy's Antwort dreist.

Es fehlt an Fingerspitzengefühl

Offenbar war es keine einmalige Situation. In einer der letzten SGK-Sitzungen gab es einen weiteren Zusammenstoss, als die BAG-Direktorin den Teil-Shutdown wirtschaftlich be-

Als Dank für den Einsatz während der Krise bedachte sie das Personal mit Gutscheinen für die Kantine.

gründen wollte. Einzelne SVP-Nationalräte rieten ihr, sie solle das besser bleiben lassen, davon verstehe sie ohnehin nicht viel. Liegt es am Stil von Lévy, die etwas direkter kommuniziert als ihr Vorgänger Pascal Strupler, wie Kommissionspräsidentin Ruth Humbel findet, die sie sonst aber in Schutz nimmt? Oder liegen die Nerven nach einem Jahr Corona-Krise mit wiederholten Shutdowns bei vielen blank? Die Situation sei leicht angespannt, sagt Humbel, die Diskussionen in der SGK deshalb manchmal ruppig.



Gute Laune: BAG-Chefin Lévy.

Dass es Lévy etwas am notwendigen Finger-spitzengefühl fehlt, obwohl sie beim Publikum sonst sympathisch rüberkommt, hat sie allerdings schon in ihrer früheren Position, als Chefin der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel, bewiesen. Als Dank für den harten Einsatz während der Corona-Krise bedachte sie das Personal mit Essensgutscheinen für die haus-eigene Kantine. Das kam nicht besonders gut an. Einzelne fanden, sie hätte besser gar nichts gemacht als das.

Die neue BAG-Chefin stammt aus einer be-kannten, alteingesessenen jüdischen Familie in Bern. Vater Philippe Lévy, der vor knapp drei Jahren starb, war zuerst Handelsdiplomate im Departement von FDP-Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz. Er wurde danach Chef der Muster-messe in Basel, später leitete er die Organi-sation Transparency International Schweiz, die Korruption in der Schweiz und in den Ge-schäftsbeziehungen von Schweizer Akteuren mit dem Ausland bekämpft. Er galt als ein un-ermüdlicher Kämpfer für eine bessere, libera-lere und offenere Welt. Auch die Diplomaten-tochter ist beseelt von der Idee, das Richtige und das Gute zu tun.

Bevorteilt sie Basel?

Sie wuchs in Bern und Basel auf, studierte Politikwissenschaften in Lausanne, ihr erster Job führte sie Mitte der 1990er Jahre zu-rück nach Bern, wo sie als Spezialistin für Drogenfragen bei der Stadtverwaltung arbei-tete. Nach fünf Jahren gab sie die Stelle auf und zügelte für ein Jahr nach New York. Ab 2001 war sie dann im BAG tätig, wo sie zu-letzt die Sektion Alkohol und Tabak leitete. Sie war in dieser Funktion treibende Kraft eines Präventionsgesetzes – das man vor allem als «Umerziehungsgesetz» empfand. Wer raucht, trinkt, zu viel isst, ungeschützten Geschlechts-verkehr hat, wird krank und schädigt damit die Volkswirtschaft, lautet der Grundtenor der Botschaft. Die Vorlage war chancenlos.

Den Absturz der Vorlage 2012 erlebte Lévy aus der Ferne. Der Basler Gesundheitsdirektor Carlo Conti (CVP) holte sie 2009 vom BAG zu sich ins Gesundheitsdepartement als Leiterin des Bereichs Gesundheitsschutz. Fünf Jahre später wurde sie Direktorin der Universitäts-klinik von Basel, da leitete Conti-Nachfolger Lukas Engelberger die Gesundheitsdirektion. Liegt es daran, dass bei anderen Gesundheits-direktoren der Eindruck entstand, sie bevor-teile die Basler gegenüber anderen Kantonen? Basel-Stadt hat vom Bund pro Kopf relativ viele Impfdosen zugeteilt bekommen.

Was hat sie überhaupt bewogen, von Basel nach Bern zu wechseln? «Meine neue Stelle im BAG», gibt sie schlaumeierisch zur Antwort. Es sei ihr aber schon klar gewesen, dass sie einen verantwortungsvollen Posten inmitten einer sehr grossen Krise annehme. Sie könne



aber auch auf ein hervorragendes Team bauen. Nach ihrer Nominierung erhielt sie von allen Seiten viele Vorschusslorbeeren; nach Strupler könne es nur noch besser werden. Sie bringe frischen Wind ins Amt. Besonders Engelberger und Conti lobten ihre Fähigkeiten.

Einige Lobpreisungen Contis lassen jedoch aufhorchen. So sagte Conti: Es sei nicht so, dass der- oder diejenige recht habe, die zuletzt

Ist das auf ihrem Mist gewachsen, oder übernimmt sie hier einen Positionswechsel Bersets?

mit ihr gesprochen habe, aber sie sei offen für überzeugende Argumente, die ihre Position hinterfragen könnten. Man braucht nicht viel Fantasie, um daraus den Schluss zu ziehen, die neue BAG-Chefin ändere gerne und häu-fig ihre Positionen.

Bisher ist sie vor allem als perfekte Ver-walterin des Status quo aufgefallen. Sie ist zum Beispiel gegen einen Eskalations-mechanismus, wie ihn die FDP und die an-deren Parteien forderten und den Gesundheits-minister Alain Berset vor den Medien zuerst ankündigte, dann aber sang- und klanglos schubladisierte. Lévy sagt dazu: «Gerade in dieser hochdynamischen Krisensituation ist es für unsere Arbeit zentral, dass wir schnell reagieren und entscheiden können. Ein starrer Mechanismus verhindert, dass wir situations-bedingte Entscheide treffen können.» Ist das auf ihrem Mist gewachsen, oder übernimmt sie hier einen Positionswechsel Bersets?

Drang an die Öffentlichkeit

Als eine der ersten Amtshandlungen im BAG setzte sie, wie schon an ihrem früheren Arbeitsort in Basel, durch, dass die Hunde mit ihren Herrchen und Frauchen ins Büro kommen dürfen. Sie verspricht sich davon gute Laune. Wahrscheinlich denkt sie dabei auch an sich selber und ihren italienischen Trüffelsuchhund Nöfä. Kritiker lästern, genauso könne man dem Personal erlauben,

die Grosseltern mitzubringen, damit könne man vielleicht ebenfalls das Wohlbefinden steigern.

Von ihrem Vorgänger unterscheidet sie sich darin, dass sie stärker an die Öffent-lichkeit drängt. «Mir ist es wichtig, zu erklären, warum es welche Massnahmen zu welchem Zeitpunkt braucht. Die Massnahmen sollen nachvollziehbar sein, damit die Bevölkerung sie versteht und mitträgt.» Aber verstanden hat man sie trotzdem nicht. Viele Gewerbe-treibende empfinden die Massnahmen als un-gerecht und als Benachteiligung der kleinen Geschäfte gegenüber den Grossverteilern.

Polizei im Haus

Offenbar wird sie inzwischen sogar bedroht. Fragen dazu beantwortet sie nicht, eben-so wenig wie zu ihrer familiären Situation. Das Onlineportal Nau.ch berichtete in den letzten Tagen wiederholt über eine erhöhte Polizei-präsenz vor dem Wohnhaus von Anne Lévy im Berner Quartier Kirchenfeld-Schoss-halde. Laut Augenzeugen drangen bewaffnete Beamte in ihr Wohnhaus ein. Später war von Fehlalarm die Rede.

Beim Schönreden von Problemen steht sie ganz in der Tradition des Amtes. Als das BAG nach der ersten und der zweiten Pande-miewelle auch den Impfstart verschlief, ver-suchte sich Lévy mit wolkigen Erklärungen auf allen Kanälen rauszureden. Das hat auch SGK-Präsidentin Humbel nicht unbedingt ge-fallen: «Man kann auch einmal zugeben, dass man von einer Situation überrascht wurde.»

Wenigstens gibt Lévy aber zu, dass die Be-wältigung der Corona-Pandemie eine Art Blindflug sei, bei dem man erst im Rückblick wisse, ob die Entscheide richtig waren.

Anzeige

Wissen
für Suchende

Klarheit
fürs
Leben



wissend.info

Darf man mit Menschen wie mir reden?

Mein Traum von einer besseren Social-Media-Welt entpuppte sich als Illusion. Schnell sperrten mich die Betreiber der neuen Hype-App Clubhouse aus.

Anabel Schunke

Vergangene Woche gab es fast nur ein Thema: Clubhouse. Eine neuartige Social-Media-App, die ihren Usern die Möglichkeit gibt, virtuelle Räume zu erstellen, in denen ausnahmslos live und via Audiofunktion diskutiert wird. Keine Likes, keine schriftliche Kommentarfunktion und keine privaten Messages. Dafür erwartet den Nutzer die Möglichkeit einer unkomplizierten, losen Zusammenkunft zu verschiedensten Themen – von Tinder-Dating über Immobilien-Tipps bis hin zu politischen und journalistischen Diskussionen.

Dass die App in Zeiten von Corona-bedingten Kontaktbeschränkungen für die meisten Nutzer eine willkommene Ablenkung von der Einsamkeit bietet, liegt auf der Hand. Zweifels- ohne wirft das die Frage auf, ob der Hype den Lockdown überdauern wird. Fakt ist aber: Clubhouse mag spontan und unkompliziert für diejenigen sein, die hier und da mal als Zuhörer zu einer laufenden Diskussion stossen. Wer jedoch selbst schon einmal einen «Room» moderierte oder als sogenannter Speaker aktiv an der Diskussion teilnahm, weiss, dass das in der Regel volle Aufmerksamkeit erfordert und daher auch schon einmal zwei, drei oder mehr Stunden in Anspruch nehmen kann.

Vor 1800 Zuhörern denunziert

Auch und gerade deshalb lässt sich bereits jetzt eine gewisse elitäre Kluft erkennen zwischen jenen, die bequem im Home-Office arbeiten können, und denjenigen, die immer noch jeden Tag zur Arbeit fahren, um dort ihre acht Stunden Dienst oder mehr abzuleisten. Vor allem in Bezug auf politische Diskussionen sorgte dieser Umstand in Deutschland früh dafür, dass jene, die medial den Ton angeben, diese Deutungshoheit alsbald auch auf Clubhouse für sich beanspruchten. Und seitdem wird sie erfolgreich durchgesetzt.

Der rein sprachliche Austausch bietet einige Vorteile: Das Niveau der Diskussionen ist ansprechend. Anders als bei Twitter, Facebook und Co. können sich die User nicht hinter dem geschriebenen Wort verstecken. Die Hemmschwelle für üble Beleidigungen ist höher. Und

vor allem: Es besteht die Möglichkeit, sich über politische Grenzen hinweg zu unterhalten – eigentlich.

Denn was die einen als Chance sehen, um auch ausserhalb der eigenen Blase ins Gespräch zu kommen, wird für andere schnell zur lästigen Begleiterscheinung, und sie verfallen ins Sich-gegenseitig-auf-die-Schulter-Klopfen. Dafür eignet sich die App hervorragend.

So fragte Anna-Mareike Krause, eine Journalistin, die früherer Head of Social Media



Störte die Wohlfühloase:
Autorin Schunke.

bei Tagesschau.de der ARD war, ihre Follower kürzlich auf Twitter, wie man denn dazu käme, überhaupt mit mir auf Clubhouse zu reden. Für Krause bin ich nämlich eine böse Rechte, weil ich mich an einer Clubhouse-Debatte über den deutschen Journalismus beteiligte. Als freischaffende Journalistin nahm ich an, Inputs in diesem «Club-Room» liefern zu können.

Was darauf geschah, folgte altbekannten Twitter-Mustern: Zweieinhalb Stunden diskutierten deutsche Medienschaffende darü-

ber, ob man mit Menschen wie mir reden dürfe. Zum Clubhouse-Meeting gesellten sich viele öffentlich-rechtliche Journalisten, die kein Problem darin sahen, das virtuelle Podium mit linksradikalen Aktivisten zu teilen. Weil ich mich ebenfalls einschaltete, hörte ich, wie ich vor 1800 Zuhörern als Nazi denunziert wurde.

Oft genug gemeldet

Personen, die im vorhergehenden Gespräch bestritten hatten, dass es eine Schlagseite im Journalismus gebe, verboten mir in der nächsten Runde, mich zu den Vorwürfen zu äussern. Meine Meinung wurde unterdrückt, während die Diskussion über mich munter weiterlief. Als ich daraufhin meinen eigenen Raum eröffnete, wurde ich von Clubhouse suspendiert. Als ich nach fast 24 Stunden wieder zur App zugelassen wurde, erfuhr ich den Grund für den Verweis: Ich wurde aus dem simplen Grund gesperrt, weil mein Profil oft genug gemeldet worden war, obwohl ich nichts Anstössiges gesagt oder getan hatte.

Nach nur einer Woche entpuppte sicher der Traum einer besseren Social-Media-Welt als Illusion. Und ich war vielleicht naiv, als ich anfänglich dachte, dass eine einzige Applikation die Spaltungen zwischen rechts und links überwinden kann, die über Jahre sorgsam gezüchtet worden war.

Vielleicht muss es aber auch gar nicht darum gehen. Vielleicht reicht es schon, die Wohlfühlblase derer, die die Deutungshoheit für sich beanspruchen, ein wenig mit der eigenen Anwesenheit zu stören. Daher werde ich auch in Zukunft nicht kritiklos aus Diskussionen abtreten und versuchen, respektvoll eine Auseinandersetzung zu erzwingen. Das Potenzial hat Clubhouse – zumindest so lange, bis wir das gute Gespräch in der Bar dem Virtuellen wieder vorziehen können. Aber bis dahin hängt vieles davon ab, wie die Clubhouse-Macher mit der *cancel culture* verfahren.

Anabel Schunke ist Politikwissenschaftlerin und freischaffende Journalistin, unter anderem für die Blogs «Tichys Einblick» und «Die Achse des Guten». Sie lebt in Braunschweig.

Ideologie und Realität

Die Gleichstellungslobby hat ein Problem: Kaum eine Frau klagt wegen Diskriminierung.



Die Schweiz, so hört man in diesen Tagen besonders häufig, ist in Sachen Gleichstellung eine Peinlichkeit. Das Frauenstimmrecht wurde im Bund erst vor fünfzig Jahren eingeführt, der Gleichstellungsartikel in der Verfassung – der Mann und Frau für gleichberechtigt erklärt und den Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit verankert – ist erst vierzig Jahre alt, und das Gleichstellungsgesetz, das Diskriminierungen im Berufsleben verbietet, gilt seit fünfundzwanzig Jahren. Dass es Frauen in der Schweiz auch heute noch schwer haben, schwerer als anderswo in Europa, ist mittlerweile zum politischen Dogma geworden, und dass sie ungerechterweise weniger verdienen als Männer, gilt als unumstössliche Tatsache.

Diese offizielle Version zum Stand der Gleichstellung wird gerade auch jetzt, rund um das Stimmrechtsjubiläum von kommenden Woche, unermüdlich herumgeboten. Doch wie viel davon ist wahr? In der Realität scheinen sich die Schweizer Frauen nämlich kaum diskriminiert zu fühlen; die Zahl jener, die sich gegen Benachteiligungen wehren, ist verschwindend klein.

Eine vom eidgenössischen Gleichstellungsbüro in Auftrag gegebene und dieser Tage publizierte Studie der Universität Genf hat die Praxis des Bundesgerichts zum Gleichstellungsgesetz untersucht und Interessantes zutage gefördert. So sind es im Schnitt lediglich fünf Fälle pro Jahr, die nach Lausanne oder Luzern gelangen, das ist ein Bruchteil aller arbeitsrechtlichen Streitigkeiten, die das höchste Gericht jährlich erledigt. Mehrheitlich

waren es Lehrerinnen beziehungsweise Kindergärtnerinnen und Krankenschwestern, die vor Bundesgericht zogen, und überwiegend ging es um den Lohn.

Angesichts der hartnäckigen Vorwürfe, dass Frauen gegenüber Männern beruflich benachteiligt seien, ist das verblüffend wenig. Vor allem auch, weil das Gleichstellungsgesetz das Klagen ziemlich vereinfacht. So muss eine Frau die Diskriminierung nicht beweisen, son-

Es gelte, Justizkreise «systematisch für Geschlechterstereotype» zu sensibilisieren.

dern nur glaubhaft machen, sie ist während des Verfahrens vor einer Kündigung geschützt, zudem sind Verbandsklagen zugelassen. Die Erfolgsquote variiert beträchtlich: Siebzig Prozent der Beschwerden wegen sexueller Belästigung lehnte das Bundesgericht ab, heisst es in der Untersuchung. Bei Beschwerden wegen diskriminierender Kündigung waren es über neunzig Prozent, und bei den Lohnklagen scheiterten sechzig Prozent.

Aus diesen Zahlen kann man unterschiedliche Schlüsse ziehen. Man kann sie so interpretieren, dass die Frauen hierzulande nicht derart schreiendes Unrecht erleben, wie es einem die Gleichstellungslobby gerne glauben machen möchte. Das gilt namentlich für den Lohn, wo heute allzu oft jeder «unerklärte» Unterschied kurzerhand als Diskriminierung dargestellt wird. Laut Bundesamt für Statistik verdienen Frauen im privaten Sektor unerklärterweise etwa acht Pro-

zent weniger als Männer, im öffentlichen Sektor sind es knapp sechs Prozent (die Zahlen beziehen sich auf 2016). Allerdings werden wichtige Faktoren bei der Berechnung dieser «unerklärten» Lohn Differenz nicht berücksichtigt, beispielsweise die tatsächliche Berufserfahrung, die jemand mitbringt, aber auch Erwerbsunterbrüche, Arbeitszeitmodelle, Studienfach und Weiterbildungen. Ebenfalls ausgeklammert sind die individuelle Leistungsbereitschaft oder das Geschick bei Lohnverhandlungen. Das relativiert das Bild doch ziemlich. Es wird Fälle von Lohn diskriminierung geben – die gibt es immer –, aber dass Frauen heute systematisch unfair bezahlt werden, das ist eine steile Behauptung.

Die Genfer Studienautoren kommen erwartungsgemäss zu einem anderen Schluss. Die tiefe Zahl an Klägerinnen legen sie dahingehend aus, dass die Hürden fürs Prozessieren heute zu hoch seien. Daraus ergibt sich – wie könnte es anders sein – Handlungsbedarf. Der Zugang zur Justiz sei zu verbessern und zu vereinfachen, das Verbandsklagerecht zu stärken, so lautet die Empfehlung. Das Augenmerk müsse vor allem auf die Weiterbildung von Richtern, Anwälten und anderen Fachpersonen in Gleichstellungsfragen gerichtet werden. Es gelte, Justizkreise «systematisch für Geschlechterstereotype» zu sensibilisieren – offenbar in der Hoffnung, dass die Diskriminierungsklagen der Frauen damit endlich zunehmen. Anders gesagt: Wenn die Realität nicht zur Ideologie passt, muss man sie eben zurechtbiegen. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Finstere Tage in Washington

Joe Bidens Amtseinführung fühlte sich an wie eine Illusion, fürs Fernsehen inszeniert. Die Medien unterstreichen den Mythos, die Hauptstadt sei von Inland-Terrorismus bedroht.

Katie Hopkins

Washington D.C.

Mein Vater findet mich schwierig, und damit liegt er nicht ganz falsch. Wenn mir etwas verboten wird, ist das meist umso mehr Ansporn, das Verbotene erst recht zu tun – selbst wenn es mich unter normalen Umständen nicht sonderlich interessieren würde.

Das erklärt auch, warum ich nach Washington gereist bin, um die Inauguration von Joe Biden und seine ersten Tage im Amt zu beobachten. Man hatte mir gesagt, dass es lebensgefährlich sei, Washington sei «wie Beirut», Nationalgardisten würden ohne Warnung schießen. Grund genug also, hinzufahren. Ich wollte unbedingt herausfinden, was die Organisatoren der Amtseinführung vor mir verbergen wollten. Und das ist nicht so einfach.

Niemand ist da. Ich sage das nicht in jenem beckmesserischen Ton, in dem über die Grösse von Menschenmengen als Ausdruck von Popularität gesprochen wird. Erinnern Sie sich noch an den Hickhack über die Frage, wie viele Leute zu Trumps Amtseinführung im Vergleich zu der von Obama gekommen waren?

Frustration mit Händen zu greifen

Also, es ist buchstäblich kein Mensch da. Selbst am Tag der Inauguration sind gerade mal eine Handvoll Biden-Anhänger erschienen und ein paar Medienleute, die möglichst dicht vor der Absperrung stehen, in Sichtweite des Kapitols, um Material für die TV-Kameras zu finden.

Dies sollte ein historischer Tag für Amerika sein. Doch es fühlt sich an wie eine Illusion, fürs Fernsehen inszeniert, bis hin zu den arrangierten Fahnen und den Lichtsäulen entlang der Mall. Washington liegt wie ausgestorben da, nirgendwo sind normale Menschen zu sehen, dank den 25 000 Nationalgardisten, Polizisten und Geheimdienstagenten an jeder Kreuzung kommt mir die Stadt wie ein Militärcamp vor. Viele Nationalgardisten übernachteten in meinem Hotel; ich könnte mir keine besseren Mitbewohner vorstellen.

Aber ihre Frustration ist mit Händen zu greifen. Diese guten Männer und Frauen sind angereist, um hier, fern von Familie und Job,

Dienst zu tun. Aber zu welchem Zweck? Es ist unübersehbar, dass hier keine Gefahr droht. Die Medien bringen noch einmal ihre Bilder von den Unruhen vor dem Kapitol, um den Mythos zu unterstreichen, dass Washington von inländischem Terrorismus bedroht ist.

Die Stadt kommt mir vor wie eine gigantische Bühne, errichtet für ein Drama, dessen Skript die Demokraten selbst verfasst haben. Mir scheint, dass die Soldaten als Statisten dienen, für Massenszenen und um einen bestimmten Effekt hervorzurufen. Wenn man die Illusion erzeugen will, die Regierung Trump habe das Land in ein Kriegsgebiet verwandelt, gibt es kaum etwas Besseres, als Washington in eine «grüne Zone» zu verwandeln, alles rigoros abzusperren und von Soldaten, Mannschaftswagen und waffenstarrenden Sicherheitskräften bewachen zu lassen.

Ich glaube, ich habe nun die Antwort auf meine Frage – «Was soll ich in Washington nicht sehen dürfen?» – gefunden, und zum ersten Mal

Die neue Regierung glaubt, dass wir, das Volk, das Problem sind. Und sie will kein kritisches Wort hören.

habe ich in dieser Stadt Angst. Die neue Regierung glaubt, dass wir, das Volk, das Problem sind. Und sie will kein kritisches Wort hören.

Während Biden zu einer leeren Mall sprach, vor einem Fahnenmeer statt vor einer Menschenmenge, und peinliche weisse Unterwürfigkeit demonstrierte statt eines selbstbewussten «America first», stellte ich mir vor, welche Kräfte es brauchte, um eine solche Dystopie als Realität zu präsentieren.

«Bessere Engel»

In einer leeren Seitenstrasse fand ich eine einsame Biden-Anhängerin aus Texas, die angereist war, um noch einmal jene Begeisterung zu erleben, die sie vor vier Jahren bei den Pussy-Hat-Märschen empfunden hatte. Ob ich wisse, wo die ganzen Leute seien, fragte sie. Ich sagte, dass sie leider allein sei. Mein Bedauern war aufrichtig

gemeint. Denn ohne lebendige Menschen kann es keine Emotionen geben, keine Wut, keine Freude, keinen Jubel – wie bei einem seltsamen Kaiserschnitt, bei dem plötzlich ein Baby zur Welt kommt, ohne Schmerzensschreie oder erleichtertes Lachen der Mutter, ohne irgendwelche Gefühle.

Ich dachte an Abraham Lincoln, der in der Ferne erhaben dasass, und was er zu diesem traurigen Spektakel wohl gesagt hätte. Ein Gigant von einem Mann, der anhören musste, wie der mickrige Biden seine Worte kaperte. Mit welchem Recht sprach dieser, dem so viele Frauen übergriffiges Verhalten vorgeworfen haben, von den «besseren Engeln»?

Biden plagiierte auch Lincolns Aufruf zur Einheit. Bei seiner zweiten Amtseinführung 1865 hatte Lincoln die Amerikaner zur Versöhnung aufgerufen: «Lasst uns danach streben, das begonnene Werk zu beenden, die Wunden der Nation zu verbinden, für den zu sorgen, der die Last der Schlacht getragen hat.»

Doch mit Bidens Einheitsappell ist es so eine Sache. Unter Einheit versteht er, ein Amtsenthebungsverfahren gegen seinen Vorgänger anzustrengen. Brad Schneider, Abgeordneter aus Illinois, versteht darunter, die «einheimischen Terroristen» zu jagen, und Rachel Levine, Transperson und neue Staatssekretärin im Gesundheitsministerium, versteht darunter, dass Männer das Recht haben sollen, Frauentoiletten zu benutzen und in Frauen-Sportteams mitzumachen.

Wer bestimmt diese merkwürdigen Definitionen von Einheit, und an welche «besseren Engel» richten sie sich? Ist das wirklich der Wille des Volkes? Kamala Harris brüstet sich, sie sei als Attorney General von Kalifornien «für das Volk» angetreten. Ich schaue mich um und sehe in der ganzen Leere nur eine riesengrosse Lüge. Um das Volk zu entmachten, muss sie einfach nur warten.

Und fürs Erste hat also ein gebrechlicher 78-Jähriger das Präsidentenamt übernommen, der sich beeilen wird, den Globalisten zu Diensten zu sein. Ich fürchte, Joe Biden ist nicht durch den Willen des Volkes an die Macht ge-



Dystopie als Realität: Sicherheitskräfte postieren vor dem rigoros abgeriegelten Kapitol; einsamer Biden-Anhänger.



AufKosten des Volkes: Trump-Anhänger; US-Präsident Joe Biden und First Lady Jill Biden vor dem Weissen Haus.



kommen, sondern auf Kosten des Volkes. Und der Preis zeichnet sich bereits ab.

Schon in den ersten Tagen im Amt hat er Dinge eingerissen und über Bord geworfen – ob das die Grenzmauer ist oder Amerikas Autarkie in der Energieversorgung.

Biden, der seine Verfügungen mit einer Fragilität unterzeichnet, die mich an meinen Grossvater im Pflegeheim erinnert, hat unter anderem das Einreiseverbot aufgehoben, das uns Amerikaner vor islamistischen Angriffen schützen sollte. Seine Verfügung zum Kampf gegen den einheimischen Terror wird dafür sorgen, dass nun ganz andere Leute vom FBI als Verdächtige eingestuft werden.

Ich höre gerade, dass mein guter Freund Brandon Straka* – Anführer der «Walk Away»-Bewegung, welche enttäuschte Demokraten zum Übertritt zu den Republikanern motiviert (*Weltwoche* 50/2020) – in Nevada festgenommen wurde und nun in Polizeigewahrsam sitzt. Mir liegt schriftlich vor, was ihm vorgeworfen wird. Es geht um seine Beteiligung an der Demonstration vor dem Kapitol Anfang Januar. Es ist

zum Heulen. Im wahren Leben ist Brandon ein Welp, für das FBI ist er ein Rottweiler.

Eine Freundin, die sich im Innern des Kapitols befindet, ruft mich an und berichtet, dass die Nationalgardisten, die seit zwei Wochen dort Wachdienst tun, gerade rausgeworfen wurden. Müde, frierend und hungrig harren sie auf einem Parkplatz aus, ohne Strom, ohne Netz, ohne Toilette. Ein Gardist sagte: «Sie brauchen uns nicht mehr, sie haben uns in die hinterste Ecke eines Parkplatzes abgeschoben. Wir fühlen uns unglaublich verraten.» Für Tausende von ihnen ist die Dienstzeit noch nicht vorüber. Eben wurde bekannt, dass sie auch während des zweiten Impeachment-Verfahrens gegen Trump um das Kapitol postiert bleiben sollen.

Hoffnung?

Ich bin plötzlich erschöpft von allem, hocke mich auf den Bürgersteig, um mit einer Frau aus Guatemala zu sprechen, die dort billige Biden-T-Shirts verkauft. Das Geschäft läuft nicht gut. Niemand kommt vorbei, schon gar niemand, der ein T-Shirt kaufen würde. Sie hat freundliche

Augen, sieht knuddelig aus, ich möchte mich in ihre Arme werfen, ihre Wärme spüren. Ich sehne mich nach menschlicher Nähe.

Sie sagt mir, dass ihre Freunde in Mittelamerika froh seien, denn nun, mit Biden als Präsident, werde alles besser. Sie haben seine grossartigen Versprechungen gehört. Jetzt können sie kommen, alles wird besser werden. In ihren Augen ist ein fröhliches Funkeln, ich freue mich für sie.

Es ist schön, dass sie Hoffnung hat. Denn ich selbst habe kaum noch Hoffnung.

Katie Hopkins, 45, ist britische Kolumnistin, Radiomoderatorin und «radikale Verfechterin der freien Rede». Hopkins beschreibt sich selbst als heterosexuell, weiss, christlich-konservativ, mit einem Ehemann und drei Kindern, wodurch sie in Europa auf der Liste der bedrohten Arten figurieren.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

* Interview mit Brandon Straka auf weltwoche.ch/International

Staatlich verpasster Maulkorb

Das Aussendepartement entzieht unliebsamen NGOs die Unterstützung. Das ist der wohlhabenden, humanitären Schweiz unwürdig.

Micheline Calmy-Rey

Die Schweiz tut sich – wie wohl jedes andere Land auch – schwer mit Kritik von aussen. Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), eine internationale Organisation aus 37 Mitgliedstaaten mit hohem Pro-Kopf-Einkommen, prüft regelmässig die Entwicklungszusammenarbeit der entwickelten Länder. 2019 war die Schweiz mit der sogenannten Peer-Review dran.

Auffallend war die Kritik im Bereich Kommunikation. So lautete eine der vierzehn Prüfungsempfehlungen der OECD wie folgt: «Um die Unterstützung durch Politik und Bevölkerung zu festigen, sollte das Eidgenössische Departement für äussere Angelegenheiten (EDA) seine Kommunikations- und Sensibilisierungsstrategien verbessern und dazu die entsprechenden Ressourcen einsetzen.»

Schieres Gegenteil

Das EDA scheint damit nicht viel anfangen zu können. Es ist doch, gelinde gesagt, erstaunlich, dass auf diese Empfehlung hin sogar das schiere Gegenteil gemacht wird.

So änderte das Aussendepartement Ende letzten Jahres abrupt die Spielregeln, wie die Direktion für Zusammenarbeit (Deza) ihre Programmbeiträge an Empfängerorganisationen vergeben darf. Das EDA entzog nämlich diesen Partnern der Zivilgesellschaft – also einer Vielfalt von kantonalen Föderationen, Nichtregierungsorganisationen, Vereinen, Stiftungen und Kompetenzzentren der internationalen Zusammenarbeit – das Recht, ihre Deza-Beiträge für Information, Bildung und Aufklärung der Schweizer Bevölkerung einzusetzen.

Während Jahren gehörten diese Partner zu den wenigen Akteuren, die prägnant und aktiv über Entwicklungszusammenarbeit, humanitäre Hilfe und Entwicklungspolitik in der Schweiz informierten. Nachdem die Deza aktiv in diese Kompetenzen der NGOs investiert hatte, die Sensibilisierungsaufgabe in den jüngst verabschiedeten Richtlinien sogar festverankerte Vorgabe gewesen war, kündigt das EDA die



Sollen unliebsame NGO zurückgebunden werden? Autorin Calmy-Rey.

Finanzierung der Bildungs- und Informationsarbeit also einfach so auf.

Wie kam das, und warum ist es problematisch? Anstatt sich um seinen Kernauftrag zu kümmern, zum Beispiel die Unterstützung der Pandemiebekämpfung in seinen fragilen Partnerländern, setzt das EDA offenbar alle Kräfte dazu ein, um im Nachgang der Konzernverantwortungsinitiative die neuerdings unliebsamen NGOs zurückzubinden.

Lustvoll und kreativ

Im Dezember liess die Deza dazu alle Empfänger von Bundessubventionen für die internationale Zusammenarbeit wissen, dass sie aus ihren eingereichten und intern bereits bewilligten Anträgen sämtliche Bildungs- und Informationsarbeit in der Schweiz (und somit einen gewichtigen Teil ihrer Programme) wieder zu streichen beziehungsweise diese Arbeit selber zu berappen hätten. Die Programme laufen also nun entweder ohne Informationsarbeit in der Schweiz, oder deren Finanzierung muss anderweitig sichergestellt werden.

Dieser Maulkorb ist der wohlhabenden und humanitären Schweiz unwürdig. Zudem läuft der Schritt der von der Schweiz mitunterzeichneten Nachhaltigkeitsagenda 2030 zuwider, bauen die 2015 verabschiedeten Nachhaltigkeitsziele doch auf die grundlegende Erkenntnis, dass eine nachhaltige und gerechte globale Entwicklung vor unserer Haustür beginnt.

Die OECD-Empfehlung zur Evaluation der schweizerischen internationalen Zusammenarbeit wurde also nicht nur ignoriert, sondern das EDA hat eine drastische Verschlechterung ihrer Sensibilisierungsstrategie zu verantworten. Die nächste Peer-Review findet erst 2025 statt.

Bleibt zu hoffen, dass das EDA die Sinnhaftigkeit der OECD-Empfehlung vorher erkennt und der Bevölkerung die komplexen Themen der internationalen Zusammenarbeit lustvoll und kreativ vermitteln wird. Am besten, agilsten und glaubwürdigsten kann das wie bis anhin die organisierte Zivilgesellschaft.

Micheline Calmy-Rey war von 2003 bis 2011 Bundesrätin und Vorsteherin des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten.



Impfjufler Engelberger

Gemäss Bund schwanken die Impfstofflieferungen.
Kantone wie Basel-Stadt könnte die zweite Dosis fehlen.

Roman Zeller

So schneidet dein Kanton im Impf-Ranking ab», titelte *20 Minuten* Anfang Woche mit Verweis auf die Impfstatistik, die das Bundesamt für Gesundheit (BAG) seit letztem Freitag öffentlich führt. Die Stossrichtung war klar: Impfmuffel sollen die Kadenz erhöhen!

Gelobt wurden die impffleissigen Nidwalden, Appenzell Innerrhoden und Basel-Stadt. Im Gegensatz zu den «Trödel-Kantonen» Bern, Thurgau, Neuenburg und Zürich, die bis dato fünfmal weniger Menschen pro hundert Einwohner geimpft haben als die Spitzenreiter.

Zweierlei Strategien sind erkennbar: Entweder man impft, was das Zeug hält, nach dem Prinzip: Vollgas und dann hoffen, dass die Dosen vom Bund auch geliefert werden – vor allem, um die für die Wirkung notwendige Zweitimpfung fristgerecht sicherzustellen. Oder aber man injiziert erst, wenn der Impfstoff sowohl für die Erst- als auch für die Zweitimpfung effektiv bezogen ist – vernünftig, vorsichtig. Zu vorsichtig?

Hätte, könnte, müsste

Als Impfsprinter entpuppt sich Lukas Engelberger: Der Präsident der kantonalen Gesundheitsdirektoren steht dem Gesundheitsdepartement des Kantons Basel-Stadt vor. Entsprechend sorglos liess er sich in der NZZ zitieren: «Man geht davon aus», dass die Impfdosen auch für die Zweitimpfung ausreichen würden. Anne Tschudin, Leiterin Kommunikation des Gesundheitsdepartements Basel-Stadt, sagt auf Nachfrage: «Mit unserem vorhandenen Pfizer-Impfstoff können wir aktuell alle Zweitimpfungen durchführen. Wir sind aber darauf angewiesen, die nächsten vom Bund zugesicherten Lieferungen für die Zweitimpfungen ab dem 9. Februar zu erhalten.» Was, wenn nicht? Dann könnte Engelberger als Impfjufler in die Geschichte eingehen.

Ganz anders geht die Zürcher Gesundheitsvorsteherin, Natalie Rickli, vor. Sie ist für die zurückhaltende Impfstrategie des Grosskantons verantwortlich – und spielt den Schwarzen Peter dem BAG zu. Ricklis Botschaft: Die Infrastruktur ist bereit. Sobald mehr Impf-

stoff zur Verfügung steht, legen wir richtig los. Die grösste Herausforderung: die noch wenigen vorhandenen Dosen richtig einzusetzen. Grund: Es fehlt an Nachschub.

Welche Methode im Wettimpfen zielführend ist, muss sich zeigen. Nur Stunden nach Ricklis Ruf nach Impfdosen vermeldete die nationale Covid-Task-Force, dass ebendiese Impfstoffmengen im ersten Quartal – von Februar bis März – von den bestellten Lieferungen ab-



Wäre trödeln ökonomischer? Engelberger.

weichen, wenn nicht sogar gänzlich ausbleiben könnten. Schwankungen, hiess es, können sich «kurzfristig und dynamisch» entwickeln.

Die Armeepotheke besitzt allerdings eine Art Notvorrat. Zusätzliche Dosen würden «nicht dynamisch», sondern – wie herkömmliche auch – mit einem «Verteilschlüssel» abgegeben. Welcher Kanton wie viel bekommt, berechnet das BAG anhand der Bevölkerungszahl unter Berücksichtigung der Risikogruppen. Wie Basel-Stadt, das bevölkerungsarm ist, zu verhältnismässig mehr Impfdosen als Zürich gelangt war, bleibt schleierhaft.

Klar ist, dass rasch geimpft werden soll. Martin Ackermann, Präsident der Swiss National Covid-19 Science Task Force, sagte nebenbei: «Aus wissenschaftlicher Sicht ist es sinnvoll, so schnell wie möglich zu impfen.» Denn jeder Tag, der die Schweiz näher an die Normalisierung bringe, sei ökonomisch wichtig. Das ist nur die halbe Wahrheit: Am unökonomischsten wäre es, wenn die erste Impfdosis umsonst verabreicht worden wäre, weil die zweite fehlt.

Sieg der doppelten Moral

«Wir haben gut gearbeitet», sagte René Fasel am Dienstag nach der mehrstündigen Council-Videokonferenz der Internationalen Eishockey-Föderation (IIHF). Wichtigstes Traktandum war die Neuvergabe der WM vom kommenden Frühsommer. Ein formaler Entscheid wird zwar erst nächste Woche gefällt – aber fast alles deutet darauf hin, dass das gesamte Turnier in Lettland stattfindet.

Hinter dieser Neuigkeit versteckt sich ein Prozess, der von Boykottandrohungen der nordischen Länder gegen den ursprünglichen Co-Veranstalter Belarus ausgelöst worden war und der Mitte Monat zu einer fast schon staatstragenden Krise aufgebauscht wurde. Die Konzentration des Turniers auf Lettland spiegelt die Doppelmoral der Sportwelt. Jene Länder, die Weissrussland wegen der Menschenrechtslage als Organisator für untragbar hielten, werden ihre Fussballnationalmannschaften ab Ende März mit wehenden Fahnen in die Qualifikation für die WM 2022 schicken und dabei das Hohelied auf die völkerverbindende Kraft des Sports anstimmen.

Katar ist anders

Geht es nach ihren eigenen Wertvorstellungen, dürften sie dies aber niemals zulassen – sondern müssten zum Boykott gegen die Fifa und deren Präsidenten Gianni Infantino aufrufen. Der Italo-schweizer war es, der im Januar nach Saudi-Arabien gereist war und das dortige Regime in den höchsten Tönen gelobt hatte. Für die Kameras schwang er ein traditionelles saudisches Schwert – in einem der ganz wenigen Länder notabene, das Menschen enthaupten lässt.

Doch es ist nicht nur die Verbindung der Fifa zu Saudi-Arabien, die die selbsternannte Moralinstanz des Weltsports aufheulen lassen müsste. Im Dezember 2022 findet die Fussball-WM in Katar statt – in einem Emirat, das (wie Weissrussland) kaum als Ursprung der Demokratie gilt und das die Menschenrechte nach eigenen Massstäben auslegt. Doch dies ist kein Thema. Denn im Gegensatz zur IIHF sitzt der Fussballweltverband an den ganz grossen Geldtöpfen. Und wenn die Endrunde stattfindet, sprudeln die TV-Dollars so richtig üppig. Und diese Freude will sich niemand entgehen lassen.

Thomas Renggli

Was der *Tages-Anzeiger* verdrängt

Die mächtigste Zeitung der Schweiz will nichts von Hitlers Schatten wissen. Dabei sollte Tamedia die Vergangenheitsbewältigung endlich bei sich selbst beginnen.

Christoph Mörgeli



Gab es eine Denunziation? Patriarch Otto Coninx-Girardet (1871–1956), «Stolperstein» für Coninx-Mieter Theodor Wilms.

Die Nazis sind nie weg gewesen», titelte der *Tages-Anzeiger* 2019 über die «furiose» Rede von Lukas Bärfuss. So gerne die Zeitung wirkliche und vermeintliche Nazis thematisiert: Mit den braunen Schatten der eigenen Vergangenheit, wie sie die *Weltwoche* (Nr. 3/21) aufgedeckt hat, tut sich das Blatt ausserordentlich schwer. Gegenüber dem Online-Magazin *Persönlich* liess die Tamedia-Sprecherin verlauten: «Die Berichterstattung des *Tages-Anzeigers* und die Gastbeiträge verschiedener internationaler Politiker in den 1930er Jahren sind seit langem bekannt. Dies wurde im Rahmen des hundertjährigen Jubiläums des *Tages-Anzeigers* 1993 aufgearbeitet. Der Artikel der *Weltwoche* enthält keine Informationen darüber hinaus.»

Diese Behauptungen sind in allen Teilen unwahr. Die *Tagi*-Geschichte des hauseigenen Autors Hugo Wild kam zwar nicht um das Eingeständnis herum, dass Adolf Hitler und Benito Mussolini in der Zürcher Tageszeitung publiziert haben. Doch steht in dieser massiv beschönigenden «Aufarbeitung» keine der von uns zitierten verherrlichenden Passagen über Hitler, die Befürwortung seiner Macht-

ergreifung, die Erklärung des Röhms-Putschs als eine Art Notwehr, die Verharmlosung der Judenpogrome, die schmachthafte Berichterstattung über den Anschluss Österreichs und schliesslich die Parteinahme beim Überfall auf Polen. In den dreissiger Jahren schrieb der *Tages-Anzeiger* massiv deutschfreundlich und verzichtete bei den grössten Nazi-Barbareien fast immer auf kommentierenden Klartext. Die Aussage der Konzernsprecherin, der *Weltwoche*-Artikel enthalte keine Informationen über das eigene 100-Jahr-Buch hinaus, ist ebenso dreist wie falsch. Dort steht auch keine Zeile über die Gratis-Abtretung des «Feuerschlösschens» im Mitbesitz von Berta Coninx-Girardet an die NSDAP, welche die hochherrschaftliche Villa von 1933 bis 1944 als Gauführerschule nutzte. Ebenso wenig Interesse hatten die verlagseigenen Autoren am Schwager der Verlegergattin, der als glühender Nazi seine Stelle als Universitätsrektor 1945 mit Schimpf und Schande verlor.

«Die Fahne hoch»

Würde der *Tages-Anzeiger* seinen kritischen Masstab auch an sich selbst anlegen, brächte selbst noch die Zeit des Zweiten Weltkriegs

Unangenehmes an den Tag. Als Deutschland den Krieg bereits entfesselt hatte und Hunderttausende von Schweizer Wehrmännern Aktivdienst leisteten, nannte das Blatt im November 1939 das misslungene Hitler-Attentat im Münchner «Bürgerbräukeller» eine «Fügung der Vorsehung». Aus allen Teilen des Reiches seien «Blumen und Glückwunsch-Botschaften in der Reichskanzlei eingetroffen». Den rasch gewonnenen Frankreichfeldzug der Nazis würdigte der *Tages-Anzeiger* im Juni 1940 so: «Die militärischen Leistungen der Deutschen zwingen uns Achtung ab.» Bei den Kino-Anzeigen wurde das propagandistische Machwerk «Ziel in den Wolken» über die Anfänge der Militärfliegerei folgendermassen angepriesen: «Dies ist ein Film nach unserem Herzen. Das vollendete deutsche Filmwerk, hier ist es.» Zuvor gab's die Ufa-Wochenschau «Adolf Hitler in Frankreich» und «Hitlers triumphaler Einzug in Berlin».

Zum «unbesetzten» Teil Frankreichs meinte der *Tagi* geradezu zynisch, dieser könne seine politische Zukunft gestalten, wie er wolle: «Weder Berlin noch Rom denken daran, nach dieser Richtung einen Druck auf die Besiegten auszuüben. Frankreich ist vollkommen frei, sein inneres Regime nach Gutdünken zu wählen. Der Faschismus hat ja oftmals beteuert, keine Exportware zu sein.» Solches äusserte der *Tages-Anzeiger*, während die Nazis ihre Terrorherrschaft über grosse Teile Europas ausbreiteten.

Selbst am Nationalfeiertag 1940 vergriff sich die überparteiliche Zeitung im Ton. Zum Bild des Aufzugs einer Schweizer Fahne setzte sie den Titel: «Die Fahne hoch». Jedes Kind wusste damals, dass mit diesen Worten das Horst-Wessel-Lied, also die Parteihymne der NSDAP, begann. Nach dem Beginn des Russlandfeldzuges im Juni 1941 sprach der *Tages-Anzeiger* von einem «Kreuzzug gegen den Bolschewismus» und nannte diesen «eine Bereinigung des deutsch-sowjetrussischen Verhältnisses». Die Proklamation Hitlers nahm den Raum einer vollen Seite ein, Churchill musste sich mit einer Viertelseite begnügen.

Die offiziöse *Tagi*-Geschichte von 1993 tat dergleichen, als seien die verwandtschaftlichen Beziehungen der Verlegerfamilie und die Erbansprüche mit der Einbürgerung von 1924 einfach verschwunden. Dabei besass Otto Coninx-Girardet – von 1906 bis 1956 allmächtiger Patron des *Tages-Anzeigers* – unter anderem dreissig Mehrfamilienhäuser in Düsseldorf. Im Jahr 1940 lagen seine 386 Wohnungen an der Erkrather Strasse 296 bis 314 und 316 bis 350 sowie am Bermeshau 1, 3 und 5. In einem seiner vielen Mietshäuser befand sich auch ein Büro von Otto Coninx sowie dasjenige seines Verwalters der Liegenschaften. Dieser stattliche, überaus einträgliche Besitz, den Otto und Berta Coninx-Girardet über die Nazi- und Kriegszeit hinaus zu retten wussten, mag erklären, warum der *Tagi*-Verleger keinerlei Interesse hatte, es mit den politischen Machthabern in Deutschland zu verderben. Es wäre wohl den zuständigen Stellen nicht entgangen, wenn der von Coninx herausgegebene Zürcher *Tages-Anzeiger* einen markanten Oppositionskurs zum Hitler-Regime beschritten hätte.

Düsseldorf erlitt unzählige britische Bombenangriffe, die einen grossen Teil der Stadt in Schutt und Asche legten. Doch der Besitzer des *Tages-Anzeigers* hatte noch verhältnismässig Glück: Nur drei seiner Wohnblocks

erlitten Totalschaden, während die übrigen deutlich weniger versehrt wurden. Möglicherweise kamen dennoch Menschen ums Leben. Zur lebensgefährlichen Bergung wurden fast ausschliesslich Zwangsarbeiter eingesetzt, die auch Blindgänger entschärfen mussten. Otto Coninx reichte am 11. Oktober 1946 eine Kriegsschadenanzeige beim Eidgenössischen Aussendepartement ein; sein Rechtsvertreter Karl Heinrich Hintermeister, gleichzeitig Verlagsdirektor beim *Tages-Anzeiger*, listete eine detaillierte Schadensbilanz von 500 000 Reichsmark auf. Anders als deutsche Geschädigte wurden Schweizer Privatpersonen oder Firmen mit Besitz in Deutschland vom nationalsozialistischen Staat nicht entschädigt. Mit seiner Kriegsschadenanzeige übte Coninx Druck auf den Bund aus, damit dieser seinen politischen Einfluss geltend mache, um so das Nachbarland doch noch zu Zahlungen zu bewegen.

Opfer des Unrechtsstaates

Die fast vierhundert Mieter und deren Familienmitglieder, die in der Strassenzeile der Familie Coninx wohnten, hätten allesamt ihre eigene bewegte Geschichte erzählen können. Gab es unter ihnen Juden, die vertrieben oder umgebracht wurden? Waren etliche der vielen Arbeiter an der Düsseldorfer Erkrather Strasse

oder am Bermeshau sozialdemokratische, kommunistische oder sonstige politische Oppositionelle, die Opfer des Unrechtsstaates wurden? Solchen Fragen müsste sich eine seriöse, wissenschaftlich fundierte Aufarbeitung der Geschichte des *Tages-Anzeigers* ebenfalls stellen.

Über einen tragischen Fall wissen wir immerhin Genaueres: Der bald sechzigjährige Arbeiter Theodor Wilms wohnte als Mieter von Otto Coninx in einer Parterrewohnung. Er wurde verhaftet und als «Asozialer» ins Konzentrationslager Dachau verbracht, wo er am 16. März 1941 starb. Nach Terminologie der Nazis war er ein «Asozialer», also eine Person, die sich nicht in die «Gemeinschaft» einfügte. Worum ging es wirklich? Zahlte er vielleicht die Miete nicht? Gab es eine Denunziation?

Jedenfalls erinnert seit 2005 eine Inschrift auf Messing auf einem «Stolperstein» vor der Erkrather Strasse 340 ans kaum erforschte Schicksal des Coninx-Mieters Theodor Wilms. Erst vor wenigen Wochen hat der Verein «Stolpersteine Schweiz» mehrere entsprechende Messingtafeln in Zürich in den Boden eingelassen. Der Präsident dieses kürzlich gegründeten Vereins heisst Res Strehle. Er war einst Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Die problematische Geschichte seines eigenen Zeitungskonzerns hat er allerdings stets grossräumig umgangen.

 SINCE 2006

... testen,
testen, testen!



Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

Testen Sie die meistgewählten Matratzen – jetzt auch im Homeoffice!

<p>TEMPUR Sensation Elite 25</p>  	<p>BICO ClimaLuxe</p>  	<p>riposa SUPERNOVA LUXE</p>  	<p>Superba Futura</p>  
---	--	---	--

Die meistgewählten Matratzen der einzelnen Marken bei Schlafwohl (2020).

- Die grösste Auswahl an Testmatratzen in der Schweiz – Probeschlafen zu Hause
- Sensationelle Lockdown-Rabatte mit Best-Price Garantie • Kompetente Fachberatung am Telefon
- Besser erreichbar als alle anderen: MO-FR: 8.00-19.00 Uhr / SA: 8.00-17.00 Uhr
- Das Schlafwohl Team freut sich auf Ihren Anruf: **044 700 01 09**

Bettenfachgeschäft Schlafwohl: Zürich | Bern | Basel | Luzern | St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen

www.schlafwohl.ch info@schlafwohl.ch

Liebesgrüsse aus Afrika

Ausländer verhalten sich nachweislich übergriffiger gegenüber Frauen als Schweizer. Was fällt all jenen dazu ein, die ständig «me too» rufen?

Nicole Ruggle

Der Mann hält eine Bierdose in der Hand, über sein Gesicht zieht sich ein süffisantes Grinsen. Eben hat er mir mitten in Chur an meinen Allerwertesten gefasst. Nun sagt er zu meinem Partner, der neben mir steht, in gebrochenem Deutsch: «Sorry, Bro, ich bin halt Afrikaner!» Offenbar findet er sein Verhalten völlig normal.

Ich könnte jetzt «me too» schreien. Nur, wer würde hinhören? Bestimmt nicht die Sozialdemokraten. Zwar verfügt die SP über einen «5-Punkte-Plan gegen Gewalt an Frauen». Aber dieser ist das Papier nicht wert, auf dem er geschrieben steht.

Punkt Nummer eins lautet: «Nein heisst Nein». Doch einer, der sexuelle Übergriffe in aller Öffentlichkeit mit einem lässigen «Ich bin halt Afrikaner!» rechtfertigt, wird sich kaum von einem auswendig gelernten Abgrenzungssprüchlein einschüchtern lassen.

Die anderen Punkte zielen in eine ähnliche Richtung: Präventionskampagne starten, Therapieangebote stärken und so weiter. Man schwurbelt und verschleiert, damit man das Problem nicht beim Namen nennen muss: importierte Frauenfeindlichkeit.

2019 wurden laut Bundesamt für Statistik 7233 erwachsene Personen wegen Gewaltvergehen verurteilt. Davon waren 3354 Schweizer und 3879 Ausländer. Aufgeschlüsselt nach Straftatbeständen, wird das Bild noch deutlicher. Sexuelle Nötigung: 60 Prozent mehr Urteile gegen Ausländer als gegen Schweizer. Vergewaltigung: dreimal so viele Urteile gegen Ausländer wie gegen Schweizer. Zu beachten ist dabei: Der Ausländeranteil an der Gesamtbevölkerung liegt in der Schweiz bei 25 Prozent.

Pech für die Realität

Warum reagieren all jene, die sich gern rosa Glitzer ins Gesicht schmieren und sich an Demos lautstark über sexuelle Gewalt gegen Frauen empören, nicht auf diese ungeheuerlichen Statistiken? Warum werden diese Zahlen, die eine unmissverständliche Sprache sprechen, dröhnend totgeschwiegen?

Die Antwort ist offensichtlich. Die Realität lässt sich nicht ins eigene Weltbild integrieren – darum: Pech für die Realität! Sie wird ignoriert oder gelehnet.

Denn: Viele Linke, die gegen Gewalt an Frauen demonstrieren, fordern gleichzeitig eine grosszügige Willkommenskultur («Say it loud, say it clear, refugees are welcome here!»). Man will gut dastehen, auf der angeblich richtigen

Warum werden diese Zahlen, die eine unmissverständliche Sprache sprechen, dröhnend totgeschwiegen?

Seite. So werden Tür und Tor geöffnet für junge Männer, die meinen, die Körper von Frauen seien Selbstbedienungsläden.

Möglicherweise kam auch der Afrikaner, der mich belästigte, als Flüchtling ins Land. Erfahren werde ich es wohl nie. Ich habe zwar die Polizei unterrichtet – nicht das erste Mal, dass ich das tun musste – und ziehe eine Anzeige gegen unbekannt in Betracht. Aber solche Anzeigen versanden in aller Regel.

Jedenfalls erlebten mein Partner und ich die Tat als kulturelle Machtdemonstration: Ihr habt mich aufgenommen, hier bin ich nun und kann tun und lassen, was ich will; deine Frau belästigen, dich als Mann dadurch herabsetzen und auf Kosten deiner Arbeit ein Leben führen, für das sich jeder anständige Bürger schämen

würde. «Sorry, Bro!»

Das ist die Folge einer falschen Politik. Politisch korrekte Politiker, darunter viele Linke, haben Frauen, die sie mit ihrer feministischen Politik angeblich vertreten, schutzlos Männern aus frauenfeindlichen Kulturen ausgeliefert. Das ist die Krux moralistischer Politik: Sie funktioniert nur so lange, bis komplexe Probleme komplexe Lösungen erfordern.

Konkret: Man kann Geflüchtete aufnehmen, solange deren kulturell-moralisches Wertesystem genügend grosse Schnittpunkte mit unserem aufweist. Wo kein Rechtsstaatsverständnis, da kein Integrationspotenzial.

Immer larmoyanter

Wahrscheinlich weiss man das auch in den links-feministischen Milieus. Deshalb ist dort seit einiger Zeit eine Diskursverschiebung zu beobachten: weg von der eigentlichen Problematik sexueller Gewalt, hin zu einem immer larmoyanteren Klagen über fehlende Gendersternchen und andere Nebensächlichkeiten.

Werden die Befürworter von offenen Grenzen doch einmal mit den harten Fakten konfrontiert, dann wird schöngeredet und relativiert: «Da muss man differenzieren» – «Pauschalisieren bringt nichts» – «Das ist Hetze!». Man kenne selber einen «Schutzbedürftigen», und der sei ein ganz Anständiger.

Nun, das bezweifelt auch niemand. Aber darum geht es nicht. Es ging nie darum, sämtliche Ausländer unter Generalverdacht zu stellen, sondern es geht darum, das Kind endlich beim Namen zu nennen.

Männer, die aus Kulturen stammen, in denen Frauen weniger wert sein sollen oder weniger Rechte haben, werden nicht durch einen staatlich alimentierten Wischiwaschi-Integrationskurs geläutert und zum Feministen bekehrt. Um das zu erkennen, muss man weder bürgerlich noch politisch rechts sein: Gesunder Menschenverstand reicht vollkommen.

Alles andere ist *victim blaming*.



Nicole Ruggle ist Studentin an einer Fachhochschule und Mitglied der Zürcher FDP.

Rekord, Rekord, Rekord

Corona-Journalismus ist wie Sportberichterstattung. Es zählen nur Weltrekorde, sonst gar nichts.



Lange lag New York vorn, doch dann schlug die Konkurrenz zurück. «Kalifornien hat einen neuen Corona-Rekord aufgestellt und New York überholt», vermeldete atemlos der *Blick*.

Auch in Europa war das Rennen eng. Erst waren die Italiener in Führung, doch dann holte der Nachbar gewaltig auf. «Neben Italien verzeichnet auch Frankreich einen neuen Corona-Rekord», verkündete atemlos das Schweizer Fernsehen.

Dann, endlich, kam auch das eigene Land so richtig in Schuss. «Corona-Rekord», vermittelte atemlos die NZZ, «Schweizer Fallzahlen auf Höchststand».

Corona-Rekorde über Corona-Rekorde. Im Jahr 2020 fielen zwar grosse Sport-Events wie die Olympischen Spiele und die Fussball-Europameisterschaft aus. Sei's drum. Die Sportberichterstattung florierte blumiger denn je.

So viele Rekordzahlen wie in der Pandemie gab es nie zuvor. Täglich setzt es neue Höchstleistungen, täglich neue Spitzenwerte. Wenn etwa in Deutschland die Fallzahlen hochgehen, dann beschreibt es *20 Minuten* in bestem Sportjargon: «Das sind über 6000 mehr als am Vortag, als ebenfalls ein Rekord erreicht worden war.»

Die rekordmässigen Totentänze auf den Redaktionen sind natürlich reichlich makaber. Aber sie sind systemimmanent im Journalismus. Jeder Anfänger der Branche lernt, dass Tote das Geschäft am vitalsten beleben.

Aus diesem Grund haben die grösseren Redaktionen, vom öffentlichen TV bis zur privaten Presse, sogenannte Dashboards eingerichtet. Geliefert werden nahezu im Stundentakt die neuesten helvetischen und weltweiten Daten zu Infek-

tionen, Todesfällen, Inzidenzen, Intensivbetten, Impfungen und Übersterblichkeiten. Es sind, mit Grafiken und Tabellen üppig ausgestaltet, die täglichen Statistiken des wohligen Grusels.

Die publizistische Interpretation des Zahlenmaterials ist dann logischerweise hochgradig alarmistisch. Die Journalisten weissagen permanent und lustvoll die bevorstehende Ausrottung der Menschheit. Die Leser, dem digitalen Fortschritt sei Dank, verfolgen ihre Ausrottung diesmal immerhin im Live-Ticker.

Der schwärzeste Todesengel in diesem apokalyptischen Fach, da ist sich die Branche

Jeder Anfänger der Branche lernt, dass Tote das Geschäft am vitalsten beleben.

einig, ist Marc Brupbacher vom *Tages-Anzeiger*. Er ist Chef des hauseigenen Teams von Datenjournalisten, die mit Inbrunst das tägliche Pandemie-Requiem im Blatt absingen. Niemand inszeniert die morbide Rekordjagd rund um das Virus fiebriger als Brupbacher und seine publizistischen Todesschwadronen.

Als die Schweiz im Herbst die dritthöchste Infektionsrate in Europa vorwies, tonte Brupbacher doch tatsächlich: «Das Tempo ist fast Weltspitze.» Und weil der Bundesrat dennoch nicht den totalen Lockdown verhängte, wie er verlangte, beschimpfte er ihn dann als «komplett übergeschnappt».

Damit sind wir beim interessantesten Aspekt dieser Corona-Sportberichterstattung. Sie ist

hochgradig politisch unterfüttert. Die Corona-Rekorde, je nach eigener Ideologie interpretiert, sind in der Innen- wie der Aussenpolitik eine perfekte Keule, um dem politischen Gegner eins auszuwischen.

Die beliebtesten politischen Gegner sind in den Medien rechtskonservative Politiker wie Donald Trump, Jair Bolsonaro und Boris Johnson.

Als Illustration für solches Corona-Bashing nehmen wir die Schlagzeilen der linken «Tageschau» aus der deutschen ARD. «Corona in den USA: trauriger Rekord», vermeldet sie genüsslich. «Corona-Pandemie: trauriger Rekord für Brasilien», vermeldet sie dann ebenso angetan, gefolgt von «Corona-Tote: trauriger Rekord in Grossbritannien».

Wir fragen uns, warum ist der Rekord bei Trump, Bolsonaro und Johnson auf einmal ein «trauriger» Rekord? Die Linguisten unter uns kennen die Antwort. Wenn Schadenfreude im Journalismus nicht allzu offensichtlich sein soll, schiebt man ein scheinbar bedauerndes Beiwort ein.

Manchmal geht es mit der Schadenfreude auch schief. Zuletzt lag die Corona-Todesrate in Deutschland höher als in den USA. Plötzlich hatte die von den Journalisten bewunderte Angela Merkel den schlechteren Pandemie-Rekord als der von den Journalisten bespuckte «Corona-Versager Trump» (*Der Spiegel*). Für die deutschen Medien war es eine Götterdämmerung.

Deutschland, so tonte es nun in der ARD, habe nun selber einen «traurigen Corona-Rekord» aufgestellt. So schnell kann Schadenfreude in Selbstmitleid umschlagen.

Aber auch ein Minus-Rekord ist immer noch ein Rekord.

Die Nawalny-Story

Seine Ansichten liegen ebenso im Dunkeln wie seine Geldquellen. Alexei Nawalny fordert Transparenz. Selber ist er ziemlich undurchschaubar.

Wolfgang Koydl

Das 1775 als Irrenhaus gegründete Gefängnis Matrosskaja Tischina ist eine der ältesten Haftanstalten Moskaus. Dennoch geht man auch hier mit der Zeit: Alexei Nawalny, der derzeit prominenteste Insasse, kontaktierte kurz nach seiner Einlieferung seine Anhänger über Instagram. Nur für den «Fall der Fälle» baute er unliebsamen Überraschungen vor – etwa einem plötzlichen, unerklärlichen Exitus.

«Es ist nicht meine Absicht, mich an einem Fenstergitter zu erhängen oder mir mit einem angespitzten Löffel die Pulsadern oder die Kehle aufzuschneiden», beruhigte er seine Follower. Auch andere beliebte Unfallarten vergass er nicht zu erwähnen: «Ich gehe sehr vorsichtig die Treppe hoch und runter. Mein Blutdruck wird jeden Tag gemessen, er ist wie der eines Kosmonauten, und ein plötzlicher Herzinfarkt ist ausgeschlossen.»

Die Vorsicht des prominentesten russischen Regierungskritikers ist berechtigt. Schliesslich war er im vergangenen August auf dem Flug aus dem sibirischen Tomsk nach Moskau mit akuten Vergiftungserscheinungen zusammengebrochen und eilends nach Berlin ausgeflogen worden. Dort entdeckten deutsche Experten Spuren des geheimnisvollen Giftes Nowitschok, das schon vorher dem Ex-Agenten Sergei Skripal und dessen Tochter in Grossbritannien verabreicht worden war.

Machtmissbrauch und Bereicherung

Auch wenn Wladimir Putin Nawalyns Namen prinzipiell nicht in den Mund nimmt, ist ihm der 44-Jährige seit Jahren ein Dorn im Auge. Aggressiv, mutig, aber auch spöttisch und unterhaltsam prangert Nawalny Korruption, Machtmissbrauch und Bereicherung des «Systems Putin» an. Da zu diesem System Kreml-Statthalter im ganzen Land gehören, geraten auch Provinzgouverneure ins Visier der Korruptionsjäger. Dies führte zu Spekulationen, dass der Anschlag auf Nawalny «lokal» geplant und durchgeführt wurde.

Aber wer ist dieser Alexei Nawalny wirklich? Gemessen an seiner Popularität liegt vieles im



Kämpfer für einen Platz an der Macht: Jurist Nawalny, Gattin Julija.

Dunkeln. Das beginnt mit seinem Elternhaus, über das man nur erfährt, dass Vater Anatolij Absolvent einer Militärakademie war. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion besass der mutmassliche Offizier zusammen mit der Ehefrau und den beiden Söhnen Alexei und Oleg eine eigene Firma für Korbwaren.

Auch die Wahl seiner Alma Mater war eher ungewöhnlich. Statt an der Moskauer Lomonossov-Universität studierte Alexei Jura an der Hochschule für Völkerfreundschaft. Sie war eher Studenten aus sozialistischen Bruderländern in Asien, Afrika und Lateinamerika vorbehalten.

Es folgten ein Studium des Aktienhandels und Börsenwesens sowie ein viermonatiges Stipendium an der amerikanischen Elite-Universität Yale. Der junge Anwalt Nawalny gründete erfolglos mehrere Firmen und beteiligte sich an diversen politischen Parteien, wobei er vor allem durch rechtsnationalistische Paro-

len auffiel, von denen er sich heute distanziert. Unklar ist, wovon er lebt, seit er seine Anwaltslizenz verlor. Seine wichtigste Einnahmequelle sind offensichtlich Zuwendungen des in London lebenden Unternehmers Boris Simin.

Wo Nawalny politisch steht, ist ebenfalls unklar. In seinem Programm für die letzten Präsidentschaftswahlen ist vage davon die Rede, dass die Russen ein normales Leben führen sollten. Wegen dieses Mangels an politischen Standpunkten nannte ihn der Dichter Lew Rubinstein «talentiert, aktiv und sehr gefährlich». Und die Menschenrechtsaktivistin Valerija Novodvorskaja beklagte «die Demagogie, die Leere» Nawalyns. Er sei «eine komplette Hülle», aus der man versuche, eine politische Figur zu machen. Das ist gelungen: Der telegene, wortgewandte und schlagfertige Nawalny ist das Gegenstück des durchschnittlichen russischen Politikers.

Erst seit Anfang 2017 nahm sein Kampf gegen das System Putin an Fahrt auf. Er und sein Team arbeiten hochprofessionell. Pedantisch sammeln sie Informationen und Beweise, die sie in ansprechend aufgemachten Videos auf Nawalnys Youtube-Kanal schalten. Damit schaffte es Nawalny, in den Worten des Bürgerrechtlers Fjodor Krascheninnikow, zu Putins «Kopfschmerz Nummer eins» zu werden – nicht bedrohlich für den Präsidenten und das Regime, aber ein lästiger, ständig stechender Stachel.

Seit Jahren wird Nawalny deshalb mit Prozessen und Klagen überhäuft. Der Giftanschlag freilich war von einem anderen Kaliber, weshalb sich viele fragen, warum er sich freiwillig in die Höhle des Löwen zurückkehrte. Denn obwohl der lange, tödliche Arm des russischen Geheimdienstes auch über die Landesgrenzen reicht, lassen sich unliebsame Ruhestörer daheim doch leichter beseitigen.

Nawalny selbst begründete seine Rückkehr mit den – für notorisch heimwehkranken Russen typischen – Worten: «Weil ich keine andere Heimat habe.» Doch es steckt mehr dahinter: Es geht um seine Glaubwürdigkeit. «Selbst Menschen, die ihm bisher eher skeptisch gegenüberstanden, werden nun sagen: «Hallo, der setzt ja Kopf und Kragen aufs Spiel für seine Mission», meinte ein Moskauer Journalist, der anonym bleiben wollte. «In den Augen der meisten Russen ist das Ausland suspekt, und wenn Nawalny den Kreml aus dem Ausland kritisieren würde, schadete das seinem Ansehen.» Oder wie es Krascheninnikow formulierte: «Hätte er sich entschieden, nicht zurückzukommen, wäre das ein Sieg für Putin gewesen.»

Er ist ein russischer Nationalist, der die Führerschaft Russlands über Europa und Asien fordert.

Man muss nicht so weit gehen wie der Politologe Alexander Baunow von der Moskauer Carnegie-Stiftung, der Nawalny zu einem vom fast sicheren Tod «wiederauferstandenen» Erlöser stilisiert. Aber bewundern muss man die an Chuzpe gemahnende Courage, mit der Nawalny nach seiner Verhaftung nicht schwieg, sondern attackierte: Er rief zu landesweiten Protesten auf und veröffentlichte ein brisantes Video.

Man muss nicht so weit gehen wie der Politologe Alexander Baunow von der Moskauer Carnegie-Stiftung, der Nawalny zu einem vom fast sicheren Tod «wiederauferstandenen» Erlöser stilisiert. Aber bewundern muss man die an Chuzpe gemahnende Courage, mit der Nawalny nach seiner Verhaftung nicht schwieg, sondern attackierte: Er rief zu landesweiten Protesten auf und veröffentlichte ein brisantes Video.

Putins «Versailles»

Darin rekapitulierte er noch einmal den Aufstieg Putins und seiner Bande enger Freunde vom kleinen KGB-Mann in Dresden zum vermutlich schwerreichen Kremldschef. Obendrauf sattelte das Team Nawalny neue Bilder und Informationen über Putins «Versailles», eine 1,4 Milliarden Dollar teure Palastanlage am Schwarzen Meer, über die Nawalny schon vor sechs Jahren berichtet hatte.

Mehr als 65 Millionen Menschen sahen den zweistündigen Film «Ein Palast für Putin – Geschichte der grössten Bestechung», und viele von ihnen werden sich – Lächerlichkeit tötet – vor Lachen ausgeschüttet haben über Putins teuren, aber schlechten Geschmack, über den goldenen WC-Papier-Halter und die «Aquadiskotheke», vor allem aber über die Tatsache, dass auch ein über unbeschränkte Mittel verfügender Bauherr es in Russland nicht schafft, ein Gebäude fristgerecht fertigzustellen. Immerhin wird schon seit fünfzehn Jahren an dem Monsterprojekt herumgewerkelt. Zuletzt mussten offenbar Wände wieder abgerissen werden, weil sie schimmelten und der Mörtel bröckelte.

Wären die 65 Millionen Klicks 65 Millionen überzeugte Anhänger Nawalnys, dann wäre



dieser nicht nur ein Kopfschmerz, sondern eine Gefahr für Putin und seine Kamarilla. Dass dies nicht der Fall ist, zeigten die Demonstrationen für seine Freilassung am vergangenen Wochenende in zahlreichen russischen Städten. Insgesamt werden es ein paar Zehntausend Menschen gewesen sein, die in klarer Kälte auf die Strasse gingen. Eine Bedrohung für den Staat sieht anders aus.

Sicher: Der Bekanntheitsgrad des Regierungskritikers in der Bevölkerung hat sich deutlich erhöht – jedoch weniger dank eigener Anstrengungen, sondern wegen der Attacken der Behörden auf ihn. Aber mit Ausnahme eines Teils des liberalen, städtischen Bürgertums und junger Menschen haben Nawalny und seine Videos für die meisten Russen bestenfalls Unterhaltungswert.

«Ein Grossteil der Bevölkerung sieht in Nawalny keinen Kämpfer gegen die korrupten

Behörden, sondern einen Kämpfer für einen eigenen Platz an der Macht», urteilt der politische Analytiker Andrei Mowtschan vom liberalen Moskauer Sender Echo Moskwy. «Es ist kein Kampf Gut gegen Böse, sondern ein Wettbewerb um Chancen. Dieser Kampf betrifft sie nicht direkt, er ist ein Spektakel wie eine Talkshow.»

Dazu kommt die speziell russische Einstellung zu Nawalnys Hauptthema, der Korruption. Dieses Verhältnis zu Bestechung und Vorteilsnahme ist zwiespältig. Im Alltag ist jeder Russe ständig mit der Korruption konfrontiert: Ein paar Rubel für den Stempel auf einer Behörde, ein Geschenk für den Lehrer der Kinder, eine Extrazahlung für den behandelnden Arzt – es gibt so gut wie keinen Lebensbereich, in dem nicht die Hand aufgehoben und gefüllt wird.

Die Menschen stöhnen unter diesem Obolus, der ihnen ständig abverlangt wird. Andererseits beschleunigt eine richtig eingesetzte *wsjatka* die Dinge ungemein, und viele Berufsgruppen – darunter Beamte oder Lehrer – kämen ohne Bestechungsgelder nicht über die Runden. Da das System alles durchdringt, wundert man sich nicht darüber, dass auch in hohen und höchsten Staatsrängen Bestechungsgelder erwartet werden – je höher der Empfänger in der Hierarchie sitzt, desto mehr. «Das Streben nach Macht ist der Wunsch, die Korruptionsmöglichkeiten zu vergrössern», urteilt Mowtschan. «Die Haltung zur Korruption kann eher als Neid denn als Verurteilung definiert werden.»

Wie also mit Nawalny umgehen? Diese Frage stellt man sich im Kreml, und man sollte sie sich auch im Westen stellen. In Moskau geben derzeit die Hardliner den Ton an, die die «weissrussische Methode» vorziehen: draufhauen und keine Schwäche zeigen. Doch damit erhöhen sie nur den Bekanntheitsgrad des Regimekritikers.

Loyalitätsfragen

Aber auch die Unterstützung des Westens für Nawalny kann unerwartete Konsequenzen haben. Zum einen ist er kein liberaler Demokrat, sondern ein russischer Nationalist, der in seinem politischen Programm die Führerschaft Russlands über Europa und Asien fordert. Zum anderen wird sich die Mehrheit der russischen Durchschnittsbürger von ihm abwenden, wenn sie den Eindruck gewinnt, dass er ein Instrument des Auslands sein könnte.

Denn für sie gilt, was Alexei Lewinson vom Moskauer Meinungsforschungsinstitut Levada konstatiert: «Loyalität zu Putin ist Loyalität zu Russlands gesellschaftlicher Realität. Sich von Putin zu distanzieren, bedeutet, sich von der Realität zu distanzieren und einen furchterregenden Schritt ins Unbekannte zu tun.»

Zeit, vom hohen Ross herunterzusteigen

Die Briten haben es vorgemacht: In Souveränitätsfragen muss man hart bleiben. Boris Johnson hat gut gepokert.

Carl Baudenbacher

Der Abschluss des Handels- und Kooperationsabkommens EU-UK (Trade and Cooperation Agreement, TCA) hat grosse Auswirkungen auf die helvetische Debatte zum Entwurf für ein Rahmenabkommen (InstA) mit der EU. InstA-Kritiker argumentieren, Grossbritannien habe besser verhandelt als die Schweiz. So sei es dem Land insbesondere gelungen, die Überwachung durch die Europäische Kommission und die Streitentscheidung durch den Europäischen Gerichtshof (EuGH) zu vermeiden. Auch dass Grossbritannien nicht mehr Teil des EU-Binnenmarkts sei, stelle einen Erfolg dar. Gleichzeitig habe Britannien Zugang zu diesem Markt.

Die InstA-Befürworter machen geltend, Rahmenabkommen und TCA seien zwei Paar Schuhe. Im Gegensatz zum TCA seien die bilateralen Verträge der Schweiz mit der EU voller Regelungen, die mit dem EU-Recht inhaltsgleich seien. Die Schweiz sei im Gegensatz zu Grossbritannien Teil des erweiterten EU-Binnenmarkts. Es sei daher «logisch», dass der EuGH die entscheidende Instanz sei.

Rachegefühle gewisser Brüsseler Kreise

Die Souveränitätsfrage blenden die Befürworter weitgehend aus. Der Bundesrat versucht sich mit der Behauptung, er habe das stets berücksichtigt, aus der Affäre zu ziehen. Dem Wunsch nach einem barrierefreien Zugang zum EU-Binnenmarkt durch die gegenseitige Anerkennung von Konformitätsbewertungen (Mutual Recognition) wird alles andere untergeordnet.

Auch die Strombranche argumentiert ziemlich eindimensional. Die helvetische Energiestrategie war von Anfang an eine Importstrategie. Nachdem man sich bewusst in Abhängigkeit von Stromimporten aus der EU begeben hat, ertönt nun die Forderung nach dem Abschluss eines Stromvertrags, der wiederum nur mit dem InstA zu bekommen sei.

Insgesamt sind die InstA-Freunde mit dem Zustandekommen des TCA in die Defensive geraten, zumal es bei den Mitteparteien CVP und FDP deutliche Absetzbewegungen gibt.



Ergebnis harter Verhandlungen: Premier Johnson.

Der FDP-Fraktionschef will neuerdings die Guillotine thematisieren. Die SVP war schon immer gegen das Abkommen, und die Linke hat (nicht nur, aber vor allem) wegen des Lohnschutzes grosse Vorbehalte.

Die neuen, nicht parteigebundenen Kritiker aus der Wirtschaft argumentieren anders als die SVP. Aber genau das macht sie in den Augen der Befürworter gefährlich. Bemühungen, die Probleme an der Grenze Grossbritannien-EU zum Beleg dafür zu nehmen, dass der Bundesrat mit dem InstA auf dem richtigen Weg ist, sind allerdings peinlich.

Die Lage in Südengland ist nicht gut, aber die Blockaden sind nicht so schwerwiegend, wie die Regierung in London dies erwartet hat. Unternehmen, Spediteure und Beamte haben sich einfach in der kurzen Zeit nicht an die neuen Regeln anpassen können. Auch auf der Seite der EU besteht ein Interesse, den Grenzverkehr nicht unnötig zu belasten. Und die Rachegefühle gewisser Brüsseler Kreise gegenüber den «treulosen Briten» werden sich mit der Zeit abkühlen. Natürlich wird man nachverhandeln.

Der Warenverkehr zwischen Grossbritannien und der EU ist zwar wichtig. Aber er ist nicht die einzige Freiheit, um die es geht. Dass das TCA den freien Personenverkehr ausklammert, stellt aus britischer Sicht einen grossen Erfolg dar. Die Schweizer InstA-Anhänger erwähnen das kaum. Diese Grundfreiheit wird in der EU

in erster Linie politisch begründet. Bei führenden Ökonomen ist sie durchaus umstritten. Dass sie für das Funktionieren eines Binnenmarkts notwendig ist, wird bezweifelt.

Das Fehlen einer Vereinbarung betreffend die Finanzdienstleistungen nehmen die hiesigen InstA-Befürworter entweder nicht zur Kenntnis, oder sie stellen es als Niederlage der Briten dar. Tatsächlich ist die Lage längst nicht so eindeutig. Der Chef des Brüsseler Think-Tanks Open Europe, der Belgier Pieter Cleppe, hat unlängst darauf hingewiesen, dass nur 25 Prozent der Einkünfte der City of London von der EU abhängig seien und die City ihren Ruf nicht dem Zugang zum EU-Binnenmarkt verdanke. Der sogenannte Europass für Finanzdienstleister wird deshalb in London nicht für überlebenswichtig angesehen. Es gibt im Gegenteil Anzeichen dafür, dass die Briten froh sind, den vor allem von Frankreich und Deutschland gesteuerten Bemühungen der EU, die City zu regulieren, entkommen zu sein.

Es geht nicht um Logik

In diesem Zusammenhang ist auf den vom United Kingdom verlorenen Musterprozess betreffend die Rechtmässigkeit der Befugnis der Europäischen Wertpapier- und Marktaufsichtsbehörde (Esma), Leerverkäufe (Short-Selling) zu verbieten, hinzuweisen (Rechtssache C-270/12, UK gegen Parlament und Rat, unterstützt durch Spanien, Frankreich, Italien und Kommission). Die Grosse Kammer des EuGH wies die Klage des Vereinigten Königreichs mit Urteil vom 22. Januar 2014 ab.

Der finnische Generalanwalt Jääskinen hatte in seinen Schlussanträgen vom 12. September 2013 vergeblich argumentiert, dass die Befugnis auf eine falsche Rechtsgrundlage gestützt werde, die eine qualifizierte Mehrheitsentscheidung im Rat erlaube. Richtig wäre es gewesen, für die Befugnis der Esma eine Rechtsgrundlage heranzuziehen, die Einstimmigkeit verlangt. Damit hätten die Briten im Gesetzgebungsprozess ein Vetorecht gehabt. Jääskinen sprach ausdrücklich von einer «erhöhten demokratischen Kontrolle». Das Urteil, das sich

mit Jääskinens Argumenten nur unzureichend auseinandersetzt, wurde in der britischen Literatur mit der Bemerkung quittiert, der EuGH «is selling us short». Auf der anderen Seite hat der französische Richter Jean-Claude Bonichot das Urteil der Grossen Kammer in der Literatur gerechtfertigt. Im Übrigen werden die Gespräche betreffend Finanzdienstleistungen fortgesetzt.

Aus Schweizer Sicht ist anzumerken, dass die hiesigen Banken und Versicherer den Europapass nicht für essenziell halten. Entsprechend unterstützen ihre Verbände das InstA nur lauwarm, und prominente Spitzenmanager haben sich sogar offen dagegen ausgesprochen, wegen der Souveränitätsfrage.

Dass das TCA ohne EuGH auskommt, sondern ein echtes Dreier-Schiedsgericht für die Entscheidung von Konflikten vorsieht, wird von den InstA-Befürwortern, wie gesagt, als Selbstverständlichkeit dargestellt. Das sei ganz einfach die «logische» Folge dessen, dass die Briten aus dem Binnenmarkt ausgeschieden seien. Diese Behauptung ist nachweislich falsch. Hier ging es keineswegs um Logik. Dieser Erfolg ist das Ergebnis harter Verhandlungen, bei denen der vielgescholtene Boris Johnson – im Gegensatz zum Bundesrat beim InstA – seine Bereitschaft signalisiert hat,

vom Verhandlungstisch aufzustehen und das TCA scheitern zu lassen.

Der TCA-Entwurf der EU sah denselben Ukraine-Mechanismus mit dem durch ein Proforma-Schiedsgericht nur notdürftig getarnten EuGH vor wie der InstA-Entwurf. Man kann sich leicht ausmalen, welche Freudengesänge die Schweizer InstA-Anhänger angestimmt hätten, wenn sich die EU mit ihrem Standpunkt durchgesetzt hätte. Der EU-Chefunter-

Der Bundesrat hat bisher so getan, als hätten seine InstA-Pläne mit dem Brexit nichts zu tun.

händler Michel Barnier sprach im Übrigen nie von diesem «Schiedsgericht», sondern immer nur vom EuGH. Die Bestrebungen der InstA-Freunde, das «Schiedsgericht» mit Hilfe von allerhand semantischen Tricks als unabhängige Institution erscheinen zu lassen, überzeugten noch nie und überzeugen auch heute nicht.

Liberales Menschenbild

Der Bundesrat hat bisher so getan, als hätten seine InstA-Pläne mit dem Brexit nichts zu tun. Diese Haltung war immer falsch, und nun ist sie vollends unhaltbar geworden. Ob-

wohl die Briten von den Franzosen und den Deutschen im Zuge der Massnahmen zur Euro-Rettung nach der Finanzkrise von 2007 immer mehr ausgehebelt wurden, war der britische Einfluss auf die EU in den 47 Jahren der Mitgliedschaft des Landes enorm. Stichworte dazu sind der Widerspruchsgeist und die Freude am Debattieren, das Bekenntnis zu Freihandel und Marktorientierung, das fiskalische Verantwortungsbewusstsein, das liberale Menschenbild und der in der Schweiz praktisch unbekannt Einfluss des englischen Common Law auf den Begründungsstil und damit die Qualität von Urteilen der Unionsgerichte (und des Efta-Gerichtshofs).

All das fehlt jetzt. Der Bundesrat muss auch deshalb über die Bücher gehen, weil die EU von 2021 nicht mehr die EU von 2012 ist. Bekanntlich hat Bundesrat Didier Burkhalter, angetrieben von Staatssekretär Yves Rossier, seinen Ritt in Richtung EU im Dezember 2012 gestartet. Nun ist wohl die Zeit gekommen, vom hohen Ross herunterzusteigen. Man ist nämlich in einer Sackgasse gelandet.

Carl Baudenbacher war Präsident des Efta-Gerichtshofs und Rechtsprofessor an der Universität St. Gallen. Heute ist er unabhängiger Konsulent und Schiedsrichter und lehrt als Visiting Professor an der London School of Economics.

UND WIE VIELE MILLIÖNCHEN WÜRDDEST DU UNTER DER MATRATZE VERSTECKEN?

DER GRÖSSTE JACKPOT EUROPAS REICHT FÜR MEHR.

SWISSLOS


**EURO
MILLIONS**

Frauenfeindliche Erzählung

Phil Spector war kein «Mozart des Wahnsinns», wie die *Weltwoche* schreibt. Sondern ein Frauenmörder.

Regula Stämpfli

Auf Twitter nannte ich den *Weltwoche*-Artikel über Phil Spector (Ausgabe 3/21) eine «Lobhudelei» auf einen «Frauenmörder», die zeige, «wie Femizid in der Kultur durchaus ein Karriereschmiermittel» sein kann. Es ist der *Weltwoche* hoch anzurechnen, mich sofort zur Ausführung dieser Kritik einzuladen.

Ich habe in den letzten fünf Jahren viel über Gewalt erfahren und geschrieben. Vergewaltigung beispielsweise sollte nicht als Sex-, sondern – wie es im Begriff angelegt ist – als Gewaltphänomen besprochen werden. Dies würde den betroffenen Menschen helfen, Überfälle und Folter dieser Art ganz anders zu verarbeiten und zu erzählen.

Nur noch entrückter

In meinem wöchentlichen Gespräch mit der klugen, erfolgreichen Krimiautorin Isabel Rohner in «Die Podcastin» habe ich gelernt, gängigen Erzählmustern zu misstrauen. Beispiel Frauenstimmrecht: Wenn Frauen bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts keinen Anspruch auf richtige Teilhabe im öffentlichen Leben hatten, ist dies keine Nebensächlichkeit, sondern unfassbare Gewalt. Wir sagen über das Apartheidregime in Südafrika ja auch nicht verniedlichende Sätzen wie: «Das Wahlrecht der Schwarzen musste von einer Mehrheit der Weissen gutgeheissen werden, das kann halt dauern.»

Es gibt also frauenfeindliche Erzählstränge. Der Mythos vom «wahnsinnigen Männergenie» ist so einer. Frauenmorde kommen in diesen Erzählungen quasi als Begleiterscheinungen vor, die das Genie nur noch entrückter wirken lassen, so wie Phil Spector, der auf dem Cover der *Weltwoche* als «Mozart des Wahnsinns» in Erscheinung tritt.

Phil Spector ist ein Frauenmörder, der laut Gerichtsakten Lana Clarkson in den Mund geschossen hat. Auch soll er seine ehemalige Frau aufs übelste misshandelt haben. In Nachrufen zu seiner Person davon zu schreiben, dass er als Musikgenie begonnen habe und als Frauenmörder verendet sei, beschwört den Mythos,

dass wirklich grosse Künstler wahnsinnig seien und beispielsweise Frauen foltern oder töten. Femizide sind bei Männern karrierefördernd, während geniale Frauen gerne gleich zu Beginn ihrer Karriere weggesperrt, diffamiert oder lächerlich gemacht werden.

Manipulator der Menschen

Phil Spector war kein Genie, sondern brillant darin, Menschen zu manipulieren. Es ist höchste Zeit, die wahre Story zu recherchieren: Wer sagt uns, dass wir ohne Phil Spector und dessen frauenfeindliches Umfeld nicht noch viel genialere Musik, unter anderem von begnadeten Frauen, feiern könnten?

Phil Spector hatte das Glück, als verkommene Persönlichkeit mit genialen Musikern in Kontakt zu kommen. Er besass, wie viele selbstsüchtige, emotionale Manipulatoren, ein exzellentes Gespür für das, was Menschen, vor allem Männer, brauchen. Als Kokser, brüllender Studiomanager, Produzent scharte er Typen um sich, die all seine Launen ertrugen. Hand aufs Herz: Wen alles hat dieses Monster eigentlich verhindert?

Regula Stämpfli ist Bestsellerautorin («Die Vermessung der Frau», «Trumpism. Ein Phänomen verändert die Welt»), lehrt politische Philosophie an der Universität St. Gallen und unterhält mit Isabel Rohner den Podcast www.diepodcastin.de.



INSIDE WASHINGTON Trump lässt sich Zeit

Es war vorbei, bevor es begann. Der dritte Versuch von Ex-Präsident Donald Trump, eine eigene Partei zu gründen, ist offenbar geplatzt. Als letzte Woche Spekulationen ins Kraut schossen, dass auch Republikaner im Senat gemeinsam mit den Demokraten Trump wegen Anstiftung zum Sturm auf das Kapitol am 6. Januar verurteilen wollten, drohte er mit einer Breitseite: Der Gründung einer «Patriot Party», um alle Überläufer der Grand Old Party zu bestrafen.

Aber laut *New York Times* haben sich kühlere Köpfe im Trump-Team durchgesetzt. Sie haben den Exilanten in Palm Beach davon überzeugt, dass eine dritte Partei die Republikaner nur spalten und seine Peiniger auf der anderen Seite im bevorstehenden Prozess stärken würde.

Die Tatsache, dass dritte Parteien in der Regel Spielverderber sind, mag für einen geschlagenen, aber streitlustigen Trump reizvoll gewesen sein. Nach den Worten seiner ehemaligen Wahlkampfmanagerin Kellyanne Conway glaubt er wirklich, um den Sieg betrogen worden zu sein. Sein zwei Monate anhaltendes Klagen gegen das Wahlergebnis sei kein zynischer Trick gewesen, um seine Anhänger zu täuschen oder sein Versagen zu verschleiern.

Verbündete betonen jedoch, dass es nach den gängigen Regeln sinnlos wäre, mit einer «Patriotenpartei» illoyale Republikaner aus den Ämtern zu kegeln. Kandidaten von Drittparteien können nicht an Vorwahlen der Republikaner teilnehmen. Das ist ein Nachteil bei der folgenden eigentlichen Wahl.

Stattdessen wird Trump seine Rache auf die Demokraten konzentrieren, in der Hoffnung, die Grand Old Party in zwei Jahren zu einer glorreichen Mehrheit im Kongress zu führen. Die Aussicht, dass er vom Senat verurteilt wird, schwindet mit jedem Tag. Ein republikanisches Comeback bei den Zwischenwahlen 2022 könnte Trump die Bühne bereiten für seine Rückkehr 2024.

Amy Holmes

BRIEF AUS DER IMPFSTATION

Hanspeter Born



Anruf unserer neuen Hausärztin. Ihre Praxis darf fünf Personen zum Impfen anmelden. Ich nehme an, ich verdanke dieses Privileg meinem Jahrgang 38. «Nein, nein», sagt sie, «Sie sind Nummer eins auf meiner Liste, weil Sie chronisch kränklich sind.» Wie bitte? Frau Dr. L., eine sympathische Deutsche, kennt mich erst seit kurzem und weiss jetzt Bescheid über sämtliche Operationen und Krankheiten, die ich in mehreren Jahrzehnten überstanden habe: Keuchhusten mit sechs, Blinddarm-, Mandeln-, Hüft- und Prostataoperationen, jüngst Darmgrippe und Augenlidzyste. Aber kränklich? Ich bin doch kerngesund, wenigstens für mein Alter.

Ich wollte mich eigentlich gar nicht impfen lassen. Aber schliesslich möchte man auch wieder einmal der Nähe der Heimat entfliehen, und zum Grenzübertritt in die *belle France* des Monsieur Macron wird man vermutlich einen Impfnachweis brauchen. Zudem wird meine Impfung die Tochter in Kanada freuen, die im Gegensatz zu mir eine Lockdown-Gläubige ist und sich über böse Teenager in England ärgert, die an Raves dem Virus Tür und Tor öffnen.

Das Referenz-Impfzentrum Kanton Zürich wünscht mir per E-Mail guten Tag, bestätigt den Impftermin und sagt mir, was ich zu tun habe. Also finde ich, der «chronisch Kränkliche», mich am vergangenen Montag um 15.45 Uhr beim Zentrum für Reisemedizin der Universität Zürich am Hirschengraben ein und stelle mich brav mit Maske in die Warteschlange, die vom aufgestellten Impfstuhl um die Ecke herum bis auf die feuchte Strasse reicht. Es ist null Grad, aber wir Ausgewählten sind alle gut eingepackt.

Unvermittelt prasselt ein Graupelschauer auf uns nieder. Flucht unter das Zeltdach, wobei die Distanzregeln vergessengehen. Ein älteres Ehepaar, der Sprache nach mit Wurzeln im Balkan, möchte gemeinsam zur Impfung antreten, aber nur sie hat eine Bewilligung. Ruhig wird dem Mann erklärt, dass Begleitpersonen nicht ins Impflokal dürfen. Er hat Mühe, dies zu begreifen, schickt sich aber in sein Schicksal. Er soll in vierzig Minuten wiederkommen, um seine gebrechliche Frau abzuholen.

Alles läuft dann wie am Schnürchen. Die in ein schönes Blau gekleideten Hilfskräfte schleusen uns kompetent und freundlich durch

*Es ist null Grad,
aber wir Ausgewählten
sind alle gut eingepackt.*

das wohlgedachte Prozedere. An der Station «Aufnahme» blickt der am Computer sitzende Befrager zu mir auf: «Hanspeter Born?» Ich nicke. «Sind Sie Journalist?»

«Ex-Journalist.»

«Sind Sie der Hanspeter Born, der die Geschichte über diesen Mord in Kehrsatz schrieb?»

«Das ist lange her.»

«Ich war damals zwanzig und habe die Artikel verschlungen.»

«Darf ich fragen, wie Sie heissen?»

«Schaufelberger.»

«Ich selber war früher Leichtathlet und kannte einen Sprinter namens Schaufelberger, 100-Meter-Schweizermeister, glaube ich, den wir «Schuffelpuur» nannten.»

«Mir sagte man «Schuffeli», es gibt nicht viele Schaufelbergers, solche in Zürich und solche im Bernbiet.»

«Ich kannte einen Zürcher Militärhistoriker, einen gescheiterten Professor, dieses Namens, er ist jetzt tot.»

Just a Zurich conversation. Man könnte meinen, wir lebten in der sozialen Normalität.

Nächste Stufe: Arztkontrolle. Die junge blonde Ärztin will wissen, ob ich Blutverdünnungsmittel nehme.

«Aspirin Cardio.»

«Wofür?»

Der Name kommt mir nur auf Englisch in den Sinn: «Peripheral arterial disease.»

«Also PAVK.»

«Wie bitte? Was ist VK?»

«Verschlusskrankheit.»

Aha. Geimpft werde ich dann, Gott sei Dank, von einer netten Berner Landsmännin (oder heisst es Landsfrau?). Ich ziehe den Pullover aus. «Ds Hömli müesst dr o abzieh.» Getan. «Sit dr Rächtshänder?» Bin ich. Also wird die linke Schulter geimpft. «Numen äs Stichli. U jetzt no äs Pfläscherli.»

Dann darf ich ein «Nümmerli» nehmen und mich mit andern Glücklichen eine Viertelstunde ruhig hinsetzen. Sollte es mir schlecht werden, kann ich zu dem Herrn mit dem roten Pullover gehen. Er ist der Arzt.

Wenn mein Nümmerli (es ist die 500) am Bildschirm auftaucht, geht's zur letzten Station, wo ich den Impfschein und einen Zettel mit meinem zweiten Termin erhalte.

Ins Tram und ab nach Hause. Daheim fragt die Frau, wie es war. «Okay.»

Ich erinnere sie daran, was Kollege Hansruedi, der die Impfung schon hinter sich hat, über allfällige Nebenwirkungen befunden hat: «Mehr Lust auf Alkohol.» Es gibt ein *Glesli Wiisse*.

Wie Winterthur Oskar Reinhart verrät

Der Sammler und Mäzen hat Winterthur zu einem einzigartigen Kunstmuseum verholfen. Die Stadt treibt damit Schindluderei.

Christoph Mörgeli

Oskar Reinhart (1885–1965) gehört zu den weltweit bedeutendsten Kunstsammlern des 20. Jahrhunderts. Er hinterliess seinem Heimatland und seiner Vaterstadt Gemälde und Skulpturen von unermesslichem Wert. Die Eidgenossenschaft erhielt seine Villa samt Park «Am Römerholz» geschenkt und dazu eine Sammlung, die vom 14. bis zum frühen 20. Jahrhundert reicht und führende Werke des französischen Impressionismus umfasst. Im Stiftungstext hielt Reinhart unmissverständlich fest, dass die der Eidgenossenschaft übergebenen Kunstschätze unser Land niemals verlassen dürften. Doch das Bundesamt für Kultur, die Aufsichtskommission und der Winterthurer Stadtrat wollten sie 1992 trotzdem auf Welttournee schicken. Bundesrat Flavio Cotti begründete die abseitige Idee damit, «dass sich die Schweiz auch im kulturellen Bereich nach aussen öffne». Erst die Androhung juristischer Klagen brachte die Behörden von diesem Ansinnen ab.

Dauerklamme, aber grosszügige Stadt

Neuerdings will der Stadtrat – ebenfalls unter Verletzung des Stifterwillens – das Museum Reinhart am Stadtgarten verändern. Dessen künstlerischer Inhalt war eine Stiftung von Oskar Reinhart an die Stadt Winterthur und umfasst seine Sammlung von Werken deutscher, schweizerischer und österreichischer Kunst des 18. bis 20. Jahrhunderts, darunter die berühmten «Kreidefelsen auf Rügen» von Caspar David Friedrich. 2018 hat die Stadt das Museum Reinhart am Stadtgarten, das Kunstmuseum beim Stadthaus (mit Beständen von Impressionismus bis zur Gegenwart) sowie die Villa Flora von Hedy und Arthur Hahnloser-Bühler (mit Werken der klassischen Moderne) zur Dachmarke «Kunst Museum Winterthur» vereinigt. Gegenwärtig wälzen die Verantwortlichen in Winterthur den weltfremden Plan, den Besuchern eine Tour durch sämtliche drei Häuser zuzumuten. Dass sich das heutige Publikum einer solchen mehrstündigen Strapaze freudig unterzieht, muss bezweifelt werden.



Sammlung des Sehens: Kunstsammler Reinhart (r.), 1955.

Die gegenwärtige Planung will das Museum Reinhart am Stadtgarten mit dem Kunstmuseum beim Stadthaus verbinden. Dies soll mittels Spaziergangs durch den Stadtpark und allernächst baulicher Veränderungen realisiert werden. Der *Landbote* titelte begeistert: «Bei Oskar Reinhart wird aufgeräumt». Und verglich die Bedeutung des Empfangs für die Magnetwirkung eines Museums mit der Glaspypyramide im Hof des Louvre in Paris. Den Planern schwebt vor, dass das Museum Reinhart am Stadtgarten wegen der Nähe zum Bahnhof die eigentliche Eintrittspforte in die Winterthurer Museumslandschaft bilden könnte. Die funktionale Aufwertung soll

durch die Neugestaltung von Zugang und Eingangshalle dieses Museums erfolgen.

Unlängst hat Winterthur einen internationalen Studienauftrag für Künstler und Architekten ausgeschrieben. Die dauerklamme Stadt entschädigte die 94 Teilnehmer pauschal mit je 16 000 Franken; eineinhalb Millionen Franken wurden so für unrealisierte Projekte verbuttert. Dabei liegt das steuerbare Einkommen der Winterthurer fast ein Drittel tiefer als jenes der Steuerzahler der Zürcher Landschaft; die Hälfte der Winterthurer Steuerpflichtigen bezahlt so gut wie keine Bundessteuern. Dafür empfängt die Stadt jährlich 162 Millionen Fran-

ken an Ressourcen- und Zentrumslastenausgleich vom übrigen Kanton. Unter dem früheren Stadtpräsidenten Ernst Wohlwend (SP) wollte das angeblich so kunstsinnige Winterthur aus Geldmangel nicht einmal die Giebelfiguren des renovierten Semper-Stadthauses ersetzen. Ein privat gegründeter Verein übernahm schliesslich diese kulturelle Aufgabe. Doch für die Beschädigung von Oskar Reinharts Lebenswerk scheint kein Preis zu hoch.

Nun haben sich Beurteilungsgremium und Stadtrat für das Projekt der türkischen Künstlerin Ayse Erkmen und der deutschen Architektin Heike Hanada aus Berlin entschieden. Damit wird man den Erfordernissen von Feminismus und Multikulti gleichermassen gerecht. Den «erfahrenen Fachfrauen» sei eine Art «Exorzismus» gelungen, jubelte der *Landbote*. Etwas Ähnliches habe das Museum Reinhart am Stadtgarten nötig, denn der Portikus an der Stadthausstrasse und das Entrée atmeten «einen antiquierten Geist, der eine Sehnsucht nach Nobilität und Grösse verrät».

In New York und London unmöglich

Der bisherige symmetrische klassizistische Treppenaufgang wird bald durch die «künstlerische Intervention» einer unsymmetrischen «Treppenskulptur» komplett überbaut, was die architektonische Balance durcheinanderbringt. Nicht weniger radikal ist der Bruch im Foyer, wo Leuchten «wie Skulpturen» in unregelmässiger Anordnung von der Decke hängen. Eine «abstrakte Figuration» von flachen, ovalen Natursteinintarsien am Boden soll Dynamik ausstrahlen. Die zwei grossen Bilder «Hirtenvolk»

von Karl Walser, einem Bruder des Schriftstellers Robert Walser, müssen weichen, obwohl sie Teil des Gesamtkunstwerks von Oskar Reinhart sind. An der Rückfassade wird als Öffnung zum Kunsthaus ein neuer Portikus herausgebrochen, der wiederum eine unregelmässige, wenig einladende Treppenskulptur aufweist. Die Berlinerinnen Erkmen und Hanada tragen also ihren Ruf als «Tabubrecherinnen» (*Landbote*) zu Recht.

Ganz zweifellos zerstört dieses erstprämierte Projekt die vom Stifter Oskar Reinhart mitgestaltete Eingangshalle und verdrängt die von ihm bestellten und bezahlten Wandbilder von Karl Walser. Eine «Sammlung des Sehens» wollte Reinhart der Bevölkerung präsentieren. Doch die Neuplanung vernichtet einen bedeutenden

Für die Beschädigung von Reinharts Lebenswerk scheint kein Preis zu hoch.

Teil seines durch eine Volksabstimmung von 1939 fest verankerten Gesamtkunstwerks. Entsprechend empört äussert sich der langjährige Museumsleiter Peter Wegmann: «Ich habe Oskar Reinharts Willensvollstrecker, Jakob Biedermann, versprechen müssen, mich stets für Reinharts Vermächtnis einzusetzen», betont er. In ähnlichen Museen wie Frick, Kimbell, Barnes und Getty in den USA oder wie Wallace in London wäre eine solche Schindluderei mit den Stiftungsaufgaben kaum möglich.

Der Winterthurer Jurist Roberto Bernhard sieht das Museum Reinhart am Stadtgarten als «Nationalmuseum schweizerischer Kunst».

Er wundert sich, vonseiten hoher Kulturverantwortlicher die Aussage gehört zu haben, es handle sich beim Widerstand gegen Neuerungen ja «nur um rechtliche Einwände». Der Architekt Johann Frei, der das Haus 1994 bis 1995 sorgfältig renoviert und das Dachgeschoss für Wechselausstellungen ausgebaut hat, ist von den jetzt geplanten Neuerungen ebenfalls nicht begeistert: «Ich kann mir schwerlich vorstellen, dass neue Aussentreppe und ein zeitgeistiges Foyer neue Besucherströme anlocken. Persönlich würde ich mir einen sorgsameren Umgang mit Oskar Reinharts Vermächtnis wünschen.»

Tatsächlich beeinträchtigen die projektierten Änderungen eine der architektonisch bedeutendsten Bauten Winterthurs. Das heutige Museum Reinhart am Stadtgarten wurde 1842 nach Plänen von Leonhard Zeugheer im Stil der Neurenaissance als Knabengymnasium eröffnet. Die Eingriffe beim prominenten Eingangsportikus stellen eine kaum zu rechtfertigende Veränderung des denkmalgeschützten Museumsbaus von überkommener Bedeutung dar. Und ein Shop, die Tee-Ecke sowie Aufenthaltszonen hätten sich auch ohne so schwerwiegende Veränderungen des Foyers verwirklichen lassen.

Angedacht statt durchdacht

Im Beurteilungsgremium sass auch der stellvertretende kantonale Denkmalpfleger – eine immer mehr um sich greifende Unsitte, behördliche Genehmigungsinstanzen bereits in die Entscheidungsfindung mit einzubeziehen und sie so zu binden. Im von Stadtpräsident Michael Künzle (CVP) präsierten Beurteilungsgremium sitzt kein einziger Kunsthistoriker. Dafür wimmelt dessen Bericht von eigentümlichen Zitaten und sprachlichen Ausrutschern. Wörter wie «bespielen», «freispielern» und «umspielen» spielen eine Schlüsselrolle. Auch wird nicht mehr gedacht, sondern lediglich noch «angedacht». Verharren die «Andenker» in stiller Andacht? Wer hier nachdenkt, käme allenfalls auf das sinnvollere «durchdacht» oder «zu Ende gedacht». Dafür steht im Bericht kein Wort über den Stifter Oskar Reinhart, ebenso wenig über die Bilder oder über Probleme der Sicherheit.

Nach dem nun ausgewählten Projekt der Berlinerinnen Erkmen und Hanada sollen die Museumsbesucher «von der Kunst empfangen und umfassen» werden. Kunst und Architektur würden sich zu einem «sinnstiftenden Ganzen» verbinden, die Eingangstreppe entpuppe sich als «Stufenlandschaft» und «Sitzgelegenheit». Das Vorhaben, so rühmt der Bericht des Beurteilungsgremiums, werde durch asymmetrisch gestaltete Elemente die «Strenge des Gebäudes aufweichen». Das ändert freilich nichts an der Tatsache, dass die weiche Architektur durch viele hart erarbeitete Franken bezahlt werden muss.



«Stufenlandschaft» und «Sitzgelegenheit»: Museum Reinhart am Stadtgarten.

Heilige Corona

Ein unsichtbares Virus lässt eine zutiefst areligiös geglaubte Gesellschaft unerwartet eine kollektive Glaubenserfahrung erleben.

Markus Jost

Irrational», «humorlos», «Bedrohung für das friedliche Zusammenleben», «zurückgeblieben», «radikal», «mit der Angst der Menschen spielend» – das sind Schlagworte, die in Zusammenhang mit Religionen und religiösen Menschen genannt werden. Viele Menschen sind froh, sich von den Fesseln der Religionen befreit zu haben, und verstehen sich als aufgeklärte, von der Vernunft gesteuerte Wesen, die sich im Hier und Jetzt für eine bessere, solidarischere Welt einsetzen und ganz ohne religiöse Vorstellungen auskommen.

Ein fürs Auge unsichtbares Virus namens Corona stellt dieses bisher weitverbreitete Weltbild auf den Kopf: Corona macht aus unserer zutiefst areligiös geglaubten Gesellschaft eine religiöse.

So wurde die bis vor kurzem fast aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwundene Urfahrung des menschlichen Todes innert weniger Wochen zum Dreh- und Angelpunkt aller Politik. Die alten, gebrechlichen Menschen, die kurz vor dem Tod stehen, rückten über Nacht ins Zentrum des medialen und politischen Geschehens. «Unsere Alten sterben!», wurde schockiert festgestellt. Das Bewusstsein für die irdische Endlichkeit und den Tod – seit je eine wichtige religiöse Grunderfahrung des Menschen – wurde in den vergangenen Monaten von vielen wiederentdeckt.

Kants «Afterdienst»

Auch die von vielen Menschen oft als unsinnig bezeichneten Rituale, die bei den Religionen stark verbreitet sind, wurden in der Corona-Krise neu entdeckt. Der deutsche Philosoph der Aufklärung, Immanuel Kant, bezeichnete Rituale als unnötigen «Afterdienst». Gute, vernünftige Religion müsse so sein, dass sie den Menschen dazu bringe, sein moralisches Handeln an der praktischen Vernunft auszurichten, lesen wir bei ihm.

Die Corona-Krise hat uns alle wieder dazu gebracht, uns gemeinschaftliche Rituale anzueignen und uns das unsichtbare Virus zu jeder Stunde ins Bewusstsein zu rufen: Hände waschen und desinfizieren, Maske auf- und ab-



Zwischen Glauben und Verzweifeln.

ziehen, die neuesten Corona-Zahlen im Internet konsultieren, die Pressekonferenz des Bundesrates zu den neuesten Corona-Massnahmen verfolgen und dementsprechend unsere Corona-Rituale anpassen.

Viele Menschen sind froh, dass die Landesregierung immer wieder klar und deutlich sagt, wie wir uns verhalten müssen. Nur so könnten wir als Gemeinschaft überleben, sind sie über-

Auf alle Fälle keine kritischen Fragen stellen, das kann unserem baldigen Glück nur schaden.

zeugt. Deshalb sei es vollkommen in Ordnung, wenn die Menschen, die sich nicht an die verordneten Regeln halten, hart bestraft würden. Das Coronavirus lerne uns, «solidarisch» zu sein, um gemeinsam siegen zu können. Kritische Fragen zu den von der Politik verordneten Regeln seien nicht angebracht. Demonstrationen gegen die bundesrätliche Politik seien strikte zu verbieten – «selbst, wenn sie friedlich sind!», wird verlangt.

In dieser Haltung zeigt sich die oft in mono-religiös geprägten Gesellschaften verbreitete Vorstellung, dass eine gute, überlebensfähige Gesellschaft zwingend autoritär regiert werden müsse. In der Menschheitsgeschichte gibt

es zahlreiche Beispiele dafür, wie Religionen und andere religiös anmutenden Ideologien sich diese Vorstellung zunutze gemacht haben – allerdings oft mit zweifelhaften Resultaten.

Weiter ermöglicht die Corona-Krise den Menschen eine kollektive Glaubenserfahrung: Alle, die schon einmal in irgendeiner Art gläubig waren oder es sind, kennen das Wechselspiel zwischen Glauben und Verzweifeln: Es braucht nur noch ein klein wenig Glauben und Anstrengung unsererseits, und schon bald wird das Erhoffte eintreffen. Falls dies nicht so sein sollte, haben wir ganz einfach zu wenig geglaubt und uns zu wenig angestrengt. Auf alle Fälle keine kritischen Fragen stellen, das kann unserem baldigen Glück nur schaden. Seit Beginn der Corona-Krise konnten wir diese Erfahrung mehrmals machen: Noch diese und jene Massnahme umsetzen, und schon bald kommt alles wieder gut.

Immer radikaler

Auch die in vielen Religionen existierenden Vorstellungen zukünftiger Katastrophen wurden durch die Corona-Krise für uns erfahrbar: einerseits durch die in den Medien zu Wort kommenden Experten, die uns regelmässig den vollkommenen Kollaps prophezeien (der allerdings bis heute noch nie eingetroffen ist), und andererseits durch die immer radikaler werdenden Corona-Massnahmen, die unsere Gesellschaft nun definitiv während der kommenden Jahre und Jahrzehnte in eine gesellschaftliche Krise stürzen werden. Wir haben also sozusagen unsere *apocalypse now*.

Unsere sich von der Religion emanzipiert geglaubte Gesellschaft schafft sich durch ihr hilfloses Agieren in Bezug auf die Aktivitäten des Coronavirus unerwartet ein neues religiöses Gemeinschaftsgefühl. Es stellt sich nur die Frage, ob es sich dabei um eine gesundmachende oder um eine krankmachende Art von Religion handelt.

Markus Jost ist Theologe, Autor und wissenschaftlicher Bibliothekar für Theologie und Religionswissenschaften an der Universität Freiburg.

Unser neuer Mann in Strassburg

Andreas Zünd ist der künftige Schweizer Richter am Menschenrechtsgerichtshof. Der Ärger über die Urteile der Strassburger Instanz dürfte mit ihm nicht kleiner werden.

Katharina Fontana

Bald schon wird Bundesrichter Andreas Zünd seine Zelte in Lausanne abbrechen und sich nach Strassburg aufmachen, in den juristischen Olymp sozusagen. Die Parlamentarische Versammlung des Europarats hat den 64-Jährigen diese Woche zum neuen Schweizer Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) mit Sitz in Strassburg gewählt. Der Bundesrat, genauer das Justizdepartement von Karin Keller-Sutter, hatte in Absprache mit dem Parlament drei Kandidaten für den hohen Posten ins Rennen geschickt, wobei Zünd auf die Europaratsparlamentarier den grössten Eindruck gemacht hat. Er folgt auf die Völkerrechtlerin Helen Keller, deren Amtszeit zu Ende gegangen ist. Zünd wird damit «der mächtigste Richter des Landes», wie es die Tamedia-Zeitungen formulierten.

Ein Leben in der Justiz

Tatsächlich ist die Bedeutung des EGMR beziehungsweise seiner umfangreichen Rechtsprechung enorm. Es geht nicht nur um Einzelfälle, etwa um verhinderte Ausschaffungen krimineller Ausländer, die hierzulande meist für den grössten Unmut sorgen. Was die 47 Strassburger Richter in ihren Leiturteilen zu Italien, Grossbritannien oder Norwegen, zu Aserbaidschan, der Türkei oder zu Russland beschliessen, wird für die Schweiz faktisch verbindlich. Wie kaum ein anderes Land hält sie sich penibel an die EGMR-Urteile und passt sich der Strassburger Rechtsprechung an. In Bundesbern scheint man das noch nicht überall verstanden zu haben; die Frage, wer die Schweiz die nächsten Jahre am EGMR vertreten und wer auf der Kandidatenliste aufgeführt sein soll, erhielt von den Politikern auch vor der jüngsten Wahl kaum die Aufmerksamkeit, die ihr zukommen sollte.

Wer ist also unser neuer Mann in Strassburg? Andreas Zünd hat praktisch sein ganzes Berufsleben in der Justiz verbracht. Er amtierte als Richter im Aargau und als Gerichtsschreiber am Bundesgericht, bevor er vor siebzehn Jahren zum Bundesrichter gewählt wurde, portiert von der SP. Zünd ist zurückhaltend, kein grossartiger Redner, dafür ein kluger Kopf, wie man dies von einem höchsten Richter erwarten kann. So weit, so gut.



Menschenrechtsturbo:
Jurist Zünd.

Zünd zählt allerdings auch zu den überzeugtesten Internationalisten in Lausanne und hat einen ausgeprägten Hang zum Menschenrechtsschutz, wie seine Voten in den öffentlichen Beratungen und die Liste seiner Aufsätze belegen; Kritiker nennen ihn einen Aktivisten. Er gehört zu jenen Richtern, welche die Menschenrechte in all ihren Facetten aktiv in die hiesige Rechtsordnung transponieren wollen und die Schweizer Gesetze so auslegen, wie sie es im Licht

der Menschenrechte für richtig halten – selbst dann, wenn kein Präjudiz aus Strassburg vorliegt, und selbst dann, wenn damit das Gesetz strapaziert wird.

Als Mitglied der zweiten öffentlich-rechtlichen Abteilung des Bundesgerichts hat Andreas Zünd mehrfach Entscheide mitgetragen, die staats- und demokratiepolitisch höchst umstritten sind. So war er 2012 daran beteiligt, als seine Abteilung die Menschenrechtskonvention generell über die Verfassung und damit über den Willen von Volk und Ständen stellte – was der frühere Bundesgerichtspräsident Martin Schubarth als «juristischen Staatsstreich» geisselte.

2015 gingen Zünd und seine Mitstreiter noch einen Schritt weiter und erklärten, dass sie das Abkommen zur Personenfreizügigkeit in jedem Fall höher gewichten würden als

die Zuwanderungsinitiative und deren Umsetzung durch das Parlament. Zudem führte Zünds Abteilung schrittweise neue ausländerrechtliche Aufenthaltsansprüche ein, die so nicht im Gesetz stehen und die sich schlecht mit der restriktiveren Zuwanderungspolitik vertragen, wie sie die Stimmberechtigten und das Parlament beschlossen haben.

Lange nicht alle Bundesrichter goutieren dieses Richterverständnis. So entgleiste letztes Jahr eine Sitzung komplett, als ein CVP-Richter geharnischten Protest einlegte und der Zünd-Fraktion vorwarf, sie betreibe eine aktivistische Rechtsprechung und spiele sich als Gesetzgeber auf.

Durchzogene Erfahrungen

Nun wird also Andreas Zünd künftig auf dem Schweizer Richtersitz in Strassburg Platz nehmen. Die Schweiz hat mit den fünf bisherigen Richterinnen und Richtern, die sie nach Strassburg geschickt hat, durchzogene Erfahrungen gemacht. Es gab Persönlichkeiten wie den Basler Völkerrechtler Luzius Wildhaber, der den EGMR von 1998 bis 2007 präsidierte und der sich in einem Interview mit der NZZ 2014 dahingehend äusserte, dass «mehr Menschenrechtsschutz nicht immer besser» sei. Wildhaber zeigte zudem Verständnis für die oft gehörte Kritik, dass der EGMR übermässig in die Kompetenzen der nationalen Gesetzgeber eingreife.

Als eigentlicher Menschenrechtsturbo in Erinnerung geblieben ist dagegen der Genfer Professor Giorgio Malinverni, der überall Diskriminierungen witterte. Als der Gerichtshof etwa den Fall eines 67-jährigen Schweizers zu beurteilen hatte, der das Geschlecht wechseln wollte, erachtete es Malinverni als Verstoss gegen das Recht auf Privatleben, dass die Schweiz vor der Kostengutsprache für die Operation eine zweijährige Beobachtungsphase verlangt hatte. Es wäre keine Überraschung, wenn Zünd seinem Vorgänger Malinverni diesbezüglich in nichts nachstehen und kräftig zur weiteren Überstrapazierung der Menschenrechte beitragen würde.

Das Wunder von Baar

Die Beteiligungsfirma Partners Group um Alfred Gantner ist mittlerweile so wertvoll wie die Credit-Suisse. Warum sind die auch politisch engagierten Zuger so erfolgreich?

Beat Gygi

Was haben die Schlümpfe mit dem Rahmenvertrag Schweiz–EU zu tun? Hier die niedlichen blau-weissen Plastik-Figuren, dort ein kompliziertes Paragrafen-Papier. Die gemeinsame Klammer heisst Partners Group, eine der vitalsten Finanzfirmen der Schweiz. Voriges Jahr hat sie die Firma Schleich und damit einen der grössten deutschen Spielwarenhersteller (mit den Schlümpfen im Sortiment) ins Portefeuille genommen, um ihn weiterzuentwickeln. Und ausserhalb des Unternehmens beginnen die Gründer öffentlich in Erscheinung zu treten und sich in der Politik zu engagieren.

Disziplin und Kapitalkraft

Eine neue Art von Geld trifft auf Politik. Hinter der in Baar ansässigen Partners Group stehen die drei Finanzpioniere Alfred Gantner, Marcel Erni und Urs Wietlisbach, die 1996 – sie kannten sich schon von ihrer Zeit bei der US-Investmentbank Goldman Sachs – zusammen eine originelle Investitionsmaschine gebaut und gestartet haben, die mittlerweile riesig geworden ist, Investorengelder aus aller Welt anzieht und verwaltet, Spitzenrenditen erzielt und angestammte Geschäftsmodelle in nicht nur in der Finanzwelt unter Druck bringt.

Innovation im Geschäft – Innovation in der Politik. Gantner und Kollegen bringen mit ihrer neu errichteten Vereinigung «Kompass/Europa» eine Bewegung in Gang, die das Rahmenabkommen bekämpfen und die Entscheidungsfreiheit der Schweiz bewahren soll. Ähnlich gelagert ist die eher aus Industrie und Gewerbe ebenfalls neu entstandene Autonomiesuisse. Gantner wirkt nicht nur körperlich gross und gewichtig, sondern auch von seiner Ausstrahlung, seiner Aura her, in der unwillkürlich die Disziplin, Kapitalkraft und der unternehmerische Erfolg der Partners Group zum Ausdruck kommen.

Erst im vergangenen Jahr ist aber wohl einem grösseren Teil der Öffentlichkeit bewusst geworden, welch potenter Finanzapparat da in Baar auf Hochtouren läuft. Aufsehen erregte der Augenblick, als Partners Group an der Börse bezüglich Marktkapitalisierung die Grossbank

Credit Suisse einholte, etwa 29 Milliarden Franken sind es jetzt. Beim Börsengang 2006 kostete die Partners-Group-Aktie 63 Franken, jetzt etwa 1070 Franken, Faktor siebzehn. Die Begegnung an der Börse war wie «Junior gegen Senior»: Der 24-jährige Spezialist mit 1500 Angestellten erreicht auf seinem ungestümen Streben nach

Beim Börsengang lag die Aktie bei 63 Franken, jetzt kostet sie etwa 1070 Franken, Faktor siebzehn.

oben plötzlich den gleichen Marktwert wie die breit ausgerichtete alt-etablierte Grossbank mit 48 000 Mitarbeitern.

Für Branchenkenner war Partners Group schon lange Spitze. Im Wettbewerb des Corporate Excellence Award, den die zur Raiffeisen gehörende Vermögensverwaltungs- und Beratungsfirma CEAMS jährlich durchführte, stand Partners Group 2012, 2013, 2015 und 2016 an der Spitze der europäischen Unternehmen. Beurteilt wurde die Leistungsfähigkeit, Qualität und Solidität, zentral war die Frage: «Wie viel Ertrag erarbeitet ein

Unternehmen mit einem ihm anvertrauten Franken? Was macht es daraus für die Geldgeber?» Wer am meisten herausholt und der Welt damit einen Dienst tut, kommt auf eine entsprechend hohe Rendite auf dem eingesetzten Kapital oder Eigenkapital – unabhängig von der Branche.

Von 4 auf 109 Milliarden

Da war Partners Group an der europäischen Spitze und rettete die Ehre der Schweizer Finanzbranche, denn in anderen Jahren waren Lindt & Sprüngli, Geberit oder Belimo an der Spitze, während die grossen Banken chronisch unsolide waren. Andere ahnten den Erfolg allerdings noch früher: 2001 erhielt Partners Group den Innovationspreis des Kantons Zug. Gelobt wurde, dass das Geschäft auf langfristig partnerschaftliche Zusammenarbeit ausgerichtet werde. Damals verwaltete die Firma ein rund 4 Milliarden Franken.

Heute sind es rund 110 Milliarden. Wie sieht das Geschäftsmodell denn eigentlich aus? Partners Group ist ein Spezialist, der Investoren, zumeist grossen wie Pensionskassen, Versicherern oder Family Offices, sagt: «Gebt mir euer Geld für ein paar Jahre, ich kaufe damit Firmen, entwickle sie weiter, am Schluss verkaufe ich sie wieder und ihr habt teil am Gewinn aus dem Ganzen.» Das Spezielle ist also, dass das Geld grossenteils in privat gehaltene Firmen, Immobilien oder anderes Vermögen investiert wird, nicht in öffentlich zugängliche Unternehmen. Also etwa in den Spielzeughersteller Schleich. So ist man immer auf der Suche nach Investitionsmöglichkeiten, die eine Betreuung wert sind, so dass der Ausstieg am Schluss Gewinn verspricht.

Im Zentrum des Private-Equity-Geschäftsmodells stehen die Anreize der Beteiligten, die eng mit Eigentum, Haftung und Verantwortung zusammenhängen. Teddy Amberg, Mitgründer und Partner der Finanzdienstleistungsfirma Spichehaus Partners, untersuchte die Zusammenhänge auch theoretisch: Nach neunjähriger Tätigkeit bei Partners Group nahm er seinerzeit bei der Soziologieprofessorin Katja Rost an der Universität Zürich eine Dissertation in Angriff und veröffentlichte sie 2016 unter dem Titel



„Was soll das heißen, Sie haben das Memo zum Thema Unternehmenskultur noch nicht gelesen, Sie Pflaume? 4“



Finanzpioniere: Wietlisbach, Gantner und Erni (v. l.).

«Management-Anreizsysteme in der Finanzindustrie».

Nach Ambergs Einschätzung ist der Interessensabgleich zwischen allen Beteiligten der wichtigste Schlüssel zum Erfolg. «Die Beteiligten müssen alle mit eigenem Vermögen in den Vorhaben engagiert sein», sagt er. «Skin in the Game» sei das Stichwort, die eigene Haut riskieren. «Typischerweise beteiligt sich das Management einer Private-Equity-finanzierten Firma zusammen mit dem Finanzinvestor mit eigenem Geld.» CEOs müssten im Durchschnitt etwa eine Million Dollar selber investieren. Auch die Beteiligten der Private Equity Firma seien jeweils mit eigenen Investitionen in den Projekten engagiert.

Kampf der Systeme

Amberg: «Untersuchungen zeigen, dass ein Manager anders wirtschaftet, wenn er sein eigenes Geld in der Firma hat, als wenn er lediglich angestellt ist.» Das betreffe alle Ebenen, etwa wie langfristig er denke, welche Spesen er mache, wie er mit den Mitarbeitern kommuniziere, welche Risiken er eingeehe und so weiter. Anders verhalte es sich bei angestellten Managern, die im

schlimmsten Fall den Bonus oder allenfalls den Job verlieren könnten. Dass Banken-CEO auch bei mangelhaften Leistung x Millionen verdienen, hänge stark mit einem mangelhaften Interessensabgleich in der Governance der Unternehmen zusammen. Amberg zeigte denn auch, dass Private Equity Unternehmen eine deutlich höhere Ertragskraft erreichen als Aktiengesellschaften mit zerstreutem Aktionariat und schwächeren Kontrollmechanismen. Was macht die Partners Group besser als die Konkurrenten im Private Equity Sektor? Wählen sie die Investments besonders sorgfältig aus? Diesen Anspruch habe jeder Private Equity-Anbieter, sagen Marktexperten. Aber etwas sticht nach den Worten von Michael Kunz, Finanzanalyst bei der ZKB, doch heraus: «Partners Group konzentriert sich eher auf kleinere und mittlere Unternehmen, auf Investitionen bis etwa zwei Milliarden Dollar, und dies global.» Es gebe im KMU-Segment wohl keinen Konkurrenten, der eine solch globale Reichweite erreiche. «Wenn Sie bei Partners Group in einen Fonds investieren, finden Sie einen brasilianischen Supermarkt neben einem australischen Windpark und einem deutschen Spielwarenhersteller», meint Kunz, alles aus einer Hand,

und das sei auch über verschiedene Anlageklassen hinweg möglich.

Branchenbeobachter nennen auch die Grösse als Vorteil: Partners Group ist mit einer Belegschaft von 1500 Mitarbeitern deutlich grösser und unterhält mehr Standorte weltweit als viele Konkurrenten. Die globale Präsenz mit eigenem Personal vor Ort ermögliche reichhaltige Datensammlungen mit wertvollen Informationen über potenzielle Kaufgelegenheiten. Und wenn dann ein Deal reif werde, erscheine Partners Group mit einem zwanzigköpfigen professionellen Deal-Team, das innert kürzester Zeit ein klares Angebot unterbreite und damit Vertrauen gewinne.

Im Grunde tut sich jetzt in der Schweizer Öffentlichkeit eine neue Arena auf. Es zeichnet sich eine Art Kampf der Systeme ab, wenn Gantner und Kollegen, auch Autonomiesuisse, an die Öffentlichkeit treten. Da sieht man auf der einen Seite die Welt der Grossunternehmen mit bürokratisierten Führungssystemen und schwacher Kontrolle der angestellten Manager, vertreten etwa durch Economiesuisse – und auf der anderen Seite die Welt des Unternehmerischen und des Privateigentums, auch der Verfechter des gesunden Menschenverstandes.

Wasserscheue Eroberer der Weltmeere

Die Beziehung der Briten zu ihrem Fisch ist innig.
Dahinter aber steckt eine etwas komplizierte Geschichte.

Rolf Hürzeler

Die Leuchttürme der viktorianischen Literatur, Charles Dickens und Wilkie Collins, verstanden die wunden Seelen ihrer Landsleute. Mit der 1860 gemeinsam geschriebenen Novelle «A Message from the Sea» (Eine Botschaft vom Meer) boten sie den Menschen einen Ausflug aus den grauen Kaminstädten in die Idylle eines Fischerdorfs in der Grafschaft Devon: «Der Lärm verschobener Fischfässer schwoll mit dem Klappern der Hufe von Packpferden und Eseln zu einer Melodie an. Die Befehle der Fischer, die sie vorantrieben, vermischten sich mit den Stimmen der Fischerfrauen und ihrer vielen Kinder zu einem Chor.»

Bis heute ist diese Vorstellung des beschaulichen Fischerlebens im kollektiven Bewusstsein der britischen Nation verankert – in England ebenso wie in Schottland. Wer indes heute das Städtchen Brixham, ehemals Teil ebendieser Grafschaft Devon, besucht, ist mit einer anderen Realität konfrontiert: Hier dominiert die Infrastruktur der industriellen Fischproduktion. Da liegen grosse Hochseetrawler vor Anker, die nach tagelangen Fischzügen im Atlantik und in der Nordsee ihre Ware einbringen, um nächstens wiederum in See zu stechen.

Wut und Enttäuschung

Wer indes glaubt, dass dieser Wirtschaftszweig prosperiert, sieht sich getäuscht. Die britische Fischerei ist seit Jahren im Niedergang, und die Hoffnung der Branche, dass mit dem Brexit alles besser kommt, war vergeblich. Denn die Fischer verlangten, dass die EU-Konkurrenz vom Kontinent aus ihren Gewässern künftig weitgehend verbannt bleibe.

So sind die Wut und die Enttäuschung dieser Leute allgegenwärtig. Etwa mit dem an die Politiker von Westminster gerichteten Poster an einem Schiff: «Ihr habt uns die Souveränität versprochen und uns wieder verraten.»

Die Briten forderten eine Reduktion von 60 bis 80 Prozent der Fangquoten für die europäischen Fischer in den heimischen Gewässern. Doch diese müssen nunmehr lediglich auf ein



«Chippie»-Enthusiasmus.

Viertel ihrer Fangquoten verzichten. Erst ab Juni 2026 wird jährlich über eine weitere Reduktion verhandelt, und da hat das Vereinigte Königreich schlechte Karten. Denn 70 Prozent der britischen Fischexporte gehen in die EU, die jederzeit Zölle erheben kann.

Das tönt kompliziert, ist aber noch viel vertrackter: Paradoxerweise ist Grossbritannien ein Netto-Importeur und führt Fisch vor allem aus Nicht-EU-Staaten wie Island und Norwegen ein. Die Denkfabrik Institute of Economic Affairs hält dazu fest: «Das Vereinigte Königreich neigt dazu, einzuführen, was es konsumiert, und zu exportieren, was es fängt.» Dieser Befund bringt manchen Fischer in Brixham ins Grübeln.

Gut möglich also, dass der Dorsch im Fettpapier aus dem Fish-’n’-Chips-Shop in der Nachbarschaft nicht aus einem einheimischen Fang stammt. Das ist für die meisten «Chippie»-Enthusiasten indes unerheblich. Hauptsache, das Markenzeichen «British Fish» mit dem Union Jack hängt über dem Tresen mit der Glasverkleidung. Trotzdem litten diese Lokale in den letzten Jahrzehnten unter einem Umsatzrückgang: Döner Kebabs oder asiatische Fastfood-Küchen verdrängten die «Chippies» vielerorts. So spiegelt die Entwicklung der britischen Fischtraditionen den kulturellen Wandel des Landes aufgrund der aussereuropäischen Einwanderung der Nachkriegszeit.

Im Gegensatz zur Restaurant-Gastronomie haben die «Chippies» allerdings während des Lockdowns der letzten Monate landesweit

massiv zugelegt. Auswärts dinieren heisst in Grossbritannien heute Schlange stehen vor einem Fish-’n’-Chips-Laden, statt das *pub grub* zu verzehren, das meist günstige Essen in einer Bierschenke.

Die meisten Insulaner sind der Überzeugung, dass das Meer und der Fisch seit je Teil ihrer nationalen Identität sind. Doch in Wirklichkeit waren die Briten bis ins 18. Jahrhundert wasserscheu. Die deutsche Hanse beherrschte zuerst die reichen Fanggründe der Nordsee, wie der Historiker Dan Snow festhält: «Im 17. Jahrhundert waren uns dann die Holländer und Frankreich zur See überlegen.»

Heldengeschichten

Die britische Hochseefischerei setzte sich erst Mitte des 19. Jahrhunderts durch – dank neuer Fangtechniken und vor allem dem Aufkommen der Eisenbahn. Sie ermöglichte den schnellen Transport frischer Meeresfrüchte von den Küsten in die Städte.

In jener Zeit setzte sich der Mythos von «Britannia rules the waves» in den Köpfen fest, die Vorstellung von der unerschrockenen Seefahrernation. Ähnlich wie das romantische helvetische Bild der Eidgenossen in den Alpen ist auch diese Vorstellung mit Ängsten vor Naturgewalten verwoben. Schier unendlich viele Heldengeschichten machten im 19. Jahrhundert die Runde, etwa die Geschichte von Grace Darling, der schönen Tochter eines Leuchtturmwärters, die 1838 in einem fürchterlichen Sturm nachts neun Schiffbrüchige mit einem Ruderboot rettete. Kritischen Zeitgenossen ist dieses irrationale Verhältnis der Insulaner zur See schon lange aufgefallen. Der Künstler Damien Hirst etwa setzte es mit seinem berühmten Haifisch in Formaldehyd ikonografisch um.

Gerade weil die See heute für die Briten zur nationalen Identität gehört, fühlen sich die Fischer von Brixham verraten. Ihnen wäre womöglich mit einem nüchternen Zugang zu ihrer Lebenswelt mehr gedient als mit einer Verklärung, die in den Brexit-Verhandlungen nicht viel golten hat.

Betteln ist jetzt ein Menschenrecht

In Basel gehören Bettler aus Osteuropa zum Strassenbild. Das wird dank eines Urteils aus Strassburg bald auch andernorts so sein.

Markus Melzl

Betteln war in vielen Schweizer Städten lange Zeit verboten, so auch in Basel. Als im vergangenen Jahr das Übertretungsstrafgesetz revidiert wurde, kippten links-grüne Basler Parlamentarier das Verbot aus dem Gesetz. So darf im Stadtkanton seit Juli 2020 jedermann ungestraft die hohle Hand machen, was viele personenstarke Bettlergruppen anzog, vor allem aus Osteuropa.

Da zurzeit der Grossteil der Läden geschlossen bleibt, sitzen die Bettler nicht nur zusammengekauert und mit leidgeprüfem Blick am Strassenrand, sondern machen sich vermehrt auf die Jagd nach Passanten. Wer kein Geld in den unter die Nase gehaltenen, unappetitlichen Pappbecher wirft, muss schon mal eine unanständige Schimpftirade über sich ergehen lassen.

Pro forma liess man im Gesetz die Möglichkeit offen, jemanden zu büssen, der andere Personen zum Betteln schickt oder als Mitglied einer Bande bettelt. Die Polizei muss jedoch höllisch aufpassen, dass bei Aktionen gegen osteuropäische Bettlerbanden nicht von links-grüner Seite der Vorwurf erhoben wird, nach den Regeln des Racial Profiling zu agieren. Schliesslich unterscheiden diese Bettler sich vom Aussehen und Erscheinungsbild her klar von den anderen Stadtbesuchern. Zudem stellt sich in Anbetracht der geringen Sanktionsandrohung im Übertretungsstrafgesetz auch die Frage, ob die Polizei dafür überhaupt personelle Ressourcen einsetzen sollte.

500 Franken Busse

In den vergangenen Monaten dämmerte es der Bevölkerung, dass die Bettelei ein Ärgernis darstellt. Viele wären froh, das Betteln würde wieder verboten. So hat der Grosse Rat mehrheitlich für die Wiedereinführung des Bettelverbots gestimmt und einen von der SVP eingereichten Vorstoss an die Regierung überwiesen. Dieses Ansinnen ist nun vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte zunichtegemacht worden. Um was geht es? Die Genfer Behörden hatten einer Bettlerin wegen mehrfachen Verstosses gegen das Bettelverbot eine Busse von 500

Franken aufgebrummt, eine Strafsanktion, die durch alle Schweizer Gerichtsbehörden bis hin zum Bundesgericht standhielt. Der Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg kippte das Schweizer Urteil und bezeichnete die Busse als unverhältnismässig.

In den Medien wird die klagende Bettlerin als rumänische Romni und Analphabetin bezeichnet. Es wäre interessant, zu erfahren,

Es wäre interessant, zu erfahren, von wem diese Bettlerin durch alle Instanzen begleitet worden ist.

von wem diese Bettlerin durch alle Gerichtsinstanzen begleitet worden ist. Steckt am Ende eine staatlich alimentierte NGO dahinter?

So oder so: Das Urteil hat Folgen. Markus Schefer, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Basel, erklärte in einem Interview, dass ein generelles Bettelverbot nicht mit der Europäischen Menschenrechtskonvention vereinbar sei. Allerdings gebe es eine Bandbreite, «innerhalb deren Staaten solche Verbote erlassen dürfen». Schefer nennt die Möglichkeit, gegen aggressive Bettler vorzugehen.

Ein solches Gesetz wäre allerdings nutzlos. Ein um Geld angesprochener Passant müsste das Vorgehen eines Bettlers als aggressiv einstufen, müsste Zeugen benennen und müsste

schliesslich die Polizei verständigen, die entsprechende Ermittlungen aufnehmen müsste. Wenn in einem Rechtsvorgang so viele Male das Wort «müsste» vorkommt, kann man den Erfolg eines solchen Verfahrens von vornherein abschreiben.

In Hotelzimmern untergebracht

Da die osteuropäischen Bettler zum Schlafen ihren Wirkungskreis nicht verlassen und in Parkanlagen oder an öffentlichen Orten campieren, hat man gehofft, dass die kalten Temperaturen die Leute dazu bewegen, Basel-Stadt zu verlassen. Das tun sie aber nicht, und zwar aus gutem Grunde.

Der Regierungsrat entschied kürzlich, dass diese Bettler in der Notschlafstelle Unterkunft beziehen dürfen. Aus Platzgründen und wohl aufgrund fehlender Kompatibilität werden die hiesigen Obdachlosen und Randständige ausquartiert und in Hotelzimmern untergebracht. Dafür gibt Basel eine Viertelmillion Franken aus, zementiert dadurch den Status quo und sorgt dafür, dass die rumänischen Bettlerbanden künftig ein fester Bestandteil der Stadt bleiben werden.

Die SP hat mit einem Frohlockungs-Communiqué auf das Strassburger Urteil reagiert. Darin schwadroniert sie über die wirtschaftlichen Ungleichheiten und die jahrhundertlange Diskriminierung von Minderheiten und schlägt einen Basler Sonderweg vor. Ob es den wirklich braucht?

Weil das Bettelverbot nun faktisch aufgehoben ist, dürften auch in anderen Städten bald Basler Verhältnisse herrschen, selbst wenn nicht alle Regierungen so grosszügig sein werden. Von Sonderweg kann keine Rede mehr sein. Basel weist der Schweiz den Weg, angeleitet von Strassburger Richtern.



Markus Melzl war Kriminalkommissar und Sprecher der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt.

Der letzte Tanz

Caro Liechti und Mave Velo haben in Cham mit viel Herzblut eine Dance School für Jugendliche aufgebaut. Ihr Lebenswerk wird gerade durch die Corona-Politik zerstört.

Alex Baur

Mit dem «Jerusalema»-Clip wollte die Kantonspolizei nach eigenen Angaben die Stimmung in der Bevölkerung etwas aufpeppen: Gruppenweise tanzen darin Ordnungshüter mal in voller Kampfmontur, mal in Galauniform, mal in den Büros und mal im Freien zum Ohrwurm des südafrikanischen Performers Master KG. Gemäss den durchs Band applaudierenden Medienberichten ging der Clip, der uns die Polizei als «Freund und Helfer» wieder etwas näherbringen sollte, weltweit viral. Glaubt man den Jubelberichten, gab es fast nur positive Reaktionen.

Caro Liechti, Mitinhaberin und -betreiberin der Tanzschule MDS & Entertainment – Movement Dance School in Cham ZG, kann da nur den Kopf schütteln. Sie findet den PR-Coup der Polizei weder lustig noch entspannend, im Gegenteil, er bringt sie doppelt in Rage. Die tanzenden Polizisten machen im Clip nämlich genau das, was sie ihr bei einer Androhung von 10 000 Franken Busse plus Betriebsschliessung plus Prozesskosten verboten haben: Sie tanzen in geschlossenen Räumen.

Unbezahlte Auftritte in Altersheimen

Für Liechti, 32, ist der Clip purer Zynismus. In nur wenigen Monaten hat der Staat mit seinem Corona-Regime vieles von dem zerstört, was sie in jahrelanger zäher Arbeit zusammen mit ihrem Partner Mave Velo, 45, aufgebaut hat – und das ohne staatliche Hilfen (die sie nie begehrte), auf eigenes Risiko und als brave Steuerzahlerin. Vor allem sieht sie keinen Nutzen und keine Logik in diesem Corona-Regime, das irgendwelche Beamten, Professoren und Politiker im Home-Office und an Zoom-Konferenzen ausbaldowert und der Nation verordnet haben.

Caro Liechti und Mave Velo tanzen leidenschaftlich seit frühester Kindheit, sie auf der klassischen Schiene, seine Stärken sind Streetdance, Breaking, Popping und Latin. Vor fünfzehn Jahren fanden sich die beiden bei einem Casting, seither sind sie ein Paar. 2009 eröffneten sie die Schule in Cham, seit 2011 arbeiten sie beide vollberuflich als Inhaber, Leiter und Coaches bei



Doppelt in Rage: Tanzlehrerin Caro Liechti (r.), Partner Mave Velo.

der Firma MDS & Entertainment – Movement Dance School. 2019 haben sie hier 400 Schüler wöchentlich unterrichtet, zumeist Jugendliche, aber auch einige Senioren (der älteste war 69); daneben organisierte das Paar über hundert Auftritte bei Events und in Trainingscamps, namentlich auch in Spanien, Hongkong und Japan. Und als ob das nicht genug wäre, nahmen sie sich nebenbei regelmässig Zeit für unbezahlte Auftritte in Altersheimen.

Nach neun Monaten Covid-19-Regime ist vieles von dieser Aufbauarbeit nachhaltig zerstört. Anders als die Partner im Ausland, die in der Regel kurzerhand bankrottgingen, konnten Liechti und Velo die MDS immerhin über Wasser halten, mit reduzierten Klassen, Schutzkonzepten und einer teilweisen Verlagerung des Unterrichtes aufs Internet. Die finanzielle Hilfe des Staates war lächerlich, gemessen am finanziellen Ausfall, doch der Vermieter zeigte sich kooperativ.

Beim ersten Shutdown machten die beiden bei den Massnahmen noch aus Überzeugung und klaglos mit. Doch je länger der mit ständig wechselnden, widersprüchlichen und nicht mehr nachvollziehbaren Begründungen verhängte Ausnahmezustand andauerte, desto geringer wurde ihre Bereitschaft, sich dem Corona-Regime zu unterwerfen. «Für eine Regierung ist es einfach, mal eine Maskenpflicht anzuordnen, weil es andere halt auch tun, einfach um mal was getan zu haben», sagt Liechti, «doch wenn jugendliche Tänzer wegen Sauerstoffmangel bei mir zusammenklappen, dann ist das Körperverletzung – und da fragt man sich, was das ganze Theater überhaupt bringt.»

So begannen Liechti und Velo sich etwas genauer über das angeblich neuartige Killervirus zu informieren. Kritiker der Lockdown-Politik wie die Professoren Sucharit Bhakdi und John Ioannidis brachten sie zur Überzeugung, dass die ganze Corona-Pandemie in Wirklichkeit eine geschürte Massenpanik ist, die in einem grotesken Missverhältnis zur tatsächlichen Gefährdung steht – und dass die verhängten Massnahmen mehr schaden als nützen. Die Zensur in den sozialen Medien und die systematische Ausgrenzung jeglicher Kritik in den etablierten Medien bewirkten bei Liechti und Velo das Gegenteil von dem, was sie bezwecken sollten.

Diffuses Misstrauen

Und je strenger das zusehends mit scharfen Bussandrohungen durchgesetzte obrigkeitliche Covid-Regime wurde, desto mehr sträubten sie sich innerlich dagegen. Also suchte man nach Wegen, dieses Regime auf legale Art zu unterlaufen. So besorgte sich Caro Liechti etwa ein ärztliches Attest, das sie vor der Maskenpflicht befreite. Und wer als Schüler dasselbe tat, den hinderte sie nicht daran. Ums liebe Geld ging es schon lange nicht mehr. Doch Tanz hat schliesslich auch mit Stolz und Charakter zu tun.

Wie in vielen Familien und Freundeskreisen rissen die Massnahmen auch in der Tanzschule einen unversöhnlichen Graben auf zwischen jenen, die das Coronavirus als tödliche Bedrohung fürchten, und jenen, die es als lächerlichen Hoax verspotten. Es ist ein diffuses, oft unausgesprochenes Misstrauen, das den menschlichen Umgang sachte, aber stetig vergiftet. Liechti und Velo versuchten die Spannungen zu glätten, doch auf die Dauer ist es unmöglich, wider die innerste Überzeugung ein Regime durchzusetzen, von dem man glaubt, dass es nicht nur nutzlos, sondern schädlich ist.

Das Corona-Regime hat einer verfeimten Spezies, die man fast vergessen glaubte, zu einer wahren Renaissance verholfen: den anonymen Denunzianten. Sie waren es, die der MDS-Tanzschule am 27. November 2020 erstmals die Poli-

Liechti denkt nicht im Traum daran, für diesen Staat den Hilfssheriff zu spielen.

zei auf den Hals hetzten. In monatlichen Newslettern hatte die Schule daran erinnert, dass alle Handys ausgeschaltet oder auf Flugmodus gestellt werden müssen. Gemäss Caro Liechti ist es nur um einen ungestörten Unterricht gegangen. Doch die Denunzianten glaubten, dass der Aufruf erlassen wurde, damit die Polizei die Anzahl Tanzschulbesucher nicht aufgrund von Tracking herausfinden kann.

Bei der ersten Polizeikontrolle blieb es bei Ermahnungen wegen angeblicher Verstösse gegen die Maskenpflicht. Nicht so bei der zweiten Grosskontrolle vom 7. Januar 2021, die wiederum von Denunzianten ausgelöst wurde. Zwar stellte die Polizei fest, dass zwei Gruppen von je fünf Jugendlichen in zwei verschiedenen Sälen tanzten. Damit wäre der bundesrätlichen «Fünf-Personen-Order» Respekt gezollt worden. Trotzdem löste die Polizei den Tanzunterricht auf und schickte die Jugendlichen nach Hause.

Denn die Polizei bemängelte, dass einzelne Jugendliche über sechzehn Jahre alt waren

und demnach überhaupt keine Sportschule aufsuchen durften. Zwar hat ironischerweise auch die Zuger Polizei im selben Zeitraum für ihren «Jerusalema»-Clip gruppenweise in einem geschlossenen Raum getanzt, doch soll dies im «privaten Rahmen» geschehen sein. Genau das machen allerdings auch die Betreiber der Tanzschule geltend: Die über Sechzehnjährigen hätten im privaten Rahmen und ohne jede Bezahlung im Raum trainiert. Ob das illegal war, soll nun die Staatsanwaltschaft abklären.

Die dritte und grösste Razzia fand am 15. Januar statt, wiederum ausgelöst durch Denunzianten. Diese hatten gemeldet, dass in der MDS-Tanzschule bei hörbarer Musik «die Vorhänge gezogen» worden seien, was auf kriminelle Aktivitäten schliessen lasse. Nun befand sich tatsächlich eine grössere Gruppe in der Tanzschule. Doch Caro Liechti, die nebenbei in Luzern Rechtswissenschaften studiert, beharrte gegenüber den etwas verdatterten Beamten darauf, dass nur eine religiöse Veranstaltung im Gange war. Und eine solche ist selbst in Corona-Zeiten erlaubt. Die kürzlich gegründete Glaubensgemeinschaft MDS, die grundsätzlich jede Religion zulässt, vom Islam über das Judentum bis zur serbisch-orthodoxen Kirche, verfügt sogar über Statuten.

Planspiele der Bürokraten

Das Gespräch zwischen dem Einsatzleiter der Polizei und Caro Liechti im Vorraum der Tanzschule wurde von einer Sicherheitskamera aufgezeichnet. Die Aufnahme zeigt einen durchaus gesitteten Dialog. Dabei kommt deutlich zum Ausdruck: Der Polizist droht zwar beiläufig mit einer Busse von 10 000 Franken und juristischen Scherereien, aber eigentlich möchte er Liechti dazu bewegen, sozusagen freiwillig zu kooperieren und das Corona-Regime umzusetzen, so dass man es eventuell bei einer Ermahnung belassen könnte. Liechti ihrerseits beharrt auf dem Recht, das ihr ebenso zusteht wie dem Staat – und sie denkt nicht im Traum daran, für diesen Staat den Hilfssheriff zu spielen. Mit der Frage, was eine Religion ist, können sich nun die Juristen auseinandersetzen.

In einem anderen Gespräch erklärt eine Polizistin Caro Liechti mit vorwurfsvollem Unterton, dass sie gegenüber ihren Schülern eine Vorbildfunktion habe. Doch genau hier liegt der Kern des Problems: Wenn Liechti ein Regime durchsetzt, das aus ihrer Sicht nicht nur grundfalsch, sondern nachgerade schädlich ist – dann wäre sie aus ihrer Perspektive eine feige und opportunistische Mitläuferin, also das Gegenteil eines Vorbildes. Und das ist wohl einer der Punkte, welche all die Politiker, Bürokraten und Professoren bei ihren Planspielen übersehen haben: Man kann mündige Bürger davon überzeugen, etwas zu tun, oder man kann sie zwingen. Doch beides zusammen geht nicht.



Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:
8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon 043 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Brunftzeit der Bürokratie

Kaffeesatz-Journalismus im Dienst staatlicher Propaganda.



Alles in mir rebellierte, wenn ich nur das Wort «Corona» höre. Die Atemwege, der Magen und vor allem die Galle. Ich bekomme keine Luft, das letzte Nachtstuhl bahnt sich den Weg nach oben, und das Weiße in meinen Augäpfeln färbt sich gelb ein. Am schlimmsten wird es, wenn ich einen der Bauchredner der Kanzlerin, Wirtschaftsminister Peter Altmaier oder Kanzleramtschef Helge Braun, im Fernsehen erlebe, was praktisch jeden Tag passiert, weil es der Job der beiden ist, alles, was die Kanzlerin tut oder unterlässt, zu einem Erfolg zu verklären.

Die Regierung arbeite Tag und Nacht zum Wohle der Menschen, und wenn es mal irgendwo hakt oder ruckelt, dann nur deswegen, weil die Bürger die Regeln nicht ernst nehmen, das Abstandsgebot in überfüllten Bussen und Bahnen missachten, die Maskenpflicht im Freien ignorieren oder wilde Partys mit den Nachbarn feiern. Im Gegensatz zu der Bevölkerung mache die Regierung alles richtig, es gebe keinen Grund, ihr Versagen vorzuwerfen, das sei falsch und unfair.

Zuletzt habe ich Staatsminister Braun bei «Anne Will» gesehen. Als Erstes fiel mir auf, wie ordentlich frisiert er war. Rund um die Ohren lag eine haarfreie Zone, im Nacken war nicht einmal der Ansatz eines Flaums zu erkennen. Meine Frau und ich schauten uns ungläubig an. Sieht so ein Mann aus, der seit über vier Wochen nicht mehr beim Friseur war? Hat er ein paar Reserveaugen im Hinterkopf, schneidet er sich die Haare selber, oder gibt es eine Ausnahmeregelung für wichtige Funktionsträger?

Auch die Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz, Malu Dreyer, die per Video zugeschaltet war, sah aus, als käme sie gerade von einer län-

geren Sitzung beim Figaro ihres Vertrauens. Es muss Stunden gedauert haben, sie dermassen aufzuhübschen, dass sie auch an einem der rheinland-pfälzischen Wettbewerbe zur Weinkönigin von Traben-Trarbach oder Meckenheim hätte teilnehmen können, wären sie nicht alle Corona-halber abgesagt worden.

Solche Petitesse treiben mich in eine Raserei, die ich nur mühsam unterdrücken kann. Offenbar gilt in Deutschland wieder die Regel: «Quod licet Iovi, non licet bovi», eine römische Weisheit, die auch in der DDR praktiziert wurde, wo sich das einfache Volk langweilige Defa-Filme ansehen musste, während die Angehörigen des Zentralkomitees und anderer Parteiorgane Zugang zu Russ-Meyer-Videos hatten.

Auch der neue deutsche Alltag wird immer absurder. Blumenläden zum Beispiel dürfen nicht öffnen, aber jede Edeka-Filiale darf Blumen verkaufen, und viele tun es auch. Sollte es jemals ein Ende des Lockdowns geben, was ich bezweifle, werden die grossen systemrelevanten Supermärkte die kleinen Konkurrenten vom Markt gefegt haben. Da hilft auch kein Jammern und kein Klagen über die «Verödung» der Innenstädte und keine «Paketsteuer» auf Einkäufe im Internet.

Mein Reparaturschneider, der auch eine Reinigung betreibt, erzählte mir, er dürfe weiterhin Hosen, Jacken und Röcke annehmen – aber nur zum Reinigen, nicht zum Reparieren. «Wo liegt der Unterschied?», fragte er mich. Ich konnte ihm keine Antwort geben.

Ich würde gerne wissen, wer sich alle diese Regelungen ausdenkt, wie viele hundert oder tausend Beamte damit beschäftigt sind, Listen aufzustellen, was erlaubt und was verboten ist und

welche Ausnahmen wann gelten. Derzeit darf nicht einmal unsere Lola zum Hundefriseur, obwohl Haustiere nicht als Corona-Verbreiter gelten. Die Bürokratie erlebt ihre Brunftzeit.

Eine innere Stimme sagt mir, dass nicht nur die Pandemie, sondern auch der Kampf gegen sie aus dem Ruder gelaufen ist. Wie kommt zum Beispiel eine Meldung zustande, die am Montagabend in den «Tagesthemen» verlesen wurde?

«Während der deutschlandweiten Corona-Impfungen könnte es massive Störversuche geben, so die Befürchtung des Innenministeriums. Zwar gebe es noch keine konkreten Hinweise auf Störaktionen, so die Bundesregierung, es bestehe jedoch eine, so wörtlich, abstrakte Gefährdung für Pharma-Unternehmen, Impfzentren, Transporte und Lagerstätten. Im Inland gehe sie von Impfgegnern, Corona-Skeptikern und Verschwörungstheoretikern aus. Hinzu komme das Risiko von Spionage- und Sabotage-Versuchen ausländischer Geheimdienste.»

Das ist Kaffeesatz-Journalismus im Dienst staatlicher Propaganda. Zwar gebe es noch keine Hinweise auf Störaktionen, aber doch eine Gefährdung, die so hochgradig abstrakt ist, dass nicht einmal gesagt wird, worauf diese Einschätzung beruht. Auch in der DDR, der polit-pädagogischen Heimat der jetzigen Bundeskanzlerin, herrschte allzeit eine abstrakte Gefährdungslage, nur dass sie nicht von Impfgegnern, Corona-Skeptikern und Verschwörungstheoretikern ausging, sondern von «Faschisten», «Imperialisten» und anderen «feindlich-negativen Kräften», die eine Gefahr für den Bestand der DDR darstellten. Die Zeiten ändern sich, die Tradition lebt weiter.

Ego im Vordergrund

Nr. 3 – «Alain Berset und die Medien»
Hubert Mooser über den SP-Bundesrat

Endlich jemand, der es wagt, die Rolle unseres Bundesrates, Machtmenschen und Corona-Königs kritisch unter die Lupe zu nehmen. Alain Berset benutzt die Krise ausschliesslich, um sein Ego in den Vordergrund zu stellen. Ein Blender – und nur wenige merken es.

Cyrill Heimgartner, Fischbach-Göslikon

Demokratie geht vor

Nr. 3 – «Was ich mit <Great Reset> wirklich meine»
Klaus Schwab über seine Positionen

Klaus Schwab wird von seinen Kritikern keineswegs missverstanden, dies wird in seiner launigen Rechtfertigung überdeutlich. Seine Forderungen nach Globallösungen für Klima, Gesundheit, Wirtschaft und so weiter müssen sich an rechtsstaatlich-demokratischen Grundprinzipien messen lassen. Die Demokratie geht vermeintlich höheren globalen Problemlösungen immer vor. Steht Schwab hier wirklich auf demokratischem Boden? *Benedikt Blattmann, Hagendorn*

Benzin ins Feuer

Nr. 2 – «Terminator Trump, das Endspiel»
Editorial von Roger Köppel

Wir lesen die *Weltwoche* seit vielen Jahren, weil uns «die andere Sicht» interessiert und uns das politische Engagement von Roger Köppel beeindruckt. Schon während wir die schrecklichen Bilder vom Kapitol sahen, haben wir uns gefragt, ob er sich wenigstens diesmal von seiner Unterstützung für Trump lossagen wird. Eine

erste Stellungnahme liess hoffen, aber in seinem langen Leitartikel brachen dann wieder seine grosse Bewunderung für Trump und neu auch viel Verständnis für die Wahlleugner durch. Im letzten Satz fabuliert Köppel sogar von einem Comeback Trumps, dessen Zusteuern auf einen «glorreichen Sonnenaufgang im Weissen Haus». Nur noch widerlich.

Annemarie und Walter Arnold, Bülach

Ich persönlich habe die Nase voll von Schönreden und Verniedlichungen trumpscher Aussagen und Handlungen! *Walter G. Frehner, Riehen*

Als «Noch-Präsident» war es eine Hetzrede. Adolf lässt grüssen. Die Dummheit der zuhörenden Vasallen hat er genau gekannt. Das war Benzin ins Feuer und hat nichts mit Redefreiheit zu tun. Trump wird als Brandstifter in die Geschichte eingehen. *Urs Maurer, Birm*

Doppelmoral

Nr. 3 – «Hitlers Schatten über dem Tages-Anzeiger»
Christoph Mörgeli über die Zürcher Tageszeitung

So gut, gibt es euch, die *Weltwoche*! Die Einzigen, die die Doppelmoral der ach so überlegenen linken Elite regelmässig ans Licht der Öffentlichkeit zerren. Darum freue ich mich auf jede neue Ausgabe.

Hans-Peter Flück, Luterbach

Lasst uns aufwachen

Nr. 2 – «Tödliche Massnahmen»
Alex Baur und Beat Gygi über die Corona-Krise

Wird das Coronavirus benützt, um das Volk in Angst und Panik zu versetzen? Zum Unterdrücken, um Macht auszuüben, Depressionen

auszulösen, Arbeitslosigkeit und Armut zu erreichen, Wut zu züchten – ist das nicht eine Form von Krieg? Wir befinden uns schon ein Jahr im Ausnahmezustand. Von selbsternannten Krisenmanagern müssen wir uns diktieren lassen, dass es nur den einen Weg zu marschieren gibt, um das Licht am Ende des Tunnels zu erreichen. Mit voller Überzeugung wurde uns glaubhaft gemacht, die Rettung sei der Impfstoff. Die Vorfreude war von kurzer Dauer, denn gleichzeitig traf die Mutation des Virus ein. Und noch mehr Einschränkungen folgen. Lasst uns aufwachen aus diesem Albtraum, und lasst uns unser Leben wieder frei leben! *Theresa Jöhri, Küsnacht*

So ein Chabis

Nr. 2 – «Gefährdete Philosophie»
Michael Bahnerths Plädoyer für den Alkoholkonsum

Einen solchen *Chabis* wie auf dieser Seite kann man nur schreiben im Suff oder im Hinblick auf ein Sonderhonorar der Alkohol-Lobby oder beides zusammen. *Hans-Peter Köhli, Zürich*

Bleibt euch treu

Weltwoche allgemein

Vielen herzlichen Dank, dass ihr bei den Fake News nicht mitmacht und völlig anderen Journalismus betreibt. Bitte bleibt euch treu, denn uns Leser freut es jeden Donnerstag, die *Weltwoche* am Kiosk zu kaufen und etwas anderes zu lesen. *Roman Meier, Zofingen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Sir David Barclay (1934–2021)
Bischof Hans Gerny (1937–2021)



Macht des Mitgeföhls: Verleger Sir David Barclay (l.), Zwillingsbruder Frederick.

Manch einen mag es überraschen, aber ich war gut befreundet mit Sir David Barclay, einem Menschen, der seine Privatsphäre schätzte und nicht viel übrig hatte für Après-Ski und Klatsch und Trubel. Wir lernten uns vor langer Zeit beim Skifahren kennen. Ich war gerade dabei, die Bretter abzuschnallen, als er auf mich zukam und fragte, ob ich Taki sei. Ich nickte, woraufhin er sagte, dass ihm meine Kolumne gefalle. Nach all den Jahren habe ich eine Standardantwort parat, wenn mir, selten genug, ein Kompliment gemacht wird: «Wieso liest ein intelligenter Mensch wie Sie den Müll, den ich schreibe?» Schlagfertig antwortete er: «Ich bin der Besitzer des *Spectator*. Ich muss Ihre Kolumne lesen, aber sie gefällt mir trotzdem.»

Und das war, wie es so schön heisst, der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. David und seine Frau Reyna beteiligten sich nicht an dem in Wintersportorten so beliebten Ringelpiez. Mitternächtliche Partys mit neureichen Möchtegerndraufgängern waren ihre Sache nicht. Damit machten sich die Barclays natürlich nicht beliebt bei der ehrgeizigen High Society oder anderen zudringlichen Typen, denen es in Gstaad vor allem um Kontakte geht. Diese wussten, wer Sir David war und womit er sein Geld verdiente, doch es gelang ihnen nicht, mit ihm über Geschäftliches zu reden. «Was sind seine Interessen?», fragte mich ein PR-Mensch, der für ich weiss nicht mehr welches Projekt werben wollte. «Religiöse Themen», sagte ich.

Die Ironie meiner Notlüge war, dass David sich tatsächlich sehr für Religion interessierte. Er zitierte aus der Bibel, und oft sprachen wir über die katholische Kirche. Wir trafen uns regelmässig mit unseren Frauen zum Lunch, und kein einziges Mal liess er mich zahlen. Die Brüder Barclay besaßen die Telegraph Group, Hotels und Schiffe (wie mein Vater), und einmal sagte David etwas sehr Gescheites über das Reedereigeschäft: «Einsteigen und aussteigen – das ist der Trick.» Als jemand, der das Auf und Ab der Branche beobachtet, war mir sofort klar, dass es eine kluge Theorie war. (Griechische Reeder neigen zum Festhalten.)

Er liebte den *Telegraph* und den *Spectator*, las beide von der ersten bis zur letzten Seite, und mittags sprachen wir über die Lage der Welt. Er war, wie ich, empört darüber, dass wir den Menschen ihre Vergangenheit miesmachen und mit unseren Vorfahren nichts mehr zu tun haben wollen. «Ohne Erinnerung keine Freiheit», sagte er. «Die Vergangenheit über Bord zu werfen, ist die wichtigste Technik moderner Tyrannen.» Es mag kitschig klingen, aber unsere Gespräche beförderten das Gute, denn in einer Welt, die allzu sehr den Komplexitäten von Wissenschaft und Abstraktion verhaftet ist, versuchte er, die Macht des Mitgeföhls zu stärken.

Wieder ist einer der Guten von uns gegangen, was mich zu der Frage bringt, warum es noch immer so viele Hohlköpfe gibt. Egal, *c'est la vie*, wie man bei unseren Nachbarn sagt. *Taki*

Bischöfe der aus Protest gegen das Unfehlbarkeitsdogma eigenständigen «christ-katholischen Kirche» sind noch schlichte Seelsorger. Sie können unbürokratisch durch Telefonanruf erreicht werden. In meinem Fall war das für das Einholen von Auskünften über Volksfrömmigkeit. Diese wurde seit Gründung der durch liberale Theologie geprägten öffentlich-rechtlichen Kirche zwar etwas vernachlässigt, abgesehen vom Palmsonntagsbrauch und vom eindrucklichen Sebastiani-Pestsingen zu Weihachten und Neujahr in Rheinfelden. Prägende Gestalt wurde Bischof Eduard Herzog (1876): Von Bern aus wusste er die Schweizer Christkatholiken zu vernetzen, dank Anschluss an Anglikaner und Orthodoxe. Diese Anliegen standen auch beim bekannten Alt-Bischof Gerny im Vordergrund. Der Oltner war Neffe seines Vor-Vorgängers Urs Küry.

Vor fünfzig Jahren spielte er als Gast bei der römisch-katholischen Synode 1972 eine Rolle als Brückenbauer. In seine Amtszeit als fünfter christkatholischer Bischof (1986–2001) fällt die Einführung des Frauenpriestertums, welches Gerny wegen Spaltungspotenzials behutsam in die Wege leitete. Für ihn war das Apostolat der Frauen weniger ein theologisches Problem als eine Frage der kirchlichen Kulturen. Dabei wurde die Jesuanerin Maria Magdalena schon zur Zeit von Bruder Klaus «Apostolin» und «Bischöfin» genannt. Ausstrahlung erlangte Gerny als wortmächtiger Kanzelredner in Basels Predigerkirche, 1269 durch den Naturphilosophen Bischof Albertus Magnus eingeweiht. Altbischof Hans starb kurz nach dem Tod seiner Gattin am 19. Januar in Bern. Am 31. Januar findet in Basels Predigerkirche zum Gedenken eine «diakonale Lichtfeier» statt. Zu Zeiten von Corona ein sinniger Ausblick für noch Christgläubige. *Pirmin Meier*



Wortmächtiger Redner: Bischof Gerny.

Deutschland braucht die Pipeline

Eine Gefährdung der Energieversorgung wäre unverantwortlich.



In der EU gibt es im Zusammenhang mit der Energiepolitik Spannungen zwischen Deutschland und einer Art europäischer Kollektiv-Meinung, die das Parlament zum Ausdruck gebracht hat. Dieses hat kürzlich mit grosser Mehrheit neue Sanktionen gegen Russland sowie einen Baustopp bei der deutsch-russischen Erdgas-Pipeline Nord Stream 2 gefordert. Die Resolution des Parlaments hat allerdings kaum Wirkung, da die Aussenpolitik Sache der Regierungs- und Staatschefs der EU-Mitgliedsländer ist. Aber der Konflikt zwischen den Interessen der deutschen Wirtschaft an einer möglichst sicheren Energieversorgung und einer breiten Koalition europäischer Politiker, die nach EU-Aktionen rufen, um Putin im Zusammenhang mit dem Fall Nawalny unter Druck zu setzen, ist zum heissen Thema geworden.

Im Grunde geht es um eine neue Spielart der Frage, wie weit Deutschland eigene Interessen verfolgen dürfe und wie weit es sich in kollektive Anstrengungen der EU einbringen solle. Das Land ist traditionell der wichtigste Nettoszahler der EU, daran hat man sich derart gewöhnt, dass daraus automatisch immer weitere Forderungen nach deutscher Aufopferung für das Gemeinwohl der Gemeinschaft abgeleitet wurden. Bei Euro-Rettungsaktionen waren die deutschen Beiträge überproportional bemessen. Und Franzosen oder Währungsfonds machen dem Land sogar den Vorwurf, dass es zu viel produziere und exportiere, zum Leidwesen der anderen.

Das jüngste Ereignis nach diesem Muster besteht in der Unterstützung des EU-weiten Corona-Hilfsfonds durch die deutsche Regie-

rung, die damit in eine weitergehende Umverteilung eingewilligt hat. Die allergrösste Preisgabe deutscher Interessen zugunsten anderer Gruppen und Länder ist den meisten allerdings kaum mehr bewusst: Es war die Preisgabe der eigenen Währung, der D-Mark, einer der grössten Errungenschaften Deutschlands in der Nachkriegszeit – mit dem Ziel, den Neid der anderen Regierungen auf eine stabile Währung zu besänftigen.

Vor diesem Hintergrund wirkt die Frage, ob die für Deutschlands Energieversorgung wichtige Erdgas-Pipeline jetzt auch noch für nichtdeutsche Interessen vereinnahmt werden dürfe, vielleicht nicht mehr so brisant. Aber sie ist es. Die deutsche Regierung hat sich mit der überhastet beschlossenen Energiewende samt Ausstieg aus der Kernenergie in eine derart schwierige Lage manövriert, dass jegliche Einschränkung der Energiezufuhr für Unternehmen existenzbedrohlich werden kann. Die Energiepreise sind bereits in die Höhe geschossen, Mangellagen sind irgendwann möglich. Die Deutschen können sogar sagen, sie verteidigten ihre Energiezufuhr im Interesse aller Europäer, denn ein Kollaps ihrer Wirtschaft würde alle anderen mitreissen.

Johann Ruperts Vorsorge

Der südafrikanische Unternehmer Johann Rupert hat im Kanton Thurgau eine Corona-Impfung erhalten, welche durch die zu seinem Firmenportefeuille gehörende Hirsländenklinik vermittelt worden ist. Die Kritik in den Medien war laut, eine Vorzugsbehandlung reicher Leute sei das, eine Bevorzugung Einzelner

zu Lasten all jener, die dringender auf eine Impfung angewiesen seien.

Man kann es auch anders sehen. Rupert hat einen raschen Weg gesucht, um jene Vorsorge zu treffen, an die ein Chef eines Unternehmens denken muss. Das Impfen war laut allen Angaben legal, und wenn er sich Gelegenheiten dazu entgehen lässt, kann das aus Sicht der Eigentümer und Mitarbeiter des Unternehmens auch kritisiert werden. Für den Hauptaktionär und Verwaltungsratspräsidenten der Richemont-Gruppe ist es ja auch in anderer Hinsicht Pflicht, zu seiner Gesundheit zu schauen. Bei Behandlungen von Kreislaufkrankheiten hört man jedenfalls keine Kritik.

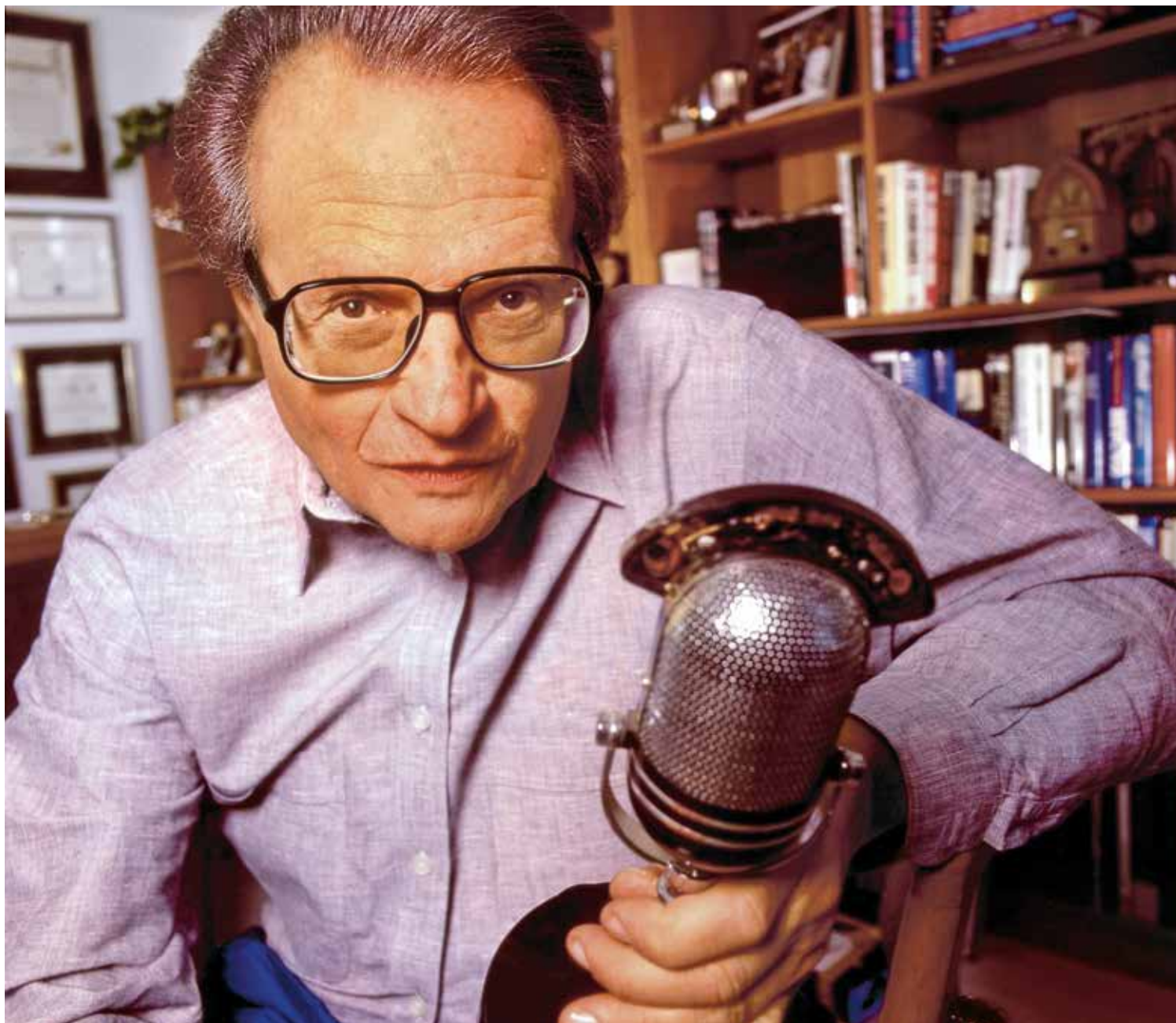
Miete oder Kauf?

Die Corona-Vorschriften des Bundesrats verbieten es, dass man Ski kaufen kann, weil dies keine lebensnotwendigen Güter sind. Aber das Mieten von Ski ist gestattet, weil das als Dienstleistung nicht verboten ist.

Um Kontakte so weit als möglich zu vermeiden, kann man jetzt auf die Idee kommen, im Sportladen die Ski für eine ganz lange Zeit zu mieten, praktisch auf deren Lebensdauer hinaus, damit man nicht immer wieder ins Geschäft zurückkehren muss. Was ist die Summe aller Mietbeträge, die in Zukunft von einem Produkt zu erwarten sind? Man schätzt die Lebensdauer und zählt dann alle Zahlungen zusammen, die über diese Zeit anfallen werden. Weil man heute schon alles bezahlt, gibt es einen gewissen Abschlag. So gesehen, kauft man also die Ski, ganz legal.

EWIGE WERTE

Larry King



«Es ist alles ein Geschenk»: Talkmaster King (1933–2021).

«Mein Jugendfreund Herbie Cohen sagte: «Larry, das Geheimnis zu deinem Erfolg ist, dass du dumm bist.»

«Es gibt nichts Aufregenderes, als allein auf der Bühne zu stehen und Leute zum Lachen zu bringen.»

«Ich habe einen Psychiater gefragt: «Warum sind die Schweizer so erfolgreich?» Er sagte: «Sie sterben nicht im Krieg.»»

«Ich habe keinen Tag gearbeitet»

Was Rang und Namen hat, sass bei Larry King vor dem Mikrofon. Mit vermeintlich dummen Fragen erwärmte er Superstars und Präsidenten zum Seelenstrip. 65 Jahre lang. Und die ganze Welt schaute zu. 2017 erhielt die *Weltwoche* Audienz beim König der Talkshows in New York.

Urs Gehrig

Aus Zimmer 1731 sind schlurfende Geräusche zu vernehmen. Langsam öffnet sich die Tür. Rahmenbrille, rotes Hemd, Hosenträger. Da steht er. Larry King, 83, die lebende Legende der Talkshows, in seiner typischen Montur und mit einem Lächeln so breit wie der Broadway. «Treten Sie ein in mein Reich.»

Zwei Tage zuvor hat man ihn an einer Gala in Los Angeles für sein Lebenswerk geehrt, dessen Eckdaten Vorstellungskraft und Bewunderung gleichsam herausfordern: sechzig Jahre auf Sendung. 60 000 Interviews. Zig Millionen Fans in allen Ländern der Erde. Nun steht er allein in der Suite des New Yorker «Loews Regency Hotel» und sieht etwas mitgenommen aus. Er sei die ganze Nacht ohne Schlaf quer über den Kontinent geflogen, um hier in New York nach seinem Bruder zu schauen, dem es nicht gutgehe.

Tief unter dem Fenster pulsiert die Metropole, in der unglaubliche Karrieren ihren Anfang nehmen. Kaum eine jedoch ist so fantastisch wie jene des kleinen Lawrence Harvey Zeiger aus Brooklyn. Des Sohns jüdischer Einwanderer, der mit neun Jahren Halbweise wurde, der in einem ärmlichen Haus aufwuchs, die Schule abbrach und auszog, gesegnet mit einem geölten Mundwerk und unersättlicher Neugier, die Welt zu unterhalten.

1985 erreichte er den Zenit mit seiner «Larry King Live»-Show. Auf dem Nachrichtensender CNN ging er fast jeden Abend mit einem neuen Gast auf Sendung, 25 Jahre lang. Das schaffte niemand vor und nach ihm.

Viel wurde über Kings «weiche» Interviewtechnik gespottet. Doch es waren seine «dummen Fragen», sein Erforschen und geduldiges Zuhören, die sein Gegenüber zum Seelenstrip aufwärmten. Mit dem King-Style holte er alles, was Rang und Namen hat, vors Mikrofon. Acht US-Präsidenten, die globale Polit-Prominenz, Showstars von Bette Davis über Sinatra, Brando, Elizabeth Taylor, Michael Jackson bis Lady Gaga. «Ich bin wie die Couch im Wohnzimmer», sagt Larry King über seinen Erfolg. «Sie steht immer am selben Platz, sie ist bequem und lässt dich nie im Stich.»



«Hey, ich muss auch an die Westküste, willst du mitfliegen?»: mit George W. Bush, 1999.

In seiner Suite an der mondänen Park Avenue breitet er ungeduldig die Arme aus und sagt: «Let's go!»

Weltwoche: Larry King, wie fühlen Sie sich, wieder zu Hause in New York?

Larry King: Ich wohne seit Jahren in Los Angeles. Aber hier unten liegen meine Wurzeln. Ich bin in Brooklyn aufgewachsen, wir waren so arm, ich konnte nicht einmal Park Avenue sagen. Die Worte kamen nicht über meine Lippen. Bis zum heutigen Tag kneife ich mich jeden Morgen in den Arm, um mich zu vergewissern, dass alles wahr ist, was ich seither erlebe. Ich habe die Stadt mit 22 Jahren verlassen und bin nach Miami gegangen, um Radio-Talkmaster zu werden. Ich hatte keinen Cent und wohnte bei meinem Onkel. Eine kleine Radio-Station versprach, sie würde mich anheuern, sobald eine Stelle frei würde, also habe ich dort rumgehungen. Zwei Wochen lang. Dann kam mein Moment, am 1. Mai 1957.

Weltwoche: Bevor Sie zum ersten Mal auf Sendung gingen, hatten Sie sich bereits zum

«King» gekrönt. Wie kam das?

King: Marshall Simmons, der Manager des Senders, hat mir den Namen gegeben. Simmons rief mich rein und sagte: «Nun, bist du bereit, Larry?» «Ich bin bereit», sagte ich. «Okay, viel Glück, welchen Namen wirst du verwenden?» Es war sieben Minuten vor neun, ich weiss noch, wie ich auf die Uhr geschaut habe. Ich sagte: «Larry Zeiger» – mein echter Name. «Nein», protestierte Marshall, «das ist zu ethnisch.» Er hatte den Miami Herald aufgeschlagen, da stand eine Werbung drin für King's Wholesale Liquors. Er fragte: «Wie wär's mit Larry King?» Ich sagte: «King klingt okay.» Später habe ich meinen Namen offiziell geändert. Dann kam mein Moment. Neun Uhr. Meine erste Show, ich hatte Riesenschiss. Ich sass vor dem Mikrofon, ich fuhr die Musik runter, aber nichts kam aus meinem Mund.

Weltwoche: Sie hatten einen Blackout?

King: Ich sah alle Träume von einer Radio-karriere vor meinen Augen zerplatzen. Da schmeisst Simmons die Studiotüre auf: «Das hier ist Kommunikationsbusiness, verdammt

noch mal! Sprich!» Also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, drehte das Mikrofon auf und stammelte: «Guten Morgen, mein Name ist Larry King.» Bis zum heutigen Tag brauche ich dieselben Worte, wenn ich auf Sendung gehe. Dann fuhr ich fort: «Das ist meine erste Show, ich habe mein ganzes Leben davon geträumt, und jetzt habe ich Todesangst.» Ich habe die Wahrheit gesagt. Mein Freund Jackie Gleason, der legendäre Komiker, Schauspieler und Komponist, sagte mir später: «Du hast an diesem Tag etwas gelernt: Das einzige Geheimnis eines Showmasters ist, dass es kein Geheimnis gibt. Sei du selbst.» Seither war ich nie mehr nervös, ich bin einfach ich selbst. Entweder mögen mich die Leute oder nicht. Ich mache keine Hirnoperationen, ich rette keine Menschen aus dem Feuer. Ich bin bloss ein Talkmaster. Das Schicksal hat mich mit einer guten Stimme gesegnet, mit Neugier. Es ist alles ein Geschenk.

Weltwoche: Ehrlichkeit – ist das der Schlüssel zu Ihrem Erfolg?

King: Ehrlichkeit und Bescheidenheit. Ich lasse mein Ego an der Studiotür zurück. Ich weiss: Ich stehe morgen wieder vor der Kamera. Der Gast hat bloss einen Auftritt. Ihm gehört die Bühne. Wenn die Kamera dauernd den Talkmaster im Bild hat, ist das eine schlechte Show. Es gibt heute zu viele Shows, in denen der Gastgeber mehr zählt als der Gast. Bei mir ist der Gast der Star.

Weltwoche: Wenn Sie die Gelegenheit gehabt hätten, Osama Bin Laden zu interviewen, mit welcher Frage hätten Sie das Gespräch eröffnet?

King: Sicher nicht so: «Warum haben Sie 3000 Menschen umbringen lassen?» Wenn ich mit einer konfrontativen Frage beginne, haben wir einen netten Fight, aber das Publikum hat nichts davon. Ich hätte ihn gefragt: «Herr Bin Laden, Sie sind in einer der reichsten Familien in Saudi-Arabien aufgewachsen. Warum haben Sie dem Wohlstand den Rücken gekehrt, um in einer Höhle am Hindukusch zu leben?» Ich hätte also versucht, mit ihm ins Gespräch zu

«Ich lasse mein Ego an der Studiotür zurück. Der Gast hat bloss einen Auftritt. Ihm gehört die Bühne.»

kommen. Der Gast muss sich ernst genommen fühlen. Eine Binsenwahrheit lautet: «Niemand schaut in den Spiegel und sagt: «Ich bin böse.»» Hitler hätte nie von sich gesagt: «Ich bin ein Teufel.» Ich hätte Hitler gefragt: «Warum haben Sie begonnen, Juden zu hassen? Waren Sie verletzt? Was ist Ihnen passiert?» Ich will lernen. Das ist mein Ziel. Mein Jugendfreund Herbie Cohen, der grosse Verhandlungsexperte [«You Can Negotiate Anything», Red.], sagte: «Larry, das Geheimnis zu deinem Erfolg ist, dass du dumm bist.» Herbie hat recht. Ich weiss nichts über Justiz, Politik, Wissenschaft. Also will ich lernen.

Weltwoche: Sie haben 60 000 Interviews ge-

führt. Welcher Gast hat Sie am meisten überrascht?

King: Jemand, den ich überhaupt nicht mochte. G. Gordon Liddy, der den Einbruch in das Hauptquartier der Demokratischen Partei im Washingtoner Watergate-Gebäudekomplex geplant und überwacht hatte. Ich wollte ihn hassen. Denn ich hasste den Watergate-Diebstahl [das Watergate 1972 war der grösste amerikanische Politikskandal des 20. Jahrhunderts, Red.]. Aber da war etwas an ihm. Ich sagte ihm: «Es wurde berichtet, Sie wären bereit gewesen, Jack Anderson, den investigativen Journalisten und Pulitzerpreisträger, umzubringen.» «Sicher», sagte er, «ich hätte ihn getötet.» Ich fragte weiter: «Und wenn der Präsident Ihnen befohlen hätte, mich zu töten?» – «Dann hätte ich Sie getötet.» Er war pervers ehrlich. Das beeindruckte mich.

Weltwoche: Welches war das schwierigste Interview?

King: Rock Hudson hatte eine Frau, nicht viele Menschen wussten von ihr. Sie befand sich in einem Pflegeheim in Los Angeles. Wir kündigten das Interview gross an: «Rock Hudson, an Aids gestorben, war schwul, aber er hatte eine Frau. Hören Sie die ganze Geschichte heute Abend bei «Larry King Live».» Sie kam rein, eine sehr nette Lady in den Siebzigern. Aber die Frau hatte nichts zu sagen, und wir hatten eine ganze Stunde zu füllen. Ich musste jedes Wort aus ihr herausziehen. Das war Arbeit. Wenn ich schon das Wort Arbeit sage: Hey, ich habe keinen einzigen Tag gearbeitet! Das letzte Mal, dass ich gearbeitet habe, war in dieser Stadt, für United Parcel Service nach der Highschool.

Weltwoche: 1963 landeten Sie Ihren ersten Scoop, als Sie Frank Sinatra interviewten. Es war eine Sensation, denn er mied die Medien. Ol' Blue Eyes vor das Mikrofon zu locken – war das nicht harte Arbeit?

King: Nein. Meine Sinatra-Story geht zurück auf eine Grundregel des Showbusiness. Als Sinatra vor meinem Studio auffuhr, nahm mich sein Manager zur Seite und sagte: «Mein Job ist es, solche Auftritte um jeden Preis zu verhindern. Aber zu Ihnen wollte er um jeden Preis. Der Teufel muss Sie reiten.» Die Wahrheit war: Sinatra hatte bei meinem Freund Jackie Gleason eine alte Schuld offen. Im Show Business ist nichts heiliger, als eine Schuld zu begleichen. Gleason mochte mich. So sehr, dass er Sinatra aufforderte seine Schuld vor meinem Mikrofon zu begleichen. Da sass er nun, und die Chemie stimmte. Sinatra war faszinierend. Er war damals so berühmt wie Elvis und die Beatles zusammen. Aber ein komplizierter Typ, unglücklich, nie zufrieden. Er wusste, was Glück bedeutete, und er kannte sich aus mit den dunkelsten Ecken der Traurigkeit. Er kannte keine Graustufen, nur Schwarz und Weiss. Wenn er jemanden nicht mochte, hatte man keine Chance bei ihm. Mich mochte er von der ersten Sekunde weg.



Ziemlich fantastisch: Holmes, King.

Auf dem Stuhl des Königs

«Wie steht's um dein Liebesleben?» Jahrelang war das die erste Frage, die Larry mir stellte, wenn ich mich auf dem Stuhl niederliess, während der Regieraum die Audiopegel einstellte und unsere Satellitenverbindung bestätigte. Es war Larrys Art, eine persönliche Verbindung zu bestätigen, mich zu bezaubern und zu besänftigen, um gutes Fernsehen zu machen.

Ich fing an, seine Show während der Präsidentschaftswahlen 2008 für CNN zu machen. Larry King gegenüberzusitzen, dem König des politischen Talks, der jeden US-Präsidenten, Weltführer, Hollywoodstar und Tammy Faye interviewt hatte, war überwältigend. Aber er hatte die besondere Gabe, seine Gäste, berühmte und unbekannte, berühmt-berüchtigte und unrühmliche, in Plauderlaune zu versetzen. Er wollte sie nicht auflaufen lassen. Er gab ihnen das Gefühl, mit einem Freund zu sprechen, einem Beichtvater. Man wurde unvorsichtig, die Kameras liefen, und die Wahrheit kam ans Licht.

Später, als ich ihn in seiner gleichnamigen Sendung für Ora TV, «PoliticsKing», vertreten durfte, war es, als sei ich für die Olympiade der Talkshow ausgewählt worden. Das, was er leicht erscheinen liess, war überhaupt nicht leicht. Und es begann mit Zuhören.

Larry erinnerte sich immer an meine Antworten über mein Liebesleben und fragte nach Updates. An diesem Wochenende schrieb mir eine dieser Antworten eine SMS: «Ich weiss, dass er dich oft in seiner Sendung hatte. Er muss gedacht haben, dass du ziemlich fantastisch bist.» Die Wahrheit ist, Larry war ziemlich fantastisch. Aber es ging ihm nie um ihn selbst. Weshalb er der König war und immer der König sein wird.

Amy Holmes

Weltwoche: Sinatra kam viele Male in Ihre Sendung. Er hat vor Ihnen sein Herz geöffnet wie sonst vor niemandem. Wissen Sie warum?

King: Ich habe einen Brief von Frank, eingerahmt in meinem trophy room. «Mein Freund, du lässt die Kamera verschwinden», schreibt er. «So holst du aus deinem Gast das Maximum hervor. Du gewinnst sein Vertrauen, weil du faire, gute Fragen stellst. Du bist nicht da, um mich zu hämmern, du gibst mir Zeit, um zu antworten. Du hast keine Agenda.» Das ist etwas, was ich wirklich nie hatte. Ich gehe nie auf Sendung, um jemanden zu verletzen oder jemandem zu helfen. Der Verleger Malcolm Forbes sagte einmal: «Larry kriecht ein Vakuum und füllt es aus.» Ich bin einfach unglaublich neugierig. Hey, Sie wollen nicht neben mir im Flugzeug sitzen. Ich löchere Sie mit Fragen. Neugier ist mein Naturell und mein Motor. Vor ein paar Monaten flog ich von New York nach L. A. Neben mir sass der Präsident von Audi. Ich habe ihn zur Verzweiflung getrieben. Er ging fünf Mal auf die Toilette, obschon er nicht gehen musste. Er wollte bloss eine Pause von mir. Aber ich habe alles über Autos erfahren. Wollen Sie ein Auto kaufen? – ich gebe Ihnen die besten Tipps.

Weltwoche: Sie haben ganz Hollywood interviewt. Legendar ist Ihr Interview mit Marlon Brando. Am Schluss küsste er Sie auf die Lippen. Wie fühlte sich das an?

King: Brando ist der einzige Mann, der mich je auf die Lippen geküsst hat. Es geht mir bis heute nicht aus dem Kopf. Es war faszinierend. Brando gab überhaupt nie Interviews. Eines Tages ruft mich sein Manager an. Brando sei bereit, mich in seiner Villa zu treffen. Ich solle mich in der Hotellobby bereithalten. Plötzlich fährt eine Limo vor, am Steuer Brando persönlich. Der Portier sagt zu mir: «Ich sehe etwas, aber ich kann es nicht glauben.» Ich fahre also mit Brando durch Beverly Hills. Auf einmal beginnt er zu singen. Brando kannte die Texte aller Lieder der Welt auswendig. Er beginnt mit einer Zeile, ich fahre fort mit der nächsten. Bei ihm angekommen, fragt er, worüber wir sprechen sollen. «Über Filme», sage ich. «Nein, das langweilt mich», gibt er zurück. «Sprechen wir über echte Dinge. Über Architektur. Oder Erdbeben.»

Weltwoche: War er einsam?

King: Er litt darunter. Beim Nachtessen fragte er mich: «Weisst du, was das Schlimmste ist, wenn ein Schauspieler berühmt ist? Die Isolation. Denn ein guter Schauspieler muss die Menschen beobachten. Aber wenn du berühmt wirst, beobachten sie dich.» Johnny Depp sagte mir später dasselbe. Brandos Beobachtungsgabe war unglaublich. «Siehst du das Paar dort drüben?», fragte er mich auf unserer Autofahrt. «Sie werden sich trennen. Er schaut geradeaus über ihre Schulter. Wenn man geradeaus über die Schulter des Partners schaut, ist es vorbei.» Ich habe solche Beobachtungen immer sehr ge-

schätzt, egal, ob sie von Präsidenten oder Schauspielern stammten.

Weltwoche: Sie haben alle US-Präsidenten seit Richard Nixon interviewt, acht insgesamt. Von welchem haben Sie am meisten gelernt?

King: Ich habe von jedem viel gelernt, denn es braucht ein unglaubliches Ego, um als Präsident und world leader zu kandidieren. Trump kenne ich am besten. Ich kenne ihn seit 35 Jahren.

Weltwoche: Sie nennen ihn einen Freund.

King: Er ist ein Freund, aber ich würde ihn nie wählen. Ich bin sehr enttäuscht von ihm. Ich weiss, dass er im Grunde sehr weltoffen ist. Schert sich Trump um Abtreibung? Ach was. Er hat die Abtreibung finanziert. Interessiert er sich für Religion? Er ist kaum je zur Kirche gegangen. Er ist kein Rassist. Er ist ein classist – er denkt in Klassen. Wenn du Geld und Erfolg hast, egal, ob schwarz, weiss oder gelb, dann bist du jemand. Aber wenn du ein einfacher Mann bist, bist du ihm egal. Und er haut Leute übers Ohr. Zu mir war er immer sehr nett.

Weltwoche: Er hat Ihre Frau zum Essen ausgeführt, als Sie im Spital waren.

King: Er bucht für mich jedes seiner Hotels, wann immer ich will. Im New Yorker «Plaza» buchte er für mich die ehemalige Suite des Stararchitekten Frank Lloyd Wright.

Weltwoche: Haben Sie von ihm gehört, seit er Präsident ist?

King: Nein, während des Wahlkampfs rief er mich jede Woche an. «Hättest du das geglaubt, Larry? Das ist unglaublich», sagte er jeweils. Ein-

«Bill Clinton war der Beste. Ich habe nie einen Präsidenten erlebt, der so fokussiert war wie Clinton.»

mal rief er an und fragte: «Was denkst du, Larry, wer ist zäher, Biden oder Hillary?» Ich sagte: «Biden.» – «Nein, Biden ist ein Idiot.» Ich sagte: «Hillary.» – «Ach Hillary – ich habe genügend Material gegen sie, um sie zu versenken.» Ich verlor die Geduld: «Donald, warum fragst du mich denn?» – «Ich wollte mich bloss vergewissern.» Immer wenn du mit ihm sprichst, geht es nur um ihn.

Weltwoche: Ist Donald Trump ein guter Mensch?

King: Schwer zu sagen. Er hat keine Philosophie.

Weltwoche: Ist er einfühlsam?

King: Nein.

Weltwoche: Wird er Amerika wieder grossartig machen?

King: Ich wüsste nicht, warum Amerika nicht grossartig sein sollte. Trump hat nie ein Buch gelesen. Das Fernsehen ist sein Boss. Er will dauernd im Fernsehen kommen. Niemand, ich sage, niemand, war einfacher für meine Show zu buchen als Trump. Schlechte Presse ist ihm egal. Sein Ziel ist, auf die Titelseite zu kommen.

Und er lügt die ganze Zeit. Er behauptete, seine Auftritte bei mir hätten die besten Ratings gehabt. Blödsinn. Er war nie weiter vorne als auf Platz fünfzehn. Jetzt gehen seine Lügen rund um die Welt. Die Washington Post hat neulich über 400 Lügen seit Amtsantritt aufgelistet. Aber sein Fussvolk bleibt ihm treu. Er hat einen Kniff gefunden, wie er die Leute gewinnen kann. So muss man ihn auf eine perverse Weise bewundern.

Weltwoche: Hat er sich geändert über die 35 Jahre, die Sie ihn kennen?

King: Nein. Er ist derselbe geblieben. Gehst du in sein Büro, sind die Wände vollgepflastert mit Magazintiteln von ihm. Wenn er dürfte, würde er das Weisse Haus umstreichen und es in «Trump-Haus» umbenennen.

Weltwoche: Tut er dies aus Narzissmus, oder ist das eine Masche des Geschäftsmanns Trump?

King: Er ist ein Narziss. Aber er muss auch sehr unsicher sein. Das muss von seinem fordernden Vater herkommen. Sein Vater hat ihn wirklich schlimm behandelt. Er hat ihn in die Militärakademie gesteckt. Trump will gewinnen, und um zu gewinnen, sagt er egal, was. Nun will er Kim Jong Un treffen. Warum? Weil Kim mächtig ist. «Hey, ich, Donald Trump, sitze an einem Tisch mit Kim», so denkt er. Eine Anekdote, die über ihn kursiert, bringt sein Naturell auf den Punkt. Melania sagt zu Donald: «Mein Gott, es ist kalt.» Er antwortet: «Liebling, nenn' mich Donald.» Ich mag seine Politik nicht, aber ihn selbst kann ich nicht verabscheuen. Er ist eine Karikatur seiner selbst.

Weltwoche: Welchen Präsidenten mochten Sie am liebsten?

King: Ich mochte sie alle. Als Präsident musst du ein gewisses Etwas haben. Nixon war ein Genie. Alle waren gegen ihn. Er hatte ein sehr feines Gespür. Ich habe ihn einmal für das Radio interviewt, bevor er als Präsident kandidierte. Vier Typen von der Modebranche warteten im Studio, um den letzten Schrei auf dem Laufsteg zu diskutieren. In der Werbepause sagte er zu mir. «Sehen Sie die Typen da? Die sprechen über mich.» – «Woher wissen Sie das?» – «Ich weiss es.» Ich hätte Nixon jederzeit angeheuert, um eine Situation zu analysieren. Er hatte dieses dogmatische Denken. Und er hatte Humor. Ich fragte ihn: «Was fühlen Sie, wenn Sie am «Watergate»-Hotel vorbeifahren?» – «Wissen Sie», antwortete er, «ich war nie dort. Leider sind einige meiner Freunde dort gewesen.»

Weltwoche: Wie kamen Sie mit Jimmy Carter aus?

King: Carter ist der beste Ex-Präsident, den wir je hatten. Er arbeitet hart und reist um die ganze Welt im Bemühen um Weltfrieden. Das Carter Center ist wahrscheinlich das beste Präsidentenmuseum, denn es geht dort nicht nur um ihn. Und er war Kommandant eines Atom-U-Bootes. Das sollte man nie unterschätzen. Er ist sehr gläubig, sehr religiös. Und



«Ich bin wie die Couch im Wohnzimmer»: mit Frank Sinatra, 1988.

er war aktiv und alert. Er wollte sogar wissen, wer den Tennisplatz benutzt.

Weltwoche: Unvergesslich ist Ihr Interview mit Ronald Reagan, als er Ihnen das auf ihn verübte Attentat schilderte.

King: Ronald Reagan war plump-vertraulich. Ich wusste nie genau, wann er schauspielerte, denn er war sein ganzes Leben ein Schauspieler gewesen. Aber er war ein guter Interviewpartner, denn er konnte gut Geschichten erzählen. Sein Nachfolger George H. W. Bush war ein ausserordentlicher Typ. Sehr freundlich. Ich kam ihm sehr nah. Wir verbrachten ein Wochenende in Kennebunkport in Maine. Und Barbara [seine Frau, Anm. d. Red.] ist eine Nummer. Sie waren beide gegen den Irakkrieg. Er schloss eine enge Freundschaft mit Bill Clinton, obschon er gegen ihn verloren hatte. Er sagte mir: «Weisst du, Larry, ich mag ihn, ich mag ihn wirklich sehr.» Bill Clinton war der Beste. Er ist blitzgescheit. Ich habe nie einen Präsidenten erlebt, der so fokussiert war wie Clinton. Wenn er mit dir spricht, bist du die einzige Person auf der Welt in diesem Moment.

Weltwoche: War er ehrlich?

King: Zu mir war er grundehrlich. Er schaute zum Fenster hinaus auf die Pennsylvania Avenue und sagte: «Ich möchte wie die da draussen sein. Es ist einsam hier drinnen.» Einmal kam er in die Show und fragte: «Wer ist gerade deine Freundin?» Ich sagte: «Ein Mädchen namens Cindy.» Er: «Ich beneide deine Verfügbarkeit.» Es war unmöglich, ihn nicht zu mögen. Du konntest der rechteste Republikaner sein. Wenn man dich in einen Raum mit Bill Clinton setzt, magst du ihn. Auch George W. Bush war ein guter Typ. Einmal lud er mich ins Oval Office ein, nur um über Baseball zu sprechen. Das war die Abmachung. Baseball und nichts anderes. Als ich nach zwei Stunden aufstand, sagte Bush:

«Hey, ich muss auch an die Westküste, willst du mitfliegen?»

Weltwoche: In der Air Force One?

King: Ja. Ich sagte: «Ich bin eben erst in Washington angekommen.» Er: «Schade, wir hätten noch fünf Stunden weiterplaudern können.»

Weltwoche: Barack Obama: Kamen Sie ihm nahe?

King: Nahe nicht, aber er war sehr smart. Und ein ausgezeichnete Redner.

Weltwoche: Nach aussen wirkte Obama oft professoral. Hat er sich Ihnen gegenüber offenbart?

King: Er äusserte sich sehr offen über das Amt. Er schwärmte, wie grossartig sein Job sei. Er sagte: «Selbst die schlimmsten Tage sind nicht schlimm, wenn du zum Telefon greifen und dir gegrillten Käse bestellen kannst.»

Weltwoche: Welcher Weltpolitiker hat Sie am meisten beeindruckt?

King: Putin. Er ist stark, selbstbewusst, beherrschend und lustig. Als US-Politiker wäre er sehr erfolgreich. Ich war sehr beeindruckt von Thatcher und von Tony Blair. Und von allen israelischen Premierministern. Netanjahu fuhr mich persönlich zum Flughafen.

Weltwoche: Auf dem Höhepunkt des Nahost-Friedensprozesses waren Arafat, Rabin und König Hussein zu dritt in einer Sendung.

King: Kissinger rief mich vorher an und sagte: «Du könntest deine Show zur Sternstunde der Diplomatie machen.» Ich liebte Jitzhak Rabin. Als er kandidierte, begleitete ich ihn einen ganzen Tag lang. Seine Ermordung traf mich sehr. Aber er wäre ohnehin früh gestorben, denn er rauchte eine Zigarette nach der anderen. Ich fragte ihn: «Sie waren ein Mann des Schlachtfeldes, und nun wollen Sie Frieden schliessen. Warum das?» Er sagte: «Keiner hasst den Krieg mehr als der Krieger.» Ein guter Spruch.

Weltwoche: Gibt es einen Politiker, den Sie unbedingt in Ihrer Show wollten, aber nie bekommen haben?

King: Fidel Castro. Was für ein Typ! Er war Leader einer kleinen Nation, bloss neunzig Meilen von seinem grössten Feind entfernt. Er zog eine erfolgreiche Revolution durch. Und führte sein Land länger als irgendein anderer Politiker. Er musste etwas an sich gehabt haben, das ausserordentlich war. Ich hätte gerne herausgefunden, was es war.

Weltwoche: Sie hatten ein paar andere «Schurken» in der Sendung. Gaddafi zeterte mit wirren Worten gegen Amerika. Stand er unter Drogen?

King: Gaddafi war seltsam. Bevor er zum Interview erschien, kamen zwei Männer ins Studio und kündigten ihn an: «Und nun, unser Bruder, der Führer.» Ich mochte ihn nicht. Aber er fühlte sich von uns hintergangen. Er gab alle Atomwaffen ab. Schliesslich halfen wir, ihn zu stürzen. Der Schurke, den ich am meisten mochte, war Chávez [der venezolanische Staatspräsident, Anm. d. Red.]. Wir sangen zusammen im Studio. Der Präsident des Iran hingegen, Achmadinedschad, machte mich verrückt. Als er den Holocaust in Frage stellte, war dies eines der wenigen Male in meiner Karriere, bei denen ich meine neutrale Warte verliess.

Weltwoche: Sie sind 83 Jahre alt, aber immer noch fit. Wie schaffen Sie das?

King: Es ist verrückt. Ich habe Diabetes, überlebte Prostatakrebs, einen Herzinfarkt und eine fünffache Bypass-Operation.

Weltwoche: Wie fühlt es sich an, wenn man einen Herzinfarkt hat?

King: Du lernst viel, wenn du einen Herzinfarkt hast. Fürs Erste: Es dauert nicht lange. Entweder du stirbst, oder du lebst. Die entscheidende Frage ist, wo du den Infarkt hast. Wenn du ihn auf der Skipiste hast, wird es schwierig. Ich hatte meinen auf dem Weg ins Spital.

Weltwoche: Dachten Sie in diesem Moment: «Nun ist alles vorbei?»

King: Erst in der Nacht vor meiner Operation. Ich hatte den Infarkt in Washington und die Bypass-Operation hier im New York Hospital, wo mein Bruder jetzt liegt. Ich komme also nach New York. Ich sagte mir: «Wenn ich schon sterben muss, dann zu Hause in New York.» Es war der 1. Dezember, ein regnerischer Tag. Ich checke ein ins Spital. Da warten Gouverneur Mario Cuomo und der Präsident des Spitals bereits auf mich. «Sie müssen sich nicht um die Formalitäten kümmern. Wir bringen Sie direkt rauf in den 15. Stock.» Dort oben ist eine private Suite bereit für mich. Alles edel. Wunderbare Aussicht auf den East River. Das Einzige, was dich daran erinnert, dass du in einem Spital bist, ist das Spitalbett. Der Spitaldirektor sagt: «Ich will, dass Sie wissen, Mister King, in dieser Spitalsuite hat bereits der Schah von Persien gelegen.» Ich

überlege: «Ist der nicht an seiner Krankheit gestorben? Können sie mich nicht lieber auf die allgemeine Abteilung verlegen, wo alle Patienten nach dem Eingriff nach Hause gehen?» Dann kommt der Chirurg ins Zimmer. Er klopf mir mit den Fingern auf den Brustkorb und sagt in seinem Texas-Akzent: «You gonna do right fiine!» Dann schaue ich seine Hände an und sehe: Er hat keinen rechten Daumen. Ich weiss, am nächsten Morgen wird er mich aufschneiden und an meinem Herz arbeiten. Also sage ich: «Doktor, ich habe diese verrückte Gewohnheit. Wenn ich Leute treffe, zähle ich immer ihre Finger. Und bei Ihnen komme ich nur bis neun.» Er lachte bloss und sagte: «Keine Sorge, bloss ein Schafschur-Unfall auf unserer Ranch.»

Weltwoche: Aber er hat Sie anständig zusammengefleckt?

King: Und wie. Sein Name ist O. Wayne Isom. Er operierte auch David Letterman, Walter Cronkite und Isaac Stern. Ein vorzüglicher Arzt. Seit vierzig Jahren geniesse ich das Leben wieder in vollen Zügen.

Weltwoche: Haben Sie Angst vor dem Tod?

King: Absolut. Das ist meine grösste Angst. Ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tod.

Weltwoche: Sie teilen nicht Sinatras Credo, das er auf seinen Grabstein gravieren liess: «Das Beste kommt erst noch?»

King: Das glaube ich nicht. Ich glaube nicht an Religionen. Ich glaube nicht, dass es einen Gott gibt. Für einen neugierigen Typen wie mich ist die Vorstellung, nicht zu existieren, das Schlimmste. Wer folgt auf Trump? Wer gewinnt die World Series? Was machen meine zwei Jungs, wenn sie vierzig sind? Sie sind heute achtzehn und siebzehn. Sie spielen beide Baseball. Beide sind wunderbare Kids.

Weltwoche: Ich habe gehört, dass Sie sich nach dem Tod einfrieren lassen möchten.

King: Ja, eigentlich möchte ich das, aber ich bin mir nicht mehr sicher. Das Problem ist, es kostet 300 000 Dollar. Das Geld sollte ich eigentlich meinen Kindern vermachen. Und dann die Frage: Wer schaut zu meinem gefrorenen Körper? Aber es ist die einzige Hoffnung. Wer sich kremieren lässt, kann nie mehr zurückkommen. Im Internet läuft der Versuch schon. Gehen Sie auf www.funnyordie.com. In dieser Show haben sie meinen Kopf in einem Glas konserviert. Und ich interviewe Celebrities im Jahr 2157. Die Show heisst «Larry King Head». Das Problem ist allerdings, bei der Konservierung ist etwas schiefgelaufen und mein Hirn spielt verrückt. Das müssen Sie sich anschauen. Es ist zum Totlachen.

Weltwoche: Worauf in Ihrem Leben sind Sie am meisten stolz?

King: Auf meinen Lifetime Achievement Award von den Emmys. Und auf die zwei Peabodys, das sind die Pulitzerpreise des Broadcasting. Meine ist die einzige Radio-Talkshow, die je einen solchen Preis gewonnen hat. Aber

am meisten bin ich stolz auf meine Vaterschaft. Ich habe fünf Kinder. Es geht also weiter mit den Kings. [Zwei seiner Kinder starben 2020, Red.]

Weltwoche: Was bedauern Sie am meisten?

King: Den Tag, an dem ich mit Rauchen angefangen habe. Ich rauchte dreissig Jahre lang, bis zum Herzinfarkt.

Weltwoche: Sie waren acht Mal verheiratet. Welches war die schönste Ehe?

King: Das Verrückte ist, ich habe bloss drei meiner Frauen geliebt. Ich heiratete, weil man das so tat. One-Night-Stands waren nie mein Ding. Ich fühlte mich nicht wohl dabei.

Weltwoche: Sie sind alte Schule?



«Wenn ich allein nach Miami fliegen will, frage ich nicht um Erlaubnis»: mit seiner achten Ehefrau Shawn, 1998.

King: Ich bin ein Romantiker. Ich war immer ein grossartiges Date, ein lausiger Ehemann und ein guter Vater. Immerhin, meine achte Ehe dauert nun schon neunzehn Jahre.

Weltwoche: Gratulation.

King: Danke. Aber sie hängt an einem Faden. [Die Ehe mit Shawn Southwick-King wurde im August 2019 geschieden, Red.]

Weltwoche: Haben Sie einen Ratschlag für die Paare da draussen, die heiraten wollen?

King: Tut es nicht! Aus meiner Sicht ist Heirat als Institution ein Fehler. Verwandte von mir sind seit sechzig Jahren verheiratet. Was man da alles erdulden muss, all die Kompromisse, die man machen muss! Heute will ich nichts mehr tun, was ich nicht tun will. Ich denke, das habe ich verdient. Wenn ich allein nach Miami fliegen will, frage ich meine Frau nicht um Erlaubnis.

Weltwoche: Wie ist das eigentlich, wenn man über achtzig ist: Fühlt man sich dann immer noch von Frauen angezogen?

King: Mein Problem ist: Viele Frauen nähern sich mir an. Ich will nicht angeben. Es ist einfach der Rummel um meine Person. Kissinger sagte: «Alles dreht sich um Macht.» Aber sehen Sie, ich hatte Prostatakrebs. Also habe ich nicht dieselbe Ausstattung, die ich einmal hatte. Auf eine Art ist das ein Segen. Ich hatte ein volles Leben, voller Sex, voller Romantik und voller Erfüllung. Ich kann Frauen anschauen und sehen, wie hübsch sie sind, aber ich stelle keine Dummheiten mehr an. Ich kann keine Dummheiten mehr anstellen.

Es ist ein Gefühl der Freiheit. Es ist verrückt. Ich brauche keinen Sex mehr. Wenn man nicht erregt ist, vermisst man ihn auch nicht.

Weltwoche: Gibt es etwas, was Sie unbedingt noch tun möchten?

King: Ich habe alles gemacht, was ich wollte. Aber eine Einmannshow am Broadway, das würde ich gern noch machen. Ein Abend mit Larry King. In Las Vegas und in Palm Beach, Miami, habe ich das bereits gemacht. Aber ich möchte es auch in New York, in meiner Stadt, versuchen. Es gibt nichts Aufregenderes, als allein auf der Bühne zu stehen und Leute zum Lachen zu bringen. Spontanes Lachen kann man nicht fälschen. Mein Neffe, Scott Zeiger, ist ein grosser Broadway-Produzent. Ich habe mit ihm darüber gesprochen. Wir müssen mal schauen, was sich machen lässt.

Weltwoche: Sie sind seit sechzig Jahren im Business und haben Interviews mit fast jeder Berühmtheit und jedem Weltpolitiker geführt. Trotzdem sind Sie auf dem Boden geblieben. Woher kommt das?

King: Brooklyn. Ich habe Brooklyn verlassen, aber Brooklyn hat mich nie verlassen. Der beste Witz, der je über mich gemacht wurde, kommt von Gouverneur Mario Cuomo, der mir den «First Generation American»-Award übergeben hat. Cuomo sagte: «Jemand gab Larry King ein Stück wunderbaren Stoff. Er brachte ihn zu einem Schneider in Chicago und sagte: «Schneider, mach mir einen Anzug.» Der Schneider sagte: «Das ist nicht genug Stoff für einen Anzug.» Larry ging zu einem Schneider in Los Angeles. «Nicht genug Stoff für einen Anzug.» Larry ging nach Miami: «Nicht genug Stoff.» Also kehrte Larry zu seinem alten Schneiderfreund in Brooklyn zurück. «Klar», sagte der: «Ich mache dir einen Anzug, eine Weste und eine Hose extra.» – «Wie schaffst du das?», fragte Larry. Der Schneider sagte: «Bei uns in Brooklyn bist du nicht so gross.» So fühle ich mich. Ich habe mich nie als etwas Besseres gefühlt. Wenn Leute ein Auto gramm wollen, können sie eins haben. (Er steht auf) Also, ich habe letzte Nacht nicht geschlafen. Ich muss mich aufs Ohr hauen. Wunderbar, Sie kennengelernt zu haben. Sagen Sie den Schweizern einen schönen Gruss von mir.

Weltwoche: Gerne. Waren Sie schon einmal bei uns?

King: Nein. Vielleicht komme ich eines Tages. Aber bloss in den Süden. Juden gehen nicht in die Alpen. Aber ihr Schweizer seid schon etwas Besonderes. Ich habe einmal einen Psychiater gefragt: «Warum sind die Schweizer so erfolgreich?» Er sagte: «Sie sterben nicht im Krieg. Ihre Jugend wird alt.» Ich habe nie daran gedacht. Aber es stimmt. Ihr hattet schon lange keinen Krieg mehr. Welch ein glückliches Volk.

Larry King verstarb am 23. Januar 2021 im Alter von 87 Jahren an den Folgen der Covid-19-Erkrankung in Los Angeles.

Dieses Interview erschien zuerst im Mai 2017 in der *Weltwoche*.

LITERATUR UND KUNST

Rush Limbaugh
ist der umstrittenste
und einflussreichste
Talkmaster der USA.
Marc Neumann, Seite 66

Herausgegeben von Daniel Weber



Als die Schweiz die Sternstunde entdeckte.

Edouard Castres, «Bourbaki-Panorama», 1881 – Gelegentlich nur widerfährt einer ganzen Nation eine Sternstunde, die sich festsetzt in ihrem Bewusstsein und dazu führt, dass sich auch nachfolgende Generationen auf die Schulter klopfen. So ist die Zeit danach auch ein trügerischer Moment des Ausruhens auf Lorbeeren, die in der Erinnerung viel langsamer verwelken als im Zeitenstrom der Realitäten.

Natürlich, es wird weiter auf die Schulter geklopft, bei jeder sich bietenden auch nur mittelmässigen Gelegenheit, auch, weil das Grossartige dem Menschen immer mehr zu entrücken scheint. Es ist, als ob die Schulter dann beim Klopfen Flecken bekäme von

schmutzig gewordenen Händen, egal, ob von der linken oder der rechten.

Vor 150 Jahren wuchs in einem Akt grenzenloser Menschlichkeit die Eidgenossenschaft über sich hinaus. Anfang Februar 1871 floh die Armée de l'Est, die Bourbaki-Armee, vor den deutschen Truppen in Belfort, das die Franzosen hätten einnehmen sollen. 87 000 Soldaten, krank, erschöpft, desillusioniert und verloren, ein Kommandeur, der sich umgebracht hatte, 12 000 Pferde vor dem Verrecken.

Die Armee bat um Internierung in der Schweiz, der letzten Hoffnung. Die als Bundesstaat noch junge Schweiz hiess sie willkommen und half sich selber, in dem sie jene Facette ihrer Identität entdeckte, die aus

der Selbstverständlichkeit der Menschlichkeit geflochten ist.

Der Genfer Historienmaler Edouard Castres (1838–1902) malte dieses epochale Ereignis einer gelebten – einst brodelnden und inzwischen sich verflüssigenden – helvetischen Humanität. Der Geist von Bourbaki ist wie ein Gemälde, das seine Farbe immer mehr verliert. Aber er ist auffrischbar, dieser Geist der Solidarität auch, und es werden wieder Tage kommen mit Armeen, die zwar nicht aus Soldaten bestehen, aber aus Krankheiten oder Menschen oder sonst einer wie übermächtigen Unbill. Es wird die Möglichkeit unserer Generation sein, etwas zu schaffen, das ein Klopfen auf die eigene Schulter verdient.

Michael Bahnerth

Jägerin und Sammlerin

Alles hängt mit allem zusammen: In den Lebensgeschichten von Pionierinnen der Wissenschaft und Kultur entdeckt Maria Popova verblüffende Verbindungen.

Daniel Weber

Maria Popova: Findungen. Aus dem Amerikanischen von Stefanie Schäfer, Heike Reissig und Tobias Rothenbücher. Diogenes. 864 S., Fr. 39.90

Der Blog, den Maria Popova betreibt, heisst «Brain Pickings». Der Titel beschreibt, was die unersättliche Leserin seit sechzehn Jahren tut: Sie pflückt die Hirnfrüchte, auf die sie bei ihren Leseabenteuern stösst, kommentiert sie und ergänzt sie mit Bildern und Hinweisen auf andere Texte. Die 1984 in Sofia geborene Bulgarin, die als Studentin in die USA auswanderte, richtet sich mit ihrem erfolgreichen Blog, der über eine Million Besucherinnen und Besucher pro Monat anzieht, nicht an ein bestimmtes Publikum; sie betrachtet ihn eher als eine Art Selbstgespräch.

Für Maria Popova ist das Schreiben die «Aufzeichnung meines eigenen Werdens als Person – intellektuell, kreativ, spirituell, poetisch –, die auf der Suche nach Sinn in der Literatur, Wissenschaft, Kunst, Philosophie und den verschiedenen anderen Tentakeln des menschlichen Denkens und Fühlens entstanden ist». Dieser Antrieb steckt auch hinter dem Buch «Findungen», das aus ihrem Blog hervorgegangen ist und auf fast 900 Seiten die Lebensgeschichten vor allem von Pionierinnen erzählt, die in Popovas Verständnis über 400 Jahre hinweg in einem Geflecht «unsichtbarer Verbindungen» miteinander stehen.

Beflügelnde Bücher

Das Buch beginnt im Jahr 1617: «Ein spindeldürrer Mathematiker mittleren Alters mit überragendem Verstand, wunden Herzen und schlechter Haut wird in der beissenden Kälte eines deutschen Januars in einer Kutsche hin- und hergeworfen.» So anschaulich, frisch und lebendig schreibt Popova – immer unter der Prämisse: «So stelle ich es mir vor.» Die Rede ist hier von Johannes Kepler, der sich aufgemacht hat, seine Mutter, der wegen Hexerei die Todesstrafe droht, vor Gericht zu verteidigen. Popova würdigt Kepler nicht nur als herausragenden Wissenschaftler und Begründer der Astro-

physik, sondern auch als Verfasser des ersten Science-Fiction-Romans, in dem er das kopernikanische Modell des Universums bestätigt und die Raumfahrt prophezeit.

Der letzte Teil des Buchs widmet sich der Pionierin der Ökologiebewegung, Rachel Carson (1907–1964), in der Popova eine Geistesverwandte erkennt: «Im Mittelpunkt ihrer Arbeit stand der tiefe Glaube daran, dass bedeutende Bücher die Kraft haben, Menschen zu verändern und zu beflügeln.» Die Meeresbiologin, für die Wissenschaft und Poesie nicht zu trennen waren, begeisterte mit zwei Büchern über das Meer Laien und Experten gleichermaßen – sie setzte bis heute gültige Massstäbe für den Wissenschaftsjournalismus. Und mit «Der stumme Frühling» (1962), einem Werk über die verheerenden Wirkungen der Pestizide auf Tiere, Menschen und die ganze Umwelt, rüttelte die Autorin die Öffentlichkeit und die Politik auf.

Was Popova Gelegenheit gibt, elegant einen Bogen zurück zu Kepler zu schlagen: «Johannes Kepler hatte geglaubt, die Erde sei wie ein Lebewesen, das verdaut und atmet, dass sie eine Seele

«Die Literatur ist das ursprüngliche Internet, jede Anspielung ist ein Link zu einem anderen Text.»

habe, wofür er jahrhundertlang verspottet wurde – bis Rachel Carson die Bühne betrat und diese Seele im Atem des Lebens verortete, der durch ein riesiges und mannigfaltiges Ökosystem strömt.» Zwischen Kepler und Carson entfalten sich in «Findungen» Biografien von starken Frauen, die gegen die Widerstände ihrer Zeit Grosses geleistet haben. Dabei verfährt Popova nur locker chronologisch, springt durch Zeiten und Räume, folgt oft überraschenden, manchmal auch etwas willkürlich anmutenden Assoziationen. Dieses Kompositionsprinzip, dem auch Popovas Blog folgt, ist nicht neu. «Die Literatur ist das ursprüngliche Internet», sagte die Autorin der *New York Times*, «jede Anspielung, jede Fussnote, jeder Verweis ist ein Link zu einem anderen Text.»

Zu Popovas Heldinnen gehört Maria Mitchell (1818–1889), die Astronomin, die 1847 den nach ihr benannten Kometen entdeckte, als erste Frau in die American Academy of Arts and Sciences aufgenommen wurde und sich als Vorkämpferin für die Frauenrechte engagierte. Schon mit siebzehn gründete sie auf der Insel Nantucket eine eigene kleine Schule für Mädchen. Auf einer Europareise kreuzte sich ihr Weg mit jenem der schottischen Astronomin Mary Somerville (1780–1872), einziges weibliches Mitglied der britischen Royal Astronomical Society. Somerville unterrichtete Lord Byrons Tochter Ada in Mathematik. Ada Lovelace, wie sie nach ihrer Heirat hiess, arbeitete mit Charles Babbage an der von ihm erfundenen «Analytical Engine», einem Vorläufer des Computers, und schrieb einen Algorithmus, der als erstes Computerprogramm gilt.

Liebe jenseits von Kategorien

Maria Mitchell ist zudem einer Reihe von Figuren begegnet, die Popova mehr oder weniger prominent auftreten lässt: Margaret Fuller, Autorin und Pionierin des Feminismus; Ralph Waldo Emerson, einflussreicher Philosoph und Schriftsteller, der in Nantucket durch ihr Teleskop blickte; die Bildhauerin Harriet Hosmer, deren selbstbestimmten Lebenswandel Mitchell bewunderte, als sie die Künstlerin in ihrem Atelier in Rom besuchte.

Die biografischen Verstrickungen, die Popova aufspürt, sind immer wieder verblüffend. Tief taucht sie ein in die Lebensgeschichten ihrer Protagonistinnen, wertet Briefwechsel, Tagebücher und Zeugnisse von Zeitgenossen aus. Von zentralem Interesse sind für sie die Gefühlswelten ihrer Pionierinnen, die Liebesbeziehungen – meist zu anderen Frauen –, die sich oft «im Grenzbereich bewegten, wo Liebe jenseits von Kategorien und kulturellen oder biologischen Imperativen existiert». Da schlägt Popovas Empathie bisweilen in sprachliches Pathos um: «Das menschliche Herz ist ein uraltes brüllendes und schnurrendes Tier, das seit jeher von den gleichen Leidenschaften erfüllt ist, egal, wie wir sie bezeichnen.»



Unersättliche Leserin: Autorin Popova.

An der rätselhaften Emily Dickinson (1830–1886), einer der bedeutendsten Lyrikerinnen nicht nur Amerikas, zeigen sich die Stärken und die Grenzen von Popovas biografischem Schreiben vielleicht am deutlichsten. Sie schildert den «Wirbelsturm enger Vertrautheit», der Emily Dickinson und die Mathematikerin Susan Gilbert erfasste, «die erste Liebe der Dichterin und auch ihre grösste» – die sich dann von ihr zurückzog und Emilys Bruder Austin heiratete. Die Beziehung lässt sich nur durch Dickinsons Briefe rekonstruieren, jene von Gilbert sind verschollen. Als sie Ende zwanzig war, zog sich Dickinson in ihr Zimmer in ihrem Elternhaus zurück; sie verliess es nur noch widerwillig.

In den 1789 erhaltenen Gedichten Dickinsons, die erst nach ihrem Tod veröffentlicht

wurden, erkennt Popova «das ideale Ventil dafür, Erfahrungen von unfasslicher emotionaler Grösse zu verstehen». 131 Jahre nach Dickinsons Tod besucht Popova das Zimmer der Dichterin in Amherst, Massachusetts, «auf der Suche nach ihrer Persönlichkeit». Ihr ist aber bewusst, dass in einer Biografie wie jener von Emily Dickinson «aus den unvermeidlichen blinden Flecken wahre Finsternisse» werden. Wie sollte eine Biografin einem so geheimnisvollen Leben gerecht werden? Einen Anspruch auf Wahrheit kann sie nicht erheben. Popova sieht sich selber bescheidener als Kartografin, die «das Annähern an die Landschaft der Wahrheit vom Terrain des Fassbaren aus» unternimmt. Bei diesen Annäherungen folgt man ihr als Leser mit grossem Gewinn.

Doppelt maskierte Gesellschaft

Walter Hollstein

Vor einem Jahr war die Welt noch in Ordnung. Wenigstens einigermaßen. Dann kam Corona, und alles war anders. Ziemlich plötzlich sogar. «Ein Virus war nötig, um die Welt auf den Kopf zu stellen», heisst es auf dem Cover von Ivan Krastevs Essay «Ist heute schon morgen?». Das hat mittlerweile auch auf dem Buchmarkt für Turbulenzen gesorgt; nahezu täglich erscheint ein neuer Text. Viel Überflüssiges, rasch hingeworfen, aber auch sehr Bedenkenswertes. Dazu gehört Krastevs ganz schmaler Band: Auf knapp neunzig Seiten skizziert der bulgarische Denker, was Corona aktualisiert hat – die Brüchigkeit der EU, einen neuen «ethnischen Nationalismus», aber auch die Bedeutung von Heimat, die Krise der Globalisierung oder die Bedeutsamkeit von Demokratie. «Es gibt Momente, in denen sich unsere Gewissheiten auflösen und sich unsere Vorstellung von dem, was möglich ist, dramatisch ändert.» Das Virus hat uns aus unserer wohlständigen Sicherheit gerissen, Gewohnheiten sind obsolet geworden, und Neuorientierung in vielen Lebensbereichen ist angesagt.

Wegweiser in unangenehmen Zeiten

Tatsächlich scheint so ziemlich alles aus dem Lot oder ist es sogar. Insofern sind Sammelbände hilfreich, die einen Überblick über alle Lebensbereiche geben, die Corona tiefenerschüttert hat. Ein positives Beispiel ist der Reader «Jenseits von Corona» aus dem Transcript-Verlag, der «Perspektiven aus der Wissenschaft» versammelt. Namhafte Intellektuelle aus dem deutschsprachigen Raum entwerfen ein Panorama der Fragestellungen aus Alltag, Politik, Wirtschaft, Staat, Religion, Wissenschaft und Weltordnung, mit denen zu beschäftigen Corona uns zwingt. Das erhellt vieles, hilft als Wegweiser in diesen unangenehm neuen Zeiten und erinnert dabei auch an Selbstverständliches, das vor Corona aus dem Blick geraten war: «Die Corona-Krise hat Abhängigkeiten vor Augen geführt», notiert die Philosophin Lisa Herzog, die wir «allzu gerne vergessen» – vor allem Menschen «mit Schreibtischberuf». «Abhängigkeiten von all den Menschen, die andere Formen von Arbeit erledigen, sei es körperlicher Art oder [...] von Logistik über öffentliche Sicherheit bis hin zur Müllabfuhr.»

Die Pflegekräfte wären wohl aktuell noch zu erwähnen und zu loben gewesen. «Und sie hat uns vor Augen geführt, wie sehr wir vom Wissen anderer abhängig sind.» Herzog verweist dabei vor allem auf die virologische und epidemiologische Zunft. Der Band bietet insgesamt auf profunde Art ganz wichtiges Handlungswissen



Sie sind viel älter als wir, entstammen den Ursprüngen des Lebens auf unserer Erde.

in dieser veränderten Gesellschaft – auch wenn sich darin banale Beiträge finden, zum Beispiel von der sonst sehr differenziert argumentierenden Ute Frevert. Erstaunlicherweise fehlt der gesamte Bereich des Rechtlichen: die juristischen Probleme von Arbeit, Reiserecht, Versicherung, Insolvenz, Gesundheits- und Heilmittelrecht oder Sozialversicherung, um nur einige Beispiele zu nennen. Das alles und noch viel mehr deckt ein fast tausendseitiges Kompendium aus dem Basler Helbing-&Lichtenhahn-Verlag ab – ein Buch, das nicht nur für Experten, sondern sicher auch für betroffene Laien als Ratgeber nützlich und hilfreich ist.

«Preis für den Wohlstand»

Warum aber nun hat sich dieses schreckliche Virus so sehr verbreitet, und wie ist es entstanden? Ein Team – geleitet von Cordt Schnibben und David Schraven – ist diesen beiden Kardinalfragen nachgegangen. Das Buch ist enorm materialreich, mit den unterschiedlichsten Schauplätzen: Wuhan, Berlin, Washington, Genf, Pavia, Potsdam, Brasilia; es ist auch überaus sorgsam recherchiert und liest sich im Übrigen so spannend wie ein guter Kriminalroman. Grob resümiert lassen sich

auf die gestellten Fragen zwei Ursachen finden: unser zunehmend industrialisierter und unkoordinierter Umgang mit der Natur und unser ebensowenig koordiniertes wie reflektiertes Sozialverhalten: «Es wird oft gesagt und geschrieben, dass Sars-CoV-2 in die Welt der Menschen eingedrungen sei – aber eigentlich ist es andersherum: Wir dringen in die Welt der Viren ein. Sie sind viel älter als wir, entstammen den Ursprüngen des Lebens auf unserer Erde.»

Je unbedachter Menschen sich der Natur bemächtigen, desto mehr werden Viren freigesetzt, und je profitorientierter gehandelt wird, desto günstiger werden die Bedingungen für das Virus. «Es ist ein unwürdiges Spiel. Die Deutschen haben zu Beginn der Krise schon gelernt, dass es ohne Saisonarbeiter weder Spargel noch Salat gäbe, jetzt sehen sie, was der wahre Preis für billiges Grillfleisch ist. Tausende Werk- und Saisonarbeiter leben in viel zu kleinen Unterkünften, sie können weder Abstand noch Hygieneregeln einhalten. Sie werden in vollbesetzten Bussen zum Arbeitsplatz gekarrt, zudem wechseln sie regelmässig Standort und Betrieb. Das sind ideale Infektionsbedingungen.»

Schnibben und Schraven verfolgen auch die administrativen und politischen Inter-

ventionen in der Coronakrise akkurat. «Dass die Regierenden der Welt Studien und Warnungen vor den Gefahren einer drohenden Pandemie über Jahre ignoriert haben, gehört zu den Dingen, die man nicht verzeihen kann.»

Dieses Versagen der Politik zeichnet die Dokumentation «Chronologie einer Entgleisung» anhand der Ereignisse in Österreich um Ischgl sehr plastisch und Schritt für Schritt nach. Die akribische Darstellung ist ein Exempel dafür, warum es den politischen Entscheidungsträgern nirgendwo wirklich gelingt, aus den reichlich vorhandenen wissenschaftlichen Erkenntnissen eine Politik der Vorsorge und Prävention zu entwickeln. Es ist damit auch ein Lehrstück für die Schweiz.

Noch tiefer in der Ursachenforschung geht Rob Wallace, ein amerikanischer Biologe und Epidemiologe. In seiner Untersuchung «Was Covid-19 mit der ökologischen Krise, dem Raubbau an der Natur und dem Agrobusiness zu tun hat» benennt er – sorgfältig und wohldokumentiert mit nahezu 400 Anmerkungen – die ökologischen und ökonomischen Gründe für die Pandemie. Die zunehmende Zerstörung der natürlichen Lebensräume von Pflanzen und Tieren (aktuelles Beispiel ist der Regenwald

Bücher zu Corona

— **Ivan Krastev:** Ist heute schon morgen?
Wie die Pandemie Europa verändert.
Ullstein. 96 S., Fr. 11.90

— **Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.):**
Jenseits von Corona. Unsere Welt
nach der Pandemie – Perspektiven
aus der Wissenschaft. Transcript. 320 S., Fr. 28.90

— **Helbing & Lichtenhahn (Hg.):**
Covid-19. Ein Panorama der Rechtsfragen
zur Corona-Krise.
Helbing & Lichtenhahn. 939 S., Fr. 120.–

— **Michael Fleischhacker (Hg.):**
Corona. Chronologie einer Entgleisung.
Edition QVV. 200 S., Fr. 31.90

— **Cordt Schnibben, David Schraven (Hg.):**
Corona Geschichte eines angekündigten Sterbens.
DTV. 368 S., Fr. 28.90

— **Rob Wallace:** Was Covid-19 mit
der ökologischen Krise, dem Raubbau
an der Natur und dem Agrobusiness zu tun hat.
Papyrossa. 180 S., Fr. 31.90

— **Hans-Werner Sinn:** Der Corona-Schock.
Wie die Wirtschaft überlebt. Herder. 224 S., Fr. 28.90

— **Matthias Horx:** Die Zukunft nach Corona.
Wie eine Krise die Gesellschaft, unser Denken und
unser Handeln verändert. Econ. 144 S., Fr. 18.90

— **Elisabeth Bronfen:** Angesteckt. Zeitgemässes
über Pandemie und Kultur.
Echtzeit. 183 S., Fr. 38.–

— **Paolo Giordano:** In Zeiten der Ansteckung.
Wie die Corona-Pandemie unser Leben verändert.
Rowohlt. 80 S., Fr. 12.90

am Amazonas) begünstigt die Freisetzung gefährlicher Viren. «Periurbane Siedlungen mit zunehmendem Umfang und steigender Bevölkerungsdichte vergrössern die Kontaktfläche zwischen den wilden Tierpopulationen und den gerade urbanisierten Gebieten (und damit den Übergang von Krankheitserregern zwischen den

*«Jetzt ist die Zeit
der Anomalität, wir müssen
lernen, damit zu leben.»*

Gattungen).» Wenn dann noch – wie beim Sars-Ausbruch 2003 in China – aus politischen und wirtschaftlichen Gründen die Gefährlichkeit des Virus verschwiegen wird, kann sich dieses ungehemmt ausbreiten.

Wallace wirft insbesondere China vor, Epidemien als «angemessenen Preis für den Wohlstand» zu betrachten. «Seit der Jahrtausendwende kamen in China Reisanbau, Entenhaltung und die industrielle Produktion von Geflügel und Schweinen in einer katastrophalen Weise zusammen und schufen die perfekten Bedingungen für das Entstehen neuartiger Influenza-Stämme. Die Regierung

ist unfähig oder unwillig, irgendeinen dieser Faktoren anzugehen.» Das Primat des Ökonomischen zieht sich bis in die Bekämpfung des Virus; es gilt auch für das Gesundheitswesen, die Spitäler und die Krankheitskosten. So fordert Wallace ein Umdenken, und er ist nicht der Einzige. Damit stünden wohl grundlegende Veränderungen an, wenn diese und weitere drohende Pandemien auch nur annähernd unter Kontrolle gebracht werden sollen.

Vor dieser Schlussfolgerung scheuen sich viele Interpreten. Sie verstehen die Pandemie lieber im engen Korsett ihrer Wissenschaft. So bedenkt der Ökonom Hans-Werner Sinn den «Corona-Schock» nur als «historischen Einbruch der Wirtschaft». Trotz oder vielleicht auch wegen dieses verkürzten Blickwinkels ist sein Buch zu einem Bestseller geworden. Matthias Horx – auch sein Buch ein Bestseller – nimmt sich des Themas als «Zukunftsforscher» an und reiht dabei eine Plattitüde an die nächste. Corona bewirke, «dass wir uns durch die Krise selbst verwandeln lassen. Wir verändern unsere Wahrnehmungsformen, und so entsteht Zukunft als neue Wirklichkeit». Und wie sieht das dann aus? «Machtverhältnisse» werden sich «verschieben. Zugunsten einer Zukunft, die diesen Namen verdient». Es ist makaber, dass sich ausgerechnet solcher Unfug bestens verkauft.

Dabei geht es um Leben und Tod; es geht um Menschheitsfragen, wie Elisabeth Bronfen in ihrem klugen Essay «Angesteckt – Zeitgemässes über Pandemie und Kultur» konstatiert. «Im Jahr 2020 lässt sich der Tod nicht mehr verleugnen. Man muss an ihn glauben. Die Menschen sterben tatsächlich. Sie tun dies zudem nicht vereinzelt, sondern in Massen. Sie sterben nicht durch Zufall. Hinzu kommt, dass kein Mensch vor der Ansteckung gefeit ist.» Bronfen greift geistesgeschichtlich in die Vergangenheit zurück, um an Gestalten der Literatur und der Mythologie die Gegenwart zu verdeutlichen. Das ist ein schönes Buch – mit einem schönen Schlusswort: «Wir befinden uns in einer Zeit des Innehaltens. Wird es nur ein kurzer Stillstand gewesen sein – oder eine Gelegenheit, uns Geschichten zu erzählen, eine Möglichkeit, über uns nachzudenken? Es könnte unsere Chance sein, alles noch einmal neu zu betrachten. Oder: Es hätte unsere Chance sein können. Der Ausgang liegt nicht in den Sternen, er liegt an uns.»

Zivilisation als Kartenhaus

Aus einer ähnlichen Optik argumentiert der italienische Physiker Paolo Giordano in einem Bändchen mit dem Titel «In Zeiten der Ansteckung», das gar noch schmaler ist als jenes von Ivan Krastev und trotzdem viel gescheiter und aussagekräftiger als manch dicker Wälzer. Entgegen flachdenkerischen Texten meint auch Giordano, dass Corona unsere Zeit der Normalität aufgehoben habe. «Jetzt ist die Zeit der Anomalität, wir müssen lernen, damit zu leben,

müssen Gründe finden, sie anzunehmen, nicht nur aus Angst vor dem Sterben.» Als Naturwissenschaftler weiss Giordano um die Brüchigkeit des Lebens und die Kraft der Pandemie. Gemessen an der jahrtausendealten Solidität des Virus, sieht er unser «Gerüst der Zivilisation» nur als «Kartenhaus». Es kann jederzeit zusammenbrechen.

Albert Camus hat das seinerzeit in seinem nobelpreisgekrönten Roman über die Pest so formuliert: «Während Rieux den Freuden-schreien lauschte, die aus der Stadt empor-dringen, erinnerte er sich nämlich daran, dass diese Fröhlichkeit ständig bedroht war. Denn er wusste, was dieser frohen Menge unbekannt war und was in den Büchern zu lesen steht: dass der Pestbazillus niemals ausstirbt.» Vielmehr wartet er geduldig, bis irgendwann wieder «der Tag kommen wird, an dem die Pest zum Unglück und zur Belehrung der Menschen ihre Ratten wecken und aussenden wird».

Die Gesellschaft ist doppelt maskiert. Sie zwingt uns Masken auf, was schon unangenehm genug ist; sie zwingt uns aber vor allem dazu, unliebsamen Wahrheiten ins Gesicht zu sehen, denen wir aus dem Weg gegangen sind. Die Konfrontation damit dürfte längerfristig noch um einiges unangenehmer sein.

Walter Hollstein ist em. Prof. für politische Soziologie und Gutachter des Europarates für soziale Fragen. Von ihm erschien 2020 bei NZZ Libro der Essayband «Das Gären im Volksbauch».



Tiere können trauern und lachen

Daniela Niederberger

Frans de Waal: Mamas letzte Umarmung. Die Emotionen der Tiere und was sie über uns aussagen. Klett-Cotta. 430 S., Fr. 39.90

Auch berühmte Wissenschaftler fangen klein an: Als Frans de Waal zwölfjährig war, beobachtete er im Bus ein knutschendes Teenagerpärchen. Als die beiden voneinander abliessen, stellte er verblüfft fest, dass das Mädchen nun Kaugummi kaute; vorher hatte das der Junge getan. Seine Mutter war weniger begeistert von der Geschichte, sie ermahnte ihn, andere Leute nicht so zu beobachten, das gehöre sich nicht. De Waal hat das Beobachten zu seinem Beruf gemacht: Ein Forscherleben lang studierte er Menschenaffen (vor allem Schimpansen und Bonobos). Was ihn interessiert, sind Emotionen, Körpersprache und soziale Dynamiken. Sind Primaten empathisch, haben sie einen Gerechtigkeitsinn, kennen sie Versöhnung?

Ja, sagt de Waal. Eine der ersten Versöhnungsszenen, die er beobachtete (später waren es Tausende), überraschte ihn sehr. Nach einem Streit gingen zwei Rivalen hoch aufgerichtet, mit aufgestellten Haaren aufeinander zu. Er dachte: «Oha, es geht weiter.» Doch als sie nahe beieinander waren, drehte sich einer der beiden um, und der andere begann, um den Anus herum Fellpflege zu betreiben. Dabei schmatzte er laut und klapperte mit den Zähnen, um zu zeigen, wie beflissen er bei der Arbeit war. Der andere wollte es ihm gleichtun, und sie endeten in einer akrobatischen 69er Stellung. Beide entspannten sich und begannen, einander das Gesicht zu striegeln. Das möge uns komisch erscheinen, schreibt de Waal. Er erinnert aber daran, dass es in vielen Sprachen Ausdrücke wie «Arschkriecher» gebe.

Gerechtigkeitsinn der Tiere

Als de Waal Anfang der siebziger Jahre an einem grossen Kongress einen Vortrag zum Thema «Versöhnung bei Tieren» hielt, wurde ihm Gefühlsduseligkeit vorgeworfen, und er erntete altväterliche Belehrungen, in der Natur gehe es um Fressen, Gefressenwerden und Fortpflanzung. Mittlerweile hat der Wind gedreht. Zahllose Untersuchungen de Waals, der 25 Jahre lang das Yerkes National Primate Research Center bei Atlanta leitete und von seinem Schreibtisch aus eine Schimpansenkolonie beobachten konnte, zeigen ein anderes Bild.

Als Mama, die uralte Schimpansenmatriarchin des Arnheimer Zoos, im Sterben lag, betrat Biologieprofessor Jan van Hooff, beinahe achtzig Jahre alt, ihren Nachtkäfig. Er nä-



Mit aufgestellten Haaren: Forscher de Waal.

herte sich nervös ihrem Strohlager, freundlich grunzend, um sie zu besänftigen – Schimpansen sind viel stärker als Menschen. Mama erwachte aus ihrem Schlummer und zeigte Freude, als sie ihren alten Bekannten sah. Sie grinste breit und entblösste alle Zähne. Als sich van Hooff zu ihr hinunterbeugte, strich sie sanft über sein Haar und legte einen Arm um seinen Hals, um ihn näher zu sich zu ziehen. Sie tätschelte seinen Hinterkopf und Nacken mit derselben Geste, mit der Schimpansen einen wimmernden Säugling beruhigen. Sie musste seine Scheu bemerkt haben und machte ihm klar, dass er nichts zu befürchten hatte.

Das ist nur eine der vielen Szenen, die de Waal in seinem wunderbaren Buch so anschaulich beschreibt. Auch das Kapuzineräffchen, das sich fürchterlich aufregte, als es merkte, dass sein Kollege für die gleiche Aufgabe Trauben statt bloss Gurkenstücke bekam, wird nach dem Lesen in Erinnerung bleiben – Tiere haben also einen Gerechtigkeitsinn. Oder die Schimpansin Kuif; mehrere ihrer Babys starben, weil sie sie nicht stillen konnte. Frans de Waal gab ihr ein Adoptivbaby und zeigte ihr, wie man das Fläschchen gibt. Sie werden nicht mehr daran zweifeln, dass Tiere lebenslange Dankbarkeit und Freude empfinden können.

Und punkto Fortpflanzung: Da glaubt man ja, dass es für Männchen kein Halten gibt, wenn sie ein paarungsbereites Weibchen erblicken. Schimpansinnen haben dann eine grosse rosa Schwellung am Hintern. Doch de Waal hat be-

obachtet, dass ein ganzes Grüppchen von Don Juans in einer Fellpflegesitzung quasi aushandelte, wer nun durfte. Offenbar haben Primaten eine recht gute Impulskontrolle. In Tests können sie eine Belohnung bis zu achtzehn Minuten hinausschieben, wenn sie dafür mehr bekommen.

Eindrückliche Empathie

Tiere trauern, sie können lachen (und nicht nur «rhythmisiert hecheln», wie das einige Forscher nannten), Affen kennen böse Streiche und Schadenfreude, und Mäuse werden gern gekitzelt. Ausserdem nutzen Primaten ein Lächeln, genau wie wir manchmal: um von einer Missetat abzulenken, um gut Wetter zu machen, um «Ich tu dir nichts» zu signalisieren.

Am eindrucklichsten sind die Beispiele zur Empathie. Wie dem kranken Schimpansen Stroh unter den Rücken geschoben wird, damit er bequemer liegt, wie man aus Rücksicht auf Verletzte das Tempo drosselt oder sogar sein Leben riskiert, um einen Kollegen aus dem Wassergraben zu retten. Die empathischsten Primaten sind die Bonobos, die kaum Streit und Gewalt kennen, dafür umso mehr Sex haben.

Sie werden nach der Lektüre anders über die Entwicklung des Bewusstseins und der Zivilisation denken. Vielleicht gab es den unerklärlichen, grossen Zivilisationssprung gar nicht? Vor allem aber werden Sie Ihrer Familie und Ihren Freunden immer wieder Anekdoten aus de Waals Meisterwerk erzählen.



Ein Vorbildschweizer Christoph Mörgeli

Agnes Hirschi, Charlotte Schallié (Hrsg.):
Unter Schweizer Schutz. Die Rettungsaktion
von Carl Lutz während des Zweiten Weltkriegs
in Budapest – Zeitzeugen berichten.
Limmat. 512 S., Fr. 52.90

Im Mittelpunkt dieser beeindruckenden Zeugnissammlung steht neben den Opfern der Judenverfolgung die Persönlichkeit des Schweizer Vizekonsuls in Budapest, Carl Lutz (1895–1975). Man darf es als einzigartigen Glücksfall der Geschichte sehen, dass zwischen März 1944 und Januar 1945 ausgerechnet dieser Appenzeller in der ungarischen Hauptstadt wirkte und 62 000 Juden retten konnte. Der gläubige Methodist und gelernte Kaufmann aus Walzenhausen hatte zuvor viel von der Welt gesehen: Er lebte 21 Jahre lang in den USA, kam 1935 ins unruhige Jaffa und Anfang 1942 in die Schweizer Gesandtschaft in Budapest, wo er die Schutzmandate für die USA, Grossbritannien und weitere zwölf kriegsführende Staaten betreute.

Als die Wehrmacht Ungarn besetzte, wurde eine halbe Million Juden ausserhalb der Hauptstadt in die Vernichtungslager deportiert. Dank Zehntausenden von Schutzbriefen, die eigentlich die Kompetenzen von Carl Lutz sprengten,

aber vom Aussendepartement stillschweigend gebilligt wurden, gelang dem Beamten in mühsamsten Verhandlungen eine in Umfang und Form einmalige diplomatisch-humanitäre Rettungsaktion. Lutz stellte ein Vielfaches des ihm Erlaubten an Schutzbriefen für die Weiterreise nach Palästina aus und brachte die Juden in 76 «Schutzhäusern» unter. Energisch vertrat er gegenüber den deutschen und ungarischen Behörden den Standpunkt, die Inhaber dieser Schutzbriefe stünden als Schweizer Bürger unter Schweizer Schutz. Mehr als die Hälfte der geretteten ungarischen Juden verdanken ihr Leben Lutz' Eigeninitiative. Der Schweizer verantwortete damit die grösste und erfolgreichste zivile Rettungsmission des Zweiten Weltkriegs.

Agnes Hirschi, Stieftochter von Lutz und Präsidentin der Carl-Lutz-Gesellschaft, legt gemeinsam mit der kanadischen Historikerin

Mehr als die Hälfte der geretteten ungarischen Juden verdanken ihr Leben Lutz' Eigeninitiative.

Charlotte Schallié eine eindrückliche Sammlung von Gesprächen, Briefen und Berichten von Zeitzeugen und Überlebenden des Holocaust vor. Dabei wird klar, dass Lutz ohne zahlreiche jüdische wie nichtjüdische Helfer seine einmalige Aktion unmöglich hätte durchführen können. Schwer haltbar ist allerdings das hier wiederholte Narrativ, laut dem Lutz bei seinen vorgesetzten Behörden in Bern lebenslang um Anerkennung habe kämpfen müssen.

Richtig ist, dass das Politische Departement eine Administrativuntersuchung anstrebte, die aber die gesamte Gesandtschaft in Budapest – nicht Carl Lutz persönlich – betraf. 1945 wurde ihm offiziell tadelloses Verhalten bescheinigt. Carl Lutz konnte seine Laufbahn als Konsul nach dem Krieg fortsetzen und wurde 1958 im Parlament durch Bundesrat Markus Feldmann ausdrücklich gelobt. 1960 ernannte ihn die Eidgenossenschaft zum Titular-Generalkonsul, 1963 wurde er Ehrenbürger von Walzenhausen. Seit 2018 heisst das grösste Sitzungszimmer des Bundeshaus-Westflügels «Carl-Lutz-Saal».

Eine milde Rüge (ohne Konsequenzen) durch den Bund wegen angeblicher Kompetenzüberschreitung traf den pflichtbewussten Beamten 1949 allerdings schwer. Die hier vorgelegte Sammlung von Erinnerungen, Porträts, Gesprächen und Zeugnissen gibt Einblick in einen stillen, in sich gekehrten Menschen, der in der Zeit seiner grössten Herausforderung die Menschlichkeit über die Paragraphen stellte. Zwar fehlt durch die Vielfalt der Zugänge zum Thema ein geschlossener Erzählrahmen; die Verschiedenheit der Darstellungen macht das Buch aber auch lebendig und zu einer bewegenden Lektüre über eine Zeit, in der Tod und Leben so nahe beieinanderlagen.



Die Bibel Anfällig für Kitsch

Ihr gebt den Zehnten von Minze, Dill und Kümmel, lasst aber ausser acht, was schwerer wiegt im Gesetz: das Recht, die Barmherzigkeit und die Treue. Dies aber sollte man tun und jenes nicht lassen (Matthäus 23, 23). – Bibelverse wie dieser werden oft mit den Schwerpunkten Heuchelei und Moralismus ausgelegt. Ich setze den Akzent einmal anders: Jesus kritisiert hier den Kitsch.

Unter Kitsch versteht man billig hergestellte Produkte, die als etwas Edles erscheinen und höhere Werte vortäuschen sollen. Nicht jeder kann sich die höheren Werte leisten. Es gibt nicht nur künstlerischen, sondern auch politischen, ökologischen und religiösen Kitsch. Religionen sind anfällig dafür, weil Inhalte wie «Recht, Barmherzigkeit und Treue» zu wenig griffig sind. Manchmal hilft der Kitsch über geistlose Wegstrecken und Krisen hinweg. Aber er darf nicht das letzte Wort haben.

Beispiele für den politischen Kitsch bieten Diktaturen von Hitler bis Kim Jong Un. Je tiefer die Misere reicht, desto geschmackloser werden die Plakate, Parolen, Aufmärsche und Uniformen.

Kitsch ist ein Indikator für Überforderung. Überfordert ist jeder, der die Nachrichten einigermaßen mitkriegt. Urwaldrodungen, aussterbende Tierarten, Kriege, Unterdrückung, Hungersnöte, oft mit der Andeutung vermischt, ich sei mitschuldig.

Was soll ich tun? Um den Weltschmerz erträglicher zu machen, helfen ästhetische Inszenierungen wie Schweigemärsche, Lichterketten und Mahnwachen. Sie erheischen Respekt, anders als eine Parlamentsstürmung, die ebenfalls kitschig, aber weniger harmlos ist. Die Kirchen bieten heute weniger Kitsch am Bau, dafür an Grossveranstaltungen wie Kirchentagen.

Kitsch ist bestenfalls eine Verlegenheitsantwort. Er muss und wird dem Recht, der Barmherzigkeit und der Treue weichen. Und auch der Freiheit.

Peter Ruch

Konservativer Kulturkämpfer

Talkmaster Rush Limbaugh ist die umstrittenste und einflussreichste Medienpersönlichkeit der USA. Niemand hat den Aufstieg des Trumpismus und dessen Fans früher antizipiert.

Marc Neumann

The Rush Limbaugh Show. Talkshow von Premiere Networks auf www.rushlimbaugh.com

Limbaugh, der Rassist: Barack Obama nannte er in seinen Radiosendungen einen «Magic Negro», mokierte sich über seine «grossen Ohren» – ein rassistisches Stereotyp. Einer Anruferin mit afroamerikanischem Akzent riet er, «den Knochen aus der Nase zu nehmen und dann zurückzurufen».

Limbaugh, der Sexist: Feminismus sei eine Erfindung zur Karriereförderung hässlicher Frauen; nachdem die Studentin Sandra Fluke 2012 in einer Anhörung im Repräsentantenhaus gefordert hatte, die Krankenversicherung müsse Verhütungsmittel bezahlen, nannte er sie in seiner Sendung «Schlampe» und «Prostituierte».

Limbaugh, der irre *contrarian*: In seiner Show bezweifelte er die Wirksamkeit von Kondomen als Schutz vor Aids, flirtete mit Homophobie, tat Hurrikane als Hysterie und Passivrauchen als ungefährlich ab.

Kaum ein Stamm im Reigen von Identitäten und Minoritäten, den Rush Limbaugh nicht beleidigt hat. Und wer dächte, das sei alles Schnee von gestern – weit gefehlt: Nach dem Sturm aufständischer Trump-Horden auf das Kapitol vom 6. Januar meinte Limbaugh nur, er sei froh, hätten die Boston-Tea-Party-Leute anno dazumal nicht auf den Aufruf zum Verzicht von Gewalt gehört. Bekanntlich war 1773 die Tea-Party, bei der Tee aus England im Hafen von Boston versenkt worden war, der Startschuss für den revolutionären Krieg der USA gegen England gewesen.

«Feminazi» und «Humaniacs»

Die Liste von Limbaughs Grenzüberschreitungen ist ellenlang. Sie liefert Anschauungsmaterial in Hülle und Fülle für das Urteil, dass Limbaugh ein widerlicher Drecksack, ein «douchebag» ist, wie seine Gegner behaupten. Kommt die Rede auf Rush Limbaugh, sträuben sich gerade Polit-Journalisten die Haare und dreht sich ihnen der Magen um.

Allein, damit wird man dem Phänomen Limbaugh nicht gerecht. Unrecht tut man ihm dabei nicht einmal, weil der Mann kurz vor dem Tod steht. Am 12. Januar feierte er seinen 70. Geburtstag, vor einem Jahr hatte der passionierte Zigarrenraucher bekanntgegeben, dass er an Lungenkrebs leide; im Dezember stellte er sein baldiges Ableben in Aussicht.

Bei den Scherzen und Wortspielen des frühen Limbaugh kann man sich ein Grinsen auch heute nicht verkneifen. Rassismus und Sexismus sind derart überzeichnet, dass ein Vergleich mit Sacha Baron Cohens Kunstfigur Borat naheliegt. Limbaugh betonte den Aspekt des absurden Humors selbst: «Ich führe das Absurde vor, indem ich absurd bin», sagte er der *New York Times* 1990. Wiederholt bezeichnete er sich als Satiriker. Seine Macken, Imitationen und Parodien zeigen, dass er nicht nur ein trocken-konservativer Radiokommentator

Wieder war er allen anderen ein Stück voraus: Er löschte seinen Twitter-Account gleich selbst.

im Geist William F. Buckley's sein wollte, der so eloquent wie unermüdlich gegen die Verschwendung von Steuergeldern wettete und ungezügelter Kapitalismus als Freiheitsrecht und *pursuit of happiness* verfocht. Als Popularisierer von Ausdrücken wie «Feminazi» (radikale Feministinnen), «Humaniacs» (durchgeknallte Gutmenschen) oder «Art & Croissant Crowd» schuf er eine Reihe von Memes, die in den späten Achtzigern und Neunzigern viele zum Schmunzeln brachten. Wofür ihm sogar linksliberale Blätter wie die *New York Times* Anerkennung zollten.

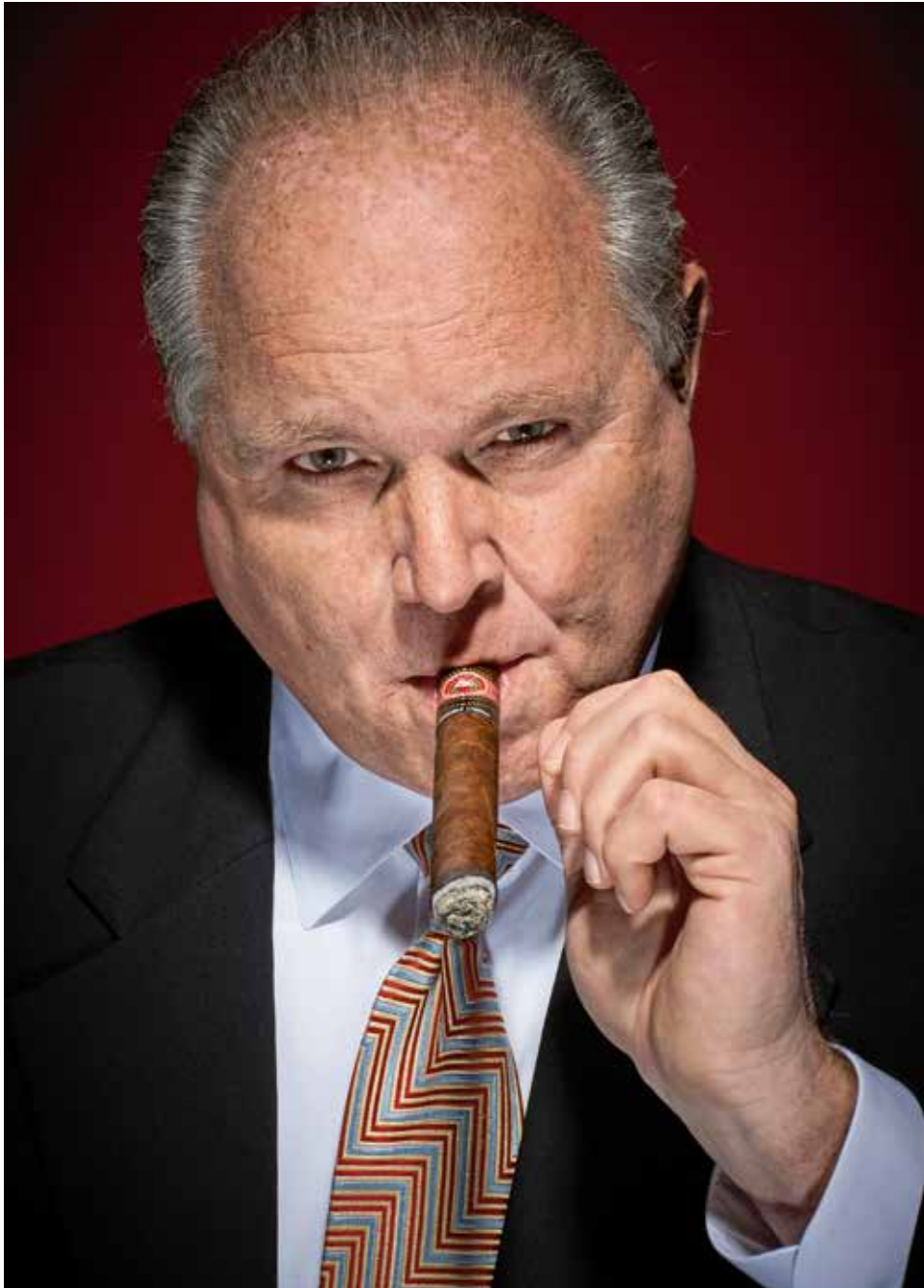
Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. Unbestritten indes ist Limbaughs Erfolg als Radiomacher und Unternehmer. Schon bald nach dem Start seiner syndizierten Radiosendung am 1. August 1988 setzte er sich an der Spitze von Hörerzahlen und Einschaltquoten fest. Noch heute erreicht seine dreistündige, wochentags ausgestrahlte Sendung

pro Woche rund fünfzehn Millionen Zuhörer auf landesweit 600 Radiosendern – gemäss Medienforschungsinstitut Nielsen ist er damit noch immer Spitzenreiter der Talker. Bereits 1993 erhielt Limbaugh einen Ehrenplatz in der National Radio Hall of Fame, neben Entertainment-Legenden wie Orson Welles, Bob Hope und Groucho Marx. 1998 fand er Eingang in die Ahnengalerie der National Association of Broadcasters. 2020 ehrte Präsident Donald Trump ihn für sein Lebenswerk mit der Freiheitsmedaille.

Seine Radiomacherei liess sich Limbaugh entsprechend vergolden: 2016 schätzte *Forbes* sein Vermögen aus Radiogeschäft, TV-Sendungen und sieben Büchern auf 500 Millionen Dollar. Im gleichen Jahr unterzeichnete Limbaugh einen Vierjahresvertrag über 400 Millionen mit Premiere Networks, den er 2020 erneuerte. 2018 war er mit rund 84,5 Millionen Jahresgehalt der am zweitbesten bezahlte Radio-Host der USA – nur Howard Stern verdiente auf dem Satellitenradio SiriusXM noch mehr.

Möglich machte den unternehmerischen Erfolg nicht nur, dass sich der 1951 in eine Politiker- und Juristenfamilie geborene Limbaugh von Kindsbeinen an bedingungslos dem Leben hinter dem Radiomikrofon verschrieb. Wesentlichen Anteil an seiner Laufbahn hatte niemand anderes als Ronald Reagan. 1987 schaffte der 40. Präsident nämlich ein Bundesgesetz namens «Fairness Doctrine» ab. Seit 1949 hatte die Doktrin von Medienunternehmen verlangt, die Berichterstattung zu umstrittenen politischen Themen ausgewogen zu gestalten. Das verpflichtete US-Medien zwar nicht, allen Ansichten die gleiche Sendezeit und das gleiche Gewicht zu geben. Aber die Mindestforderung nach gegenteiligen Standpunkten gab Politikern in Washington ein Druckmittel, um parteiische Berichterstattung nicht aus dem Ruder laufen zu lassen – was de facto jahrzehntelang den Demokraten in die Hände gespielt hatte.

Als Reagan die Fairness-Doktrin versenkte, sah Limbaugh seine Chance. Er erkannte als



Vorreiter und Haudegen: Rush Limbaugh, der Ankermann Amerikas.

Erster, dass fortan einem radikal polemischen Radioprogramm mit politischer Schlagseite nichts mehr im Weg stand. Er würde nicht mehr, wie zuvor mehrfach geschehen, für seine Provokationen gefeuert werden. Stattdessen erhob er die Grenzüberschreitung im Talk-Radio zur neuen Medien- und Kunstform. Und zum Geschäftsmodell. Der Visionär Limbaugh ebnete so den Weg für Legionen von Talk-Hosts, wie sie heute den Äther dominieren: ohne Limbaugh gäbe es keine Kabel-TV-Sender wie Fox News, MSNBC oder Newsmax, keine Polit-Partisanen wie Sean Hannity, keine Rachel Maddow, kein Alex Jones und wie sie alle heissen.

Noch gewichtigeren Einfluss übte die «Rush Limbaugh Show» auf die konservative Politik und die Republikanische Partei aus.

Während zweier Jahrzehnte war Limbaughs Radiosendung die Plattform, auf der Themen und Kampagnen angerissen und ausgefeilt wurden. Die erbitterte Spaltung der heutigen USA, der Kulturkampf zwischen linken Progressiven und rechten Konservativen, geht auch auf Limbaugh zurück. Meilensteine der Debattengeschichte – über gleichgeschlechtliche Ehe, Abtreibung oder *affirmative action* – wurden bei Limbaugh gesetzt und stramm konservativ besetzt.

Die Mitwirkung von illustren Zuhörern aus dem republikanischen Establishment war ungeheuer: Zu den Live-Anrufern gehörten etwa Vater und Sohn Bush während ihrer Amtszeiten. In den neunziger Jahren formierte sich bei Limbaugh das Who's who einer neuen Republikanischen Partei in Op-

position zur Clinton-Administration. In den 2000ern meldete sich das halbe Kabinett von George W. Bush live bei Limbaugh auf Sendung, der Präsident selber rief sechs Mal an.

Nach Colin Powell, Donald Rumsfeld und Condoleeza Rice gab sich 2012 auch Donald Trump die Ehre eines Anrufs bei Limbaugh – und läutete das wohl letzte Kapitel seiner Laufbahn ein. Derweil die Landschaft der *talking heads* in den US-Medien zur Kakophonie mutierte, mauserte sich Limbaugh zum prominenten Trump-Fan und Wahlkämpfer. Der Coup von Trumps Kandidatur, die Vergessenen und «deplorables» im konservativen *heartland* und *flyover country* anzusprechen, stand bereits in Limbaughs Drehbuch. Seit je war Limbaughs Sendung basisdemokratisches Weibeln: Jeder und jede konnte anrufen, kam zu Wort und wurde ernst genommen. Limbaughs Themen, von den Nöten einfacher Bürger bis zur Suche nach den Sündenböcken, passten perfekt zu Trumps Agenda – ein Kulturkampf, der auch an rassistische, fremden- und frauenfeindliche Positionen in der amerikanischen Gesellschaft appellierte.

Golfen mit Trump

Dass Limbaugh in jüngerer Zeit beim Golfen und Lunchen in Palm Beach oder an Wahlkampf-Rallyes Seite an Seite mit Präsident Trump gesichtet wurde, überrascht insofern kaum. Ebenso wenig, dass er ihm im Oktober vor der Wahl zwei Stunden Redezeit schenkte und ihm bis zum Ende die Stange hielt. Trump erwiderte den Gefallen und flocht Limbaugh ein Kränzchen: «Rush is the GREATEST!», twitterte er am 24. Dezember. Selbst nach der Wahlniederlage bot Limbaugh eiserne Unterstützung für Trumps aufwieglerische Lügen und Thesen von Wahlbetrug bis hin zu Gedankenspielen über Sezession, welche die USA am 6. Januar mit dem Sturm aufs Kapitol in die konstitutionelle Krise gestossen haben.

Trump steht vor der Implosion. Laut Pew Research krachte seine Zustimmungsrage auf 29 Prozent hinunter, er ist geächtet und von Facebook und Twitter verbannt. Auch über Limbaughs letztes Kapitel wird die Geschichte kein positives Urteil fällen. Immerhin wird er kaum mehr gecancel. Auch hier war der Radiorevoluzzer allen anderen ein Stück voraus: Er löschte seinen Twitter-Account gleich selbst. Nicht tilgen lässt sich indes die historische Bedeutung von Rush Limbaugh als Sprachrohr, Vorreiter und Haudegen einer politischen Bewegung, die die letzten dreissig Jahre geprägt hat wie wenig andere. Hätte man Limbaughs Fans früher ernst genommen, mit ihnen diskutiert statt sie ignoriert oder dämonisiert, stünden wir in den USA vielleicht vor einem nicht ganz so grossen Scherbenhaufen.

Comics

Hansdampf in der Comicwelt

Wolfram Knorr

Goscinny/Tabary: Valentin. Gesamtausgabe 1.
All-Verlag. 248 S., Fr. 41.50

Lucky Luke, der schneller schießt als sein Schatten, strandet an einem Präriebahnhof. Er geht sich mal kurz die Füße vertreten, lässt er den Stationsvorsteher wissen. Der warnt: «Aber gehen Sie nicht zu weit, der Zug kann jeden Tag kommen.» Grosswesir Isnogud, der mit allen Mitteln Kalif anstelle des Kalifen werden möchte, schwätzt dem gutmütigen Kalifen das Kreuzfahrtschiff von Sinkbar dem Seefahrer auf. Umpah-Pah, vom Stamm der Washa-Washa, bringt den französischen Kadetten von Täne verschnürt ins Zelt; darauf die Mutter: «Musst du denn immer alles nach Hause bringen, was du im Wald findest.»

Und so weiter. Kein Gag, kein Witz, kein Kaulauer, den er nicht in seinen zahlreichen Storys elegant einbaute: René Goscinny (1926–1977) – in Paris geboren, in Argentinien aufgewachsen, erste Erfolge in den USA und Ende der fünfziger Jahre zum Star der franko-belgischen Comicszene aufgestiegen – galt mal als Disney, mal gar als Shakespeare der Comics. Ein mächtiger Hansdampf im Bildergeschichten-Universum war er auf jeden Fall. Freilich nicht allein, er brauchte die «andere Hälfte», die Zeichner, um seine Ideen zum Leben zu erwecken.

Knalltüte mit Schlapphut

Mit Albert Uderzo schuf er den Weltbestseller «Asterix». Dass er auch noch mit anderen der bildenden Kunst, etwa Jean Tabary («Isnogud»), Maurice De Bevere, genannt Morris («Lucky Luke»), Jean-Jacques Sempé («Le Petit Nicolas»), Dino Attanasio («Signor Spaghetti») und André Franquin («Modeste et Pompon»), eine ganze Reihe von Schöpfungsgeschichten schrieb, ist weniger bekannt.

Einmal war's die Politik, die eine Figur, Isnogud, zur nationalen Persönlichkeit machte: Durch dessen verblüffende Ähnlichkeit und Machtstreben sah (nicht nur) der Franzose in Isnogud Nicolas Sarkozy. Andere Kreationen hatten, leider, nicht ein derartiges Glück. Der Pirat Pitt Pistol und der Jungreporter Luc Junior wurden nicht sehr alt; dabei hatten sie Potenzial.

Beim Comic «Umpah-Pah» war die Situation ein wenig anders: Er war die «Generalprobe» zu «Asterix». Alles wurde hier schon mal durchgespielt: Minderheiten als Helden (Gallier gegen Römer, Indianer gegen Kolonialmächte), Buffos (rabiante Ehefrauen, kuschende Ehemänner, meist Häuptlinge), Running



Wiederentdeckung der besonderen Art: «Valentin» von René Goscinny und Jean Tabary.

Gags (Medizinmänner, Piraten, Sänger), Gags mit Ellipsen, Scherze mit Schrifttypen und Goscinnys Basisspiel mit Stereotypen, die er bis ins Absurde trieb. So sitzt in «Pitt Pistol» der Piratenpapagei nicht mehr auf der Schul-

Es wurde eine Mischung aus Charlie Chaplins Tramp, Louis de Funés und einem Zirkusclown.

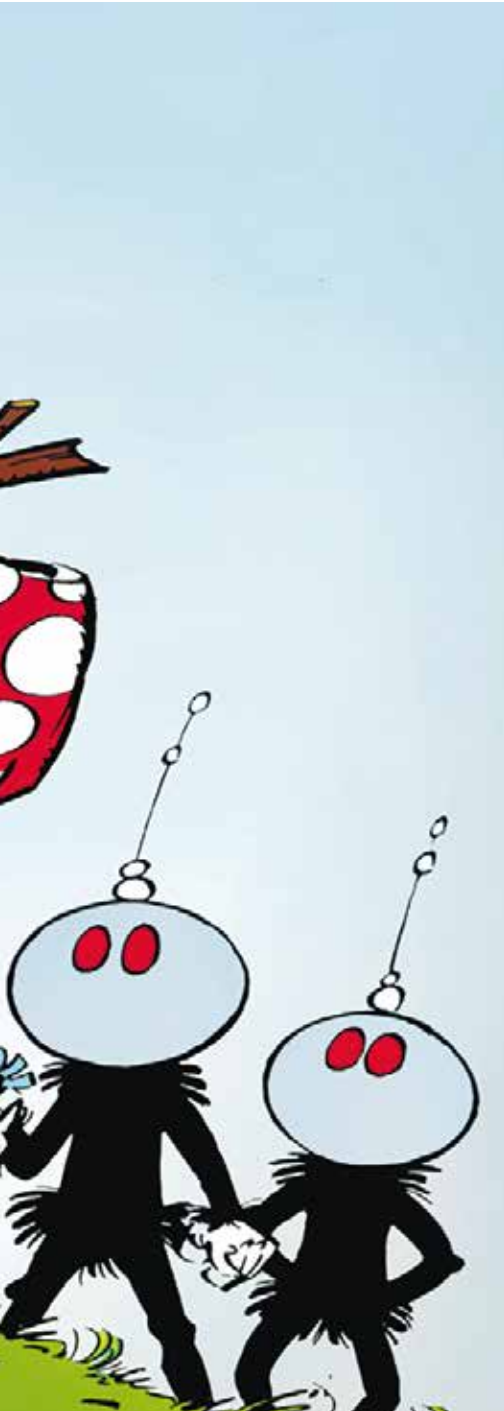
ter des Holzbeinkapitäns (den gibt's gar nicht mehr), sondern trägt gleich selber Holzbein und Käpt'n-Mütze.

«Pitt Pistol» war 1952 die erste Zusammenarbeit Goscinnys mit Uderzo. Von der «Schatz-

insel» über «Peter Pan» bis zum «Roten Korsar» wurde alles zum Jux verquirlet. Goscinny liebte Laurel und Hardy, kannte alle ihre Filme und übertrug viele ihrer Gags ins Grafische, auch in «Valentin».

Bodenlose Entourage

«Valentin» ist eine Wiederentdeckung der besonderen Art. Goscinny entwickelte ihn für Jean Tabary, dessen Abenteuer jetzt wieder aufgelegt werden. 1962 bosselte er mit ihm an «Isnogud», dem Hintertreppen-Intriganten und seiner bodenlosen Entourage, herum (heute wäre «Isnogud» wie «Umpah-Pah» ein Fall für die Political Correctness), da ging ihm zeitgleich die Idee eines parzivalischen Twens durch



den Kopf (es war die Twen-Ära mit ihrer Auszeit-Lust), der frank und frei durch die Lande ziehen will, aber laufend daran gehindert wird. «Valentin» ist die Verspottung der Figur, laut Gosciny eine Knalltüte «mit einem kleinen, mottenzerfressenen Schlapphut auf dem Kopf und einem Stock auf der Schulter».

Ein Tramp sollte er sein, reichlich operettenhaft. Und es wurde eine Mischung aus Charlie Chaplins Tramp, Louis de Funés und einem Zirkusclown: immer frohen Mutes und sich immer in die Nesseln setzend, was Gosciny ausgiebig nutzte, um sich über Frankreichs Provinzler und Flics lustig zu machen – insbesondere über die schnauzbärtigen Bistrotypen. Jacques Tati lässt ebenfalls grüssen.

Klassik

Geheiliger Bezirk

Thomas Wördehoff

Charly Hübner: Franz Schubert. Mercy Seat – Winterreise. Eine Seance zwischen Franz Schubert und Nick Cave. Resonanzraum Records.

Roland Neuwirth: Franz Schubert – Winterreise. Quinton.

Die Stille ist unerlässlich. Ohne Stille kein Liederabend. Am Anfang muss sie noch durch den Sänger erzwungen werden. Für gewöhnlich tritt ein Mann im Frack oder eine Dame in Robe neben den Flügel, konzentriert sich, und wenn das letzte Rascheln, das vorletzte Hüsteln erstorben sind, kann es losgehen. Meist ähnelt das Rezital den strengen Exerzitien. Die Erfordernisse sind nicht von Papp: Das dargebotene Liedgut sollte man tunlichst kennen, der Text sollte griffbereit sein, denn nicht alles ist zu verstehen. Dichtung ist zentral für das Kunstlied, die Musik verhält sich zu jedem Gedanken, der sich durch die Verse schlängelt. Wer diesen komplexen Linien für längere Zeit nicht folgen kann, schlummert irgendwann ein.

Versuche, das Kunstlied aus seinem Getto zu befreien, gab es immer wieder. Der deutsche Liedermacher Hannes Wader unternahm bereits in den 1970er Jahren Anstrengungen für ein Schubertprojekt, fand aber erst 1997 eine Plattenfirma, die das Vorhaben realisierte. «An dich hab ich gedacht» war eine skrupulös produzierte Interpretation verschiedener Schubertlieder – neu waren die Gitarrenbegleitung und Waders sauber intonierende Naturstimme.

Regelmässig widmet sich auch die Osttiroler Musicbanda Franui mit Erfolg dem fragilen Repertoire und übersetzt die Lieder mit Witz und Spielfreude «zurück» ins Volksmusikalische, wobei die Truppe vornehmlich das Instrumentarium des alpinen Tanzbodens nutzt: Hackbrett, Kontrabass, Akkordeon, Tuba, Klarinette, Geige, Trompete. Mitunter holt man sich auch bewährte Baritone wie Florian Boesch und Daniel Schmutzhard an Bord.

Inzwischen ist allerdings die Schar der Beherzten angewachsen, die sich trauen, das bewährte Personal aus Oper und Oratorium durch Interpretieren anderer Lager zu ersetzen. Pünktlich zum gegenwärtigen Schneetreiben sind zwei Einspielungen von Schuberts «Winterreise» erschienen, die auf Kunstgesang verzichten – ansonsten aber keinerlei Gemeinsamkeiten aufweisen. Es scheint, dass die zwei Produktionsteams den geheiligten Liederzyklus auf verschiedenen Planeten studiert und eingespielt haben. Die Ergebnisse, so viel lässt

sich sagen, mögen Geschmacksache sein – anregend für das Genre Kunstlied sind sie allemal.

Hinter dem Titel «Mercy Seat – Winterreise» erkennen Kenner neben Schubert auch ein Stück des australischen Songwriters Nick Cave – und die Spannweite zwischen frühem Biedermeier und spätem Punk macht den Reiz dieser Unternehmung aus. Der Schauspieler Charly Hübner (als «Polizeiruf 110»-Ermittler sehr populär) singt und deklamiert die Texte Wilhelm Müllers tatsächlich mit rebellischen Ton-Steine-Scherben-Gesten und kämpferischer Ernst-Busch-Diktion. Der dramaturgische Kunstgriff, den er wählt, hat es in sich: Schuberts Wanderer könnte durchaus ein getriebener Mörder sein, der seinen Wahn mal tobend ausschreit, mal mit gefährlich fahlem Timbre singend herauszischt. Unterfüttert wird Hübners Kniff durch drei düstere Songs von Cave. Die Gegensätze sind schroff: Berstende E-Gitarren treffen auf die sirrenden Psycho-Sounds des Kammerorchesters.

Es ist der Österreicher Roland Neuwirth, der in einer Notiz dem «lieben Franzl» versicherte: «Deine Musik ist mir heilig!» Das wäre nicht nötig gewesen, denn Neuwirth singt Schubert und nichts als Schubert. Auch sein Pianist Flo-

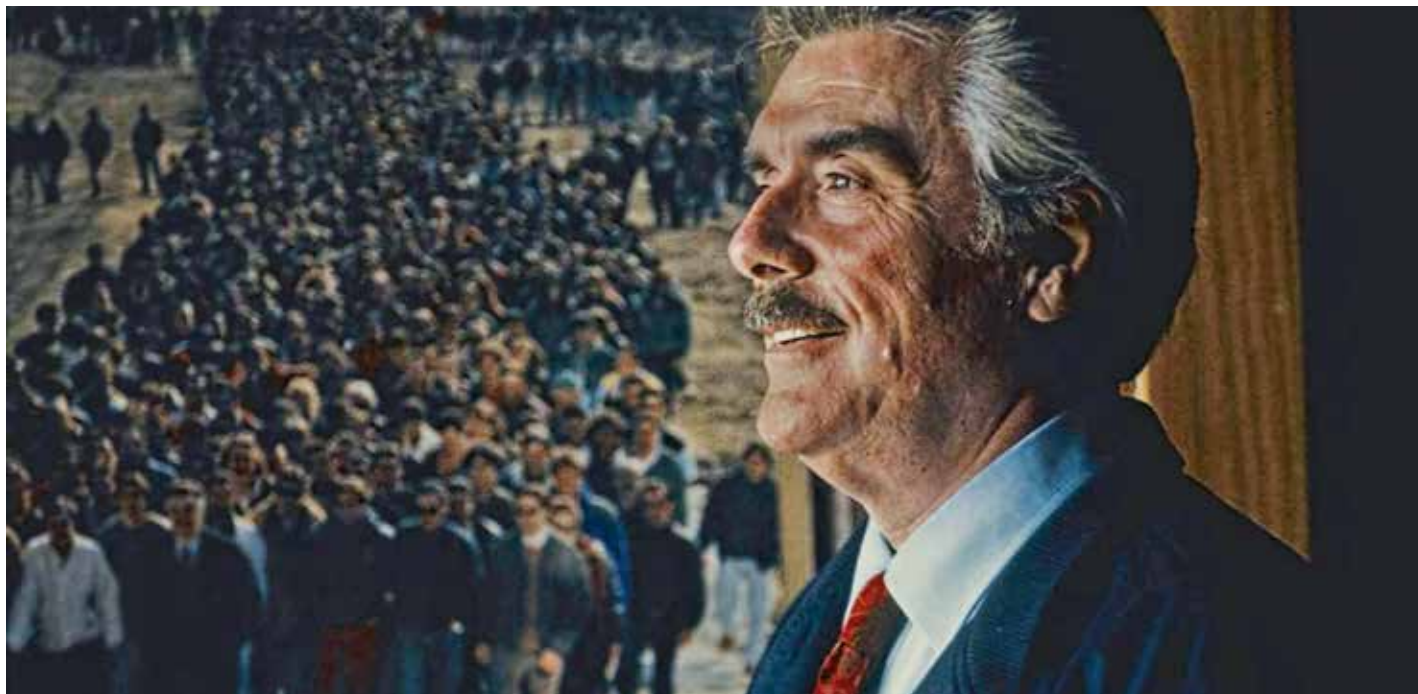
Berstende E-Gitarren treffen auf die sirrenden Psycho-Sounds des Kammerorchesters.

rian Krumpöck tut nichts anderes, er spielt seinen Part beflissen und fehlerlos. Trotzdem geht einem bei dieser Einspielung das Herz auf: Zum einen ist es die intim geführte, nikotingegebte Stimme des Siebzigjährigen, die diese «Winterreise» zu einem Erlebnis macht.

Zum ändern setzt Neuwirth, der vor knapp einem halben Jahrhundert das gelegentlich ranzig gewordene Wienerlied mit bösen Texten und einem Gefühl für Blues erneuert hat, auch bei der «Winterreise» beim Wort an: Mit sehr viel Einfühlung überführt er die Lyrik des Dessauer Gymnasiallehrers Wilhelm Müller (1794–1827) diskret ins heutige Wien und in die graue Tristesse einer Grosstadt.

Man kennt sich aus, wenn er aus «Hab' mich an jedem Stein gestossen» ein entnervtes «I hab ma fast de Haxn brochn» macht oder im «Rückblick» die schäbigen «Betonwend» beklagt. Deutlicher wird er kurz darauf. Da singt er von einem einst verwunschenen «Platzerl», wo sie ein «Plastikbankerl» hingestellt haben: Was willst du da schon von deinem Schatz träumen? Lakonie und Beiläufigkeit tun dem Schubert gut.

Neuwirth rückt Schubert ins Heute, ohne seinen Tonfall zu ändern. Jeder bleibt in seinem Jahrhundert. Aber man kann sich die beiden gut bei einer Selbstgedrehten in einem Beisl vorstellen.



Verehrt wie ein Heiliger: Idealist Muccioli.

Serien

Eine Ode an die Arbeit

Matthias Rüb

SanPa – Die Sünden des Retters (Italien/USA).
Regie: Cosima Spender. Drehbuch:
Paolo Bernardelli, Carlo Giuseppe Gabardini,
Gianluca Neri. Fünfteilige Doku-Serie. Netflix.

Der erste Artikel der italienischen Verfassung tönt sonderbar. Es ist darin nicht von Menschenwürde, Freiheit oder Grundrechten die Rede. Stattdessen steht dort: «Italien ist eine demokratische, auf die Arbeit gegründete Republik.» Die italienisch-amerikanische Doku-Serie «SanPa – Luci e tenebre di San Patrignano» über Europas grösstes Drogenentzugszentrum und dessen charismatischen Gründer Vincenzo Muccioli (1934–1995) schwingt von Anfang bis Ende auf dem Resonanzboden dieses obersten Verfassungsgrundsatzes: San Patrignano war und ist eine gelebte Ode an die Arbeit.

Gegründet hat das Zentrum 1978 Vincenzo Muccioli aus Rimini. Nach der Heirat mit 28 Jahren hatte er von den Schwiegereltern ein Stück Land mit einem kleinen Hof bei Coriano im hügeligen Hinterland von Rimini erhalten. Dort versuchte er sich als Landwirt und Hundezüchter, fungierte als Medium bei Séancen und scharte dabei eine Gruppe von Anhängern um sich. Im November 1978 empfing Muccioli in seiner Comunità di San Patrignano den ersten «Gast»: eine Heroinabhängige aus Trient, die Tochter einer befreundeten Familie.

Bald kamen immer mehr Drogenabhängige auf den Hügel von San Patrignano und ersuchten um Aufnahme. Und um Rettung. Bis heute heissen die Bewohner der Entzugseinrichtung «ospiti». In der Bezeichnung kommt Mucciolis Überzeugung zum Ausdruck, dass die meist jungen Abhängigen keine Patienten seien, sondern eben Gäste; dass sie für ihre Entzugstherapie nichts zu bezahlen hätten, sich stattdessen mittels Arbeit in die Gemeinschaft San Patrignano integrieren sollten, um hernach die Rückkehr in die Gesellschaft zu erreichen. Mucciolis Therapieidee war selbstgemacht.

Licht und Dunkel

Er war ein 1,90 Meter grosser Hüne, der die zu ihm pilgernden, verzweifelten Junkies seine «ragazzi» nannte und sie herzte und küsste, als seien sie seine eigenen Kinder. Aber er war auch ein strenger Vater: Muccioli lehnte den Einsatz von Ersatzdrogen wie Methadon strikt ab, und er liess manchen Schützling in der Phase des körperlichen Entzugs buchstäblich in Ketten legen. Nach überstandener Rosskur drückte er seine «ragazzi» dann umso heftiger an sein grosses Herz. Anschliessend konnte der lange, drei bis vier Jahre währende Prozess in San Patrignano zur Wiedererlangung von Selbstachtung und Würde beginnen, begleitet von Arbeit in der Gemeinschaft, von handwerklich-technischer Ausbildung, von einem Fernstudium. Gut 30 000 «Gäste» haben San Patrignano seit 1978 durchlaufen, 72 Prozent haben die Drogensucht dauerhaft überwunden.

Für die fünf einstündigen Folgen der Doku-Serie haben die Autoren mit zahlreichen Zeitzeugen Interviews geführt und aus Dutzenden Archiven Filmdokumente zusammengetragen.

Sie haben Schlüsselfiguren um Muccioli befragt, etwa Andrea Muccioli, der das Erbe seines Vaters nach dessen Tod für viele Jahre fortführte. Sie lassen Anhänger und Gegner, Freunde und Feinde Mucciolis zu Wort kommen. Sie zeichnen das zeitweise zu rasante Wachstum von San Patrignano nach, den Kontrollverlust innerhalb der Gemeinschaft, der gelegentlich zu Gewalt und sogar zu Todesfällen führte. Und sie zeigen ausführlich die Konflikte des in späten Jahren zu Megalomanie neigenden Muccioli mit der Justiz. Die Doku-Serie ist das eindringliche Porträt eines Mannes, der von seinen «ragazzi» und deren Angehörigen wie ein Heiliger verehrt wurde. Der die Öffentlichkeit, wohlhabende Unterstützer und auch manchen Politiker für sich einzunehmen wusste, aber auch angefeindet wurde.

Zugleich zeigt die Serie das lebendige Bild einer italienischen Gesellschaft, auf der Anfang der achtziger Jahre noch das bleischwere Erbe

Er war ein Hüne, der die zu ihm pilgernden, verzweifelten Junkies seine «ragazzi» nannte.

des politischen Terrorismus lag, während sie von einer ersten Drogenwelle überrollt wurde. Die Mafia brachte den Handel mit Heroin bald unter ihre Kontrolle. Durch Italiens Städte wankten die vollgepumpten jungen Leute wie Zombies. Wie üblich war der Staat unwillig und unfähig, das Problem in den Griff zu bekommen, Bürokratie und Justiz verfolgten aber mit Furor all jene, die es selber anpackten. Bei der Aids-Epidemie Mitte der achtziger Jahre entwickelte sich das gleiche Szenario: Der Staat versagte, San Patrignano wurde selbst heftig

erfasst und bekämpfte die grassierende Krankheit mit eigenen Mitteln. Womöglich hat auch Muccioli persönlich für diesen Kampf einen hohen, den höchsten Preis bezahlt.

Die Serie hat in Italien eine heftige Debatte ausgelöst. In San Patrignano, wo man Mucciolis Erbe fortführt, sieht man sich in viel zu dunklen Farben gezeichnet. Weggefährten Mucciolis bezichtigen die Autoren, denunziatorische Absichten verfolgt zu haben. Davon kann keine Rede sein. Die Serie stellt Licht und Dunkel einer so eindrucksvollen wie undurchschaubaren Persönlichkeit dar, die mit nichts als eigener Arbeit ihre Mission verwirklicht hat. Auf den Hügeln im Hinterland von Rimini wird sie bis heute weiterverfolgt. Finanziert durch Spenden und durch den Verkauf von Qualitätsprodukten aus eigener Herstellung.

Social Media Selbstironie und gossip Anton Beck

Steiner & Tingler. Youtube, Play SRF.

Sie sind zurück. Endlich. Und machen den zweiten Shutdown um vieles erträglicher. Nicola Steiner und Philipp Tingler, bekannt aus dem SRF-«Literaturclub», hüten ihren wahren Schatz in den verworrenen Weiten des Internets. In kurzen, zwei- bis dreiminütigen Videos streiten sie sich – seit letzter Woche mittlerweile in einer neuen Staffel – über allerlei, worüber zwei Literaturinteressierte diskutieren können: Seien es die Millennial-Romane von Sally Rooney, die Bedeutung von Dürrenmatt an seinem hundertsten Geburtstag oder die Frage, was in Büchern als «Kitsch» abzustempeln ist.

Goethe und Maschinen

Gedreht wird in Schwarzweiss. In einem dunklen Studio sitzen die beiden auf zwei Hockern nebeneinander, seit Beginn der Pandemie getrennt durch eine Plexiglasscheibe. Tingler mit seinen berühmten Pop-Art-T-Shirts, Steiner in ihrer gewohnt gelassenen Art. Der Ton ist locker, da gibt es schon mal Dialoge wie: «Was warst denn du für ein Schüler?» – «Ich war ein sehr guter Schüler, natürlich.» – «Streber, Streber!» Und wenn die beiden raten müssen, ob ein Gedicht von einem Menschen oder von einer Maschine stammt, heisst es nach einigen falschen Antworten: «Meine Güte, sind wir schlecht, wir sind schlecht. Jetzt werden wir abgesetzt.» Es sei ja auch schwer, ein Goethe- von einem KI-Gedicht zu unterscheiden, meint Tingler, Goethe und Maschine, das sei ja dasselbe.

In der biedereren Welt der Literatursendungen ist so viel Selbstironie und *gossip* nicht selbstver-

ständig; man könnte gar sagen: einzigartig im deutschsprachigen Raum. Zudem passt das Format durch seine schnellen Schnitte massgeschneidert ins Internet-Zeitalter. Dahinter steckt natürlich auch der Versuch, ein jüngeres Publikum an den «Literaturclub» heranzuführen, doch eigentlich ist das gar nicht nötig. Die kurzen Clips sind so toll, dass SRF sie am besten gleich ins Hauptprogramm pa-

*Die kurzen Clips sind so toll,
dass SRF sie am besten gleich ins
Hauptprogramm packen sollte.*

cken sollte. Aber natürlich hat der «Literaturclub» selbst auch seine Berechtigung, und es ist wichtig, dass der Staatsfunk nicht nur Sendungen wie «Glanz & Gloria» oder Skirennen ausstrahlt, sondern sich auch der Literatur als gesellschaftlicher Kraft widmet.

Viele deutschsprachige Literatursendungen, sei es das «Literarische Quartett» im deutschen Fernsehen oder «Erlesen» im ORF, tun sich unglaublich schwer damit, die Medien TV und Buch anders als durch etwas elitäre Diskussionen zu verbinden. Dabei gäbe es so viele Möglichkeiten zur Auflockerung, zum Beispiel durch kurze Einspieler, gewagtere Kameraeinstellungen oder schnellere Schnitte. Steiner und Tingler wagen das alles, und eigentlich müsste es nur eine Frage der Zeit sein, bis auch die deutschen oder österreichischen Fernsehsender dieses Potenzial erkennen und kopieren.

Doch auch das könnte schwierig sein, denn einfach zwei Literaturkritiker zusammenzuwürfeln, reicht nicht. «Mangold und Dorn» oder «Weidemann und Scheck», um einige Kritiker-namen zu mischen, würden nicht dasselbe Ergebnis liefern. Es braucht eben eine tiefe, langjährige Freundschaft, damit vor der Kamera eine solche Spontanität entsteht. Und das kann sich so schnell keine Programmdirektion ausdenken. Auch nicht in digitalen Zeiten.



Jazz Händel im Taschenformat Peter Rüedi

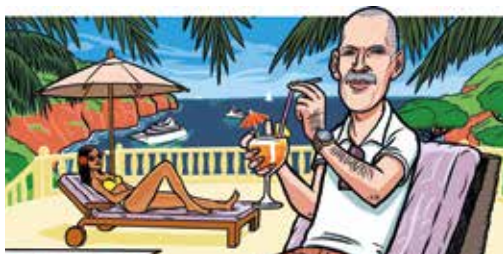
Lia Pale: Sing My Soul. 17 Arias and Songs by G. F. Händel. Arranged by Mathias Rüegg. Lotus Records LR 20059CD

Ich vergesse nie die Verblüffung meines verstorbenen Freundes Heinz F. Schaffroth, sensibler Kritiker und Fürsprecher zeitgenössischer Literatur und antiker Lyrik (Horaz!) und in fast logischer Folge davon begeisterter Liebhaber romantischen Liedguts, als er beim gemeinsamen Anhören von Fischer-Dieskaus «Winterreise» mein grosses Vergnügen bemerkte. Dass ein Jazzfan mit dem etwas am Hut haben könnte, was die Franzosen *le lied* nennen, war ihm, der kaum Miles Davis von Louis Armstrong unterscheiden konnte, ein Rätsel. Die Lektion, mit der ihm Lia Pale (geboren 1985 als Julia Pallanch) und Mathias Rüegg, einst Chef des noch immer schmerzlich vermissten Vienna Art Orchestra und immer schon ein Gratwanderer zwischen Jazz und sogenannter Klassik, hätten helfen können, hat er nicht mehr erlebt.

Die beiden stellten mit einer Trilogie (Schubert, Schumann, Brahms) sozusagen das romantische Kunstlied vom Kopf auf die Füsse, will sagen: Sie interpretierten, klug arrangiert und zusammen mit einer hochkarätigen Combo, *le lied* als «Song», als wär's ein Standard – sozusagen eine Intimität in eine andere Intimität verwandelnd. Mit dem, was in den Sechzigern einmal als «Verjazzung» en vogue war (Jacques Loussiers «Play Bach» oder Eugen Ciceros «Cicero's Chopin»), oder, historischer, mit der Musik der hinreissenden Swing-Combo von John Kirby hatte das wenig zu tun; vielmehr mit einem Perspektivenwechsel hin zu grosser, in der Gefangenschaft der klassischen Rezeption etwas angestaubter Musik. Jetzt legen die beiden zusammen mit einer neuen Band (Dominik Fuss, Trompete und Flügelhorn, Tobias Faulhammer, Gitarre, und Gregor Aufmesser, Bass) mit einem Zeit- und Quantensprung nach, mit siebzehn Arien und Liedern von Georg Friedrich Händel.

Es ist ein riskanteres Unternehmen, eben weil es nicht der Transport von einer Intimität in eine andere ist. Händels barocke Geste ist für die Opernbühne gedacht, für virtuosens Glanz auch in den Liedern (gelegentlich den der Stars der Epoche, der Kastraten). Da ist die Fallhöhe zur feinen, eher schmalen, subtil vibrierenden Stimme von Pale selbstredend grösser als bei den romantischen Innigkeiten. Faszinierend ist der Versuch dennoch, ja gerade deshalb. *What's next?* Vielleicht nicht gerade ein Versuch über Monteverdi oder gar die Gregorianik?

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Personal

MvH

Mark van Huisseling

Aus San Francisco erreicht mich die Nachricht eines jungen Unternehmens, dessen Geschäftsmodell die Zukunft der Medien betrifft, beeinflusst oder bestimmt (je nachdem, wie offen man ist, dem jeweils neusten Trend Glauben zu schenken). Die Softwarefirma heisst Substack und «weist Merkmale auf, die an eine Nachrichtenredaktion erinnern – im Grunde handelt es sich dabei aber um eine Plattform für Newsletter von Influencern, Experten, Persönlichkeiten und politischen Querdenkern», stand im *New Yorker*.

Ihr Kolumnist, immer interessiert an der Zukunft im Allgemeinen sowie der Medien im Besonderen, ist deshalb seit neustem einer der Autoren, die ihre Werke mittels dieser Plattform weiterverbreiten. Falls alles *according to business plan* läuft, finden dort «Tausende von Schreibern» (*New Yorker*) viele, viele neue Leserinnen und Leser. Vielleicht sogar solche, die bereit sind, für Texte zu zahlen (angeblich bereits 250 000 Nutzer, die zum Beispiel monatlich fünf Dollar überweisen oder fünfzig Dollar im Jahr). Die Substack-Betreiber behalten davon 10 Prozent; «Solange du kein Geld verdienst, verdienen wir auch nichts», geht der Slogan.

Die Darreichungsform des Newsletters ist keine neue für MvH, Abonnenten wissen das. Geld hat er damit noch keines verdient, nebenbei erwähnt, seinen Content gibt's umsonst, für den Versand entrichtete er die längste Zeit Gebühren. Ein Dummengeschäft, bei dem ich der Dumme bin? Nicht so in meinen Augen: Ich erreiche ein zusätzliches Publikum, und dazu lerne ich einiges über sowie von meinen Nutzerinnen und Nutzern. Weniger so, wie Sie jetzt

vielleicht meinen – ich bin der andere Mark, nicht Zuckerberg, meine MvH Industries ist ein Kleinbetrieb, kein Facebook. Und also verticke ich keine User-Daten an politische Bewegungen oder Firmenchefs. Für mich sind Einsichten und Rückmeldungen, die man als Autor von elektronisch versendeten Newslettern zahlreicher erhält, eine Art Austausch am Kaffeeautomaten oder auf dem Betriebsfest, die es beide in meinem Unternehmen nicht gibt; manchmal verschaffen sie auch Erkenntnisgewinn.

Eine Zeitlang schrieb ich über Berühmtheiten; solche Artikel werden mehrheitlich von Frauen gelesen beziehungsweise kommentiert. Wohingegen meine aktuellen Texte, in denen es zur Hauptsache um Orte, Dinge, Erzeugnisse et cetera geht, die ich mag, vornehmlich Männer beachten. Überraschender als die Feststellung «Frauen mögen Stars, Männer interessieren sich für Männer» ist möglicherweise, dass recherchierte Beiträge deutlich weniger Widerhall erzeugen als subjektive, persönliche Betrachtungen, in meinem Fall auf jeden Fall. Die Kolumne, in der ich beschrieb, wie ich Motorrad fahren lerne, lasen dreimal so viele Abonnenten zu Ende wie meinen gleich langen Bericht über die Entwicklung des Kunstmarkts während der Pandemie («Scrolltiefe» heisst das). Was zeigt, anekdotisch zumindest, dass die oft geäußerte Behauptung, man interessiere sich für Fakten, nicht für Meinungen, manchmal nicht mehr ist als eine Behauptung.

Ein Dummengeschäft, bei dem ich der Dumme bin? Nicht so in meinen Augen.

Die wichtigste Leserbotschaft aber nimmt man als Schreiber nur ungern zur Kenntnis: nämlich dass es nicht tiefschürfende Analysen oder schöne Sätze sind, mit denen der Autor sein Publikum fesselt. Sondern Begriffe, Begebenheiten und Ähnliches, die für Leserinnen und Leser aufgeladen sind, die ihr oder ihm etwas bedeuten («Schlüsselreize»). «Mir verhilft der Kafi in meinem Stammlokal in einem Bündner Bergdorf zur Verbindung mit einer Schweiz, die nicht meinem städtischen Leben gleicht», schrieb ein Leser auf meine (häufigen) Nennungen von Cafés, in denen mir der Espresso nicht schmeckt; auf mein

Qualitätsurteil ging bisher keiner ein. Und mein Nachruf auf den konkursiten Herrenausstatter Brooks Brothers führte zu einem Paket in der physischen Post, darin befand sich eine *note*, in der der Absender festhielt, er habe oft bei der amerikanischen Kette eingekauft, sowie ein – Brooks-Brothers-Holzkleiderbügel, den er nicht mehr brauche (dass ich darüber referiert hatte, was der Niedergang klassischer Männerkleidung gesellschaftlich bedeute, löste nichts aus).

«Lektionen in Demut» kann man dem sagen. Mal sehen, ob meine Substack-Präsenz auch solche erteilt.



UNTEN DURCH

Hochbegabt

Linus Reichlin

Kürzlich sagte eine Bekannte zu mir, ihre zehnjährige Tochter sei hochbegabt und gehe in die Hochbegabtenförderschule. Dort sei sie aber unterfordert. Als ich zehn Jahre alt war, war ich auch unterfordert, und zwar im Religionsunterricht. Aber meinen Eltern wäre es nie in den Sinn gekommen, mich in eine Hochbegabten-Religionsförderschule zu schicken.

Es gab damals noch nicht einmal das Wort «hochbegabt». Die Kinder waren entweder «dumm» oder «militärdiensttauglich», was gleichbedeutend war mit «intelligent». Einem Hochbegabten stand also im Wesentlichen eine Karriere als Artillerieoffizier oder eben als Priester offen. Hier hatte ich gute Karten. Mein Religionslehrer Pfarrer Schmid schrieb in mein Zeugnis hinter die Note 6 mit Stern: «Kann Aramäisch!! Hat den Gottesbeweis von René Descartes widerlegt!!» Schmid verfiel später wegen meiner überzeugenden Widerlegung des Gottesbeweises dem Alkohol und musste aus dem Feuerwehrteich gezogen wer-

den. Doch mein Genie beeindruckte meine Eltern nicht. Es gab damals einfach noch keine Hochbegabtenrezeptoren in den Gehirnen von Eltern, so dass meine Mutter einzig daran interessiert war, dass ich a) mein Zimmer aufräumte und b) nicht mehr versuchte, aus der Hirnanhangsdrüse meines Goldhamsters das Hormon Adiuretin zu extrahieren. Würde die Tochter meiner Bekannten mit einer Rasierklinge und einer Stricknadel wie ich damals hochkomplexe neurochirurgische Eingriffe an ihren Haustieren durchführen, würde das Foto, auf dem sie das Hamstergehirn auf ihrer Handfläche präsentiert, auf der Titelseite der Zeitschrift *Emma* veröffentlicht, Überschrift: «Unsere Töchter erobern die Männerdomäne der Goldhamsterzucht».

Ich hingegen musste meiner Mutter von meinem Taschengeld die Stricknadel ersetzen, und mein Vater schickte mich zur Strafe in den Sommerferien auf die Gonzernalp zu seinem unterbelichteten Bruder Paul, damit ich melken lernte. Nach zwei Tagen auf der Gonzernalp schrieb ich abends im Heustall eine wissenschaftliche Abhandlung mit dem Titel «Swiss milking stools as indicators of prosperity in rural areas». Darin wies ich nach, dass die Anzahl der Beine eines Melkstuhls Rückschlüsse auf die ökonomische Situation eines Bauern zulässt: Wer viele Kühe besitzt, benutzt einbeinige Melkstühle, weil man damit schneller von Kuh zu Kuh wechseln kann. Vierbeinige Melkstühle weisen auf einen behäbigen, wirtschaftlich unbegabten Bauern hin, der folglich nur wenige Kühe besitzt.

Ich schickte die Abhandlung an das britische Wissenschaftsmagazin *Nature* und erhielt von der Redaktion einen Antwortbrief, in dem die Frage «Are you are girl?» stand. Mein Gott, ich war erst zehn, so klug, aber auch so naiv! Ich schrieb zurück: «No! I don't like girls! They're silly! Most of them can't even count their breasts!» Daraufhin hörte ich nie wieder etwas von *Nature*. Die Redaktoren dieses angesehenen Magazins waren ihrer Zeit natürlich weit voraus. Hätte ich mit «Yes, I am a little girl but highly gifted!» geantwortet, hätten sie meine Abhandlung auf der zweiten Seite in Majuskelschrift abgedruckt, als Beweis für die damals aufkeimende Überzeugung von der Überlegenheit der weiblichen Rasse. «Das ist doch Quatsch», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm davon erzählte, «dein Problem ist

nicht, dass dir eine Vagina fehlt. Sondern dass dem Rest der Menschheit die Überzeugung fehlt, dass du hochbegabt bist.» – «Ich behaupte ja nicht», sagte ich, «dass ich es immer noch bin. Aber damals war ich es, und wenn ich heute noch mal Kind und ein Mädchen wäre, wäre meine Abhandlung über die Melkstühle an den Landwirtschaftsschulen Pflichtlektüre!» – «Wäre, wäre, Gartenschere», sagte Bruno, der meiner Meinung nach einen IQ von 2 hat, einen Intelligenzpunkt für jeden Testikel, den er besitzt.



FAST VERLIEBT Fremdverliebt mit Ring am Finger

Claudia Schumacher

«Sei nicht böse», schrieb mir im November eine alte Schulfreundin auf Whatsapp, die ich telefonisch mehrfach zu erreichen versucht hatte. Sie mache eine «unschöne Zeit» durch. Ihre Ehe krisele schon länger, und «jetzt haben wir uns endgültig getrennt». Nachdem das raus war, telefonierten wir bald. Und standen vor drei grossen Fragen: Wie geht man damit um, wenn man betrogen wird? Was tun, wenn der andere sich fremdverliebt? Und wie soll man damit klarkommen, wenn beides zusammenfällt?

Bei der Frage, ob man verzeihen sollte, wenn der Partner unerlaubt mit einer anderen schläft, denke ich grundsätzlich: Ja, das sollte man hinbekommen – theoretisch. Wenn es nur um Sex ging. Wenn es einmalig war. Wenn der Fehler ehrlich kommuniziert wurde. Aber auf wie viele Fälle von Untreue trifft das zu? Ein Mann rutscht auf einer Party unter starkem Alkoholeinfluss versehentlich in eine andere hinein und steht am nächsten Morgen reumütig und tränengewandt bei seiner Freundin auf der Matte: Diese Vorstellung ist eine Art

Disney-Version von Fremdgehen. Die Realität ist leider meistens schmutziger.

Bei meiner Freundin sieht es so aus: Es ging nicht nur um Sex. Es war vermutlich keine einmalige Angelegenheit. Der Fehler wurde nicht ehrlich kommuniziert. Beziehungsweise: Da ihr Mann derart rumdruckste, wirt daherredete und sich in Widersprüche verwickelte, wissen wir bis heute nicht genau, was eigentlich passiert ist. Sie erwischte ihn bei einem sehr emotionalen Gespräch mit einer Arbeitskollegin und schnappte dabei auch Sätze auf wie «Ich vermisse dich auch so sehr» und mehrere Küsse in den Hörer.

Schliesslich redeten wir über die Ehe meiner Freundin. Wie es war, bevor die andere ins Spiel kam. Mir schien, dass ihr Mann aus einem gängigen Grund Mist gebaut hatte: aus Eskapismus – denn er war unglücklich gewesen. Vielleicht kann man einen Seitensprung verzeihen, aber es schmerzt ungleich mehr, sich vor Augen zu führen, was in der eigenen Beziehung im Argen liegt – und dann auch noch auf diese Weise davon zu erfahren.

«Als wir heirateten, wollte ich keine Kinder», erzählte meine traurige Freundin. Aber jetzt, wo sie beide finanziell abgesichert sind und ein Haus gebaut haben, wollte sie plötzlich doch welche. Die Prämisse ihrer Ehe hatte sich also geändert. «Er war total überfordert», sagte sie. So einfach sind die Dinge oft – und so wahnsinnig schwer.

Mittlerweile sind die zwei wieder in engem Gespräch. Um die andere Frau geht es nicht mehr – und es ging wohl auch nie um sie. Meine Freundin hat ihrem Noch-Mann gesagt, sie nehme ihn nur zurück, wenn er Kinder wolle. «Komischerweise wirkt er jetzt, wo er die Wahl hat, viel gelassener», erzählte meine Freundin neulich am Telefon. Sie klang heiter: «Er sagt, er kann sich das eigentlich ganz gut vorstellen, mit mir Kinder zu kriegen.»



«Du wolltest ja unbedingt in dieser teuren Gegend bauen.»

Als das Leben noch einen Motor hatte

Wir waren ein kleines, loses Rennteam, sechs Leute, drei Autos, jeweils Fahrer und Beifahrer in der Amateur-Klasse.



«Rennen ist Leben, alles andere ist Warten darauf»: Draufgänger McQueen, 1966.

Je mehr sich das Leben verlangsamt, desto grösser wird gerade mein Verlangen nach Geschwindigkeit. Vielleicht ist es das letzte Aufbäumen vor der grossen Apathie, dieser dunklen Energie, die mich hastlos wie ein Lavaström jeden Tag ein wenig mehr in mir drin versinken und ausbrennen lässt. Ich weiss es nicht. Ich dachte, ich sei diesen Gefühlswelten davongefahren für immer, und die Zündkerzen des Satzes von Steve McQueen, «Rennen ist Leben, alles andere ist Warten darauf», seien erloschen.

Existenzielle Leitplanken

Wir waren damals, als der Satz meinen inneren Motor immer wieder zündend explodieren liess, ein kleines, loses Rennteam, sechs Leute, drei Autos, jeweils Fahrer und Beifahrer in der Amateur-Klasse. «Oris Classic Rallye Team» nannten wir uns, und wir trafen uns zweimal im Jahr, im Frühling auf Mallorca zur dortigen Rallye und im Frühsommer in Italien zur Modena Cento Ore. Was uns verband, waren weniger die gemeinsamen Jacken und dieselben Aufkleber auf den Autos, zwei Porsches der Jahrgänge 1973 und einem 928 S aus den frühen 1980ern. Was uns verband, waren die gemeinsamen Strassen, all die Geraden und Kurven, all die Prüfungen auf den Tagesetappen. Und dieses Gefühl, das ist wie bei Reisen im Universum; die Verlangsamung der Zeit beim Aufnehmen von Geschwindigkeit.

Das Beschleunigen am Start war wie das Durchbrechen einer Schallmauer, hinter der das Leben auf zwei Beinen lag, und vor einem lag ein Tanz mit der Gravitation und der Zentrifugalkraft. Lag ein Sein, das sich selbst davonfuhr, um bei sich anzukommen. Dieses Gefühl liess uns während der Renntage zu einer Art Brüder im Geiste werden, und dann war es so, dass Rennen Leben war und der Rest ein Warten, das wir mit Gesprächen über die Philosophie der Geschwindigkeit, die Kunst, ein Fahrzeug zu beherrschen, und anderem Wichtigem und Unwichtigem und viel Rotwein überbrückten. Manchmal schien es, als ob diese Rallye-Tage die zugleich einfachste und komplizierteste Form einer Existenz wären.

Wie in diesen Tagen gerade jetzt, fuhr der Tod im Frühling Mallorcas stets mit. Es gab jeden Tag Unfälle, die meisten verliefen glimpflich, wie man so sagt; kleinere Brüche, Gehirnerschütterungen, Prellungen, und einmal fuhr ein Engländer in die Mauer von Peter Maffays Anwesen auf der Insel. Rennfahren lebt von diesem Herumkurven an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod, wenn man es pathetisch ausdrücken will. Es klingt wie ein Paradoxon; erst die Möglichkeit der eigenen Auslöschung lässt einen ein Leben erfahren, das die gängigen existenziellen Leitplanken durchbricht und für die Dauer von ein paar Kurven zu etwas wird, das eine Art Unendlichkeit in sich birgt, die sich nach ihrem Ende noch eine Zeitlang mit

der Endlichkeit vermengt und dem Motor des Daseins Benzin ist.

Das eindrücklichste Requiem

Wir hatten stets Glück, oder wir fuhren einfach zu langsam, um an das Limit dieser Grenzbereiche zu gelangen. 2015 starb ein Team in Mallorca, *local heroes*, jung beide, wir nannten sie die Latin Lovers wegen ihrer gegelten Haare, sie fuhren einen Renault 5 Super Turbo. Es war die zweitletzte Etappe. Es gab dort eine Gerade, die leicht anstieg und dann leicht abfiel, und wenn das Tempo hoch genug war, flog man ein Stück. Die beiden Spanier hoben ab, waren aber leicht schräg. Als sie den Kontakt zum Boden wieder hatten, brach ihr Auto aus, traf einen Baum und ging in Flammen auf, aber das erfuhren wir erst ein paar Stunden später.

Wir fuhren langsam zur Finca, in der es Mittagessen gab, die Nachricht vom Tod und vom Abbruch der Rallye. Um 14 Uhr liefen alle zu ihren Autos, starteten sie und liessen die Motoren heulen. Es war das eindrücklichste Requiem, das ich je gehört hatte.

Ich kann nicht genau beschreiben, wie ich mich fühlte damals, aber ich glaube, so ähnlich, wie ich mich dieser Tage fühle. Wahrscheinlich habe ich deshalb auch diese Zeilen geschrieben, obwohl ich im Grunde zu einem anderen Satz etwas sagen wollte. Der Satz lautet: «One life. Live it.» Und wie schwer das gerade geworden ist in diesem Winter. Oder schon immer war.

Durchsanierte Zürcher

Seit zwanzig Jahren arbeitet Corinne Imthurn, 59, als Dentalhygienikerin. Schlechte Zähne gibt es kaum mehr.

Ich untersuche jeden Tag den Zahnapparat auf Karies und bakterielle Entzündungen. In vielen Fällen muss ich nur über dem Zahnfleisch reinigen, manchmal auch darunter. Ich instruiere Patienten, wie Mundhygiene richtig geht. So werden Bakterien vom Körper ferngehalten. Das hilft der Gesundheit insgesamt.

Aufgewachsen bin ich im Zürcher Säuliamt. Als Kind träumte ich davon, Prinzessin zu werden – wie alle Mädchen. Später war Lehrerin mein Berufswunsch, dann Säuglingsschwester. Dann begann ich jedoch die Handelsschule, aber Zahlenbiegen war gar nicht mein Ding. Daher absolvierte ich im Stadtsptial Triemli die Ausbildung zur Röntgenassistentin. Ich «sah» in Menschen hinein – technisch und seelisch – und hatte wie kaum jemand sonst mit derart vielen traurigen Diagnosen und Schicksalen zu tun.

Mittagessen in Paris

Diese Dürsterheit wurde mir zu viel, als mein Vater an einem Herzinfarkt starb. Ich war 22, ein Einzelkind und er mein Boden. Nach der Trennung meiner Eltern war ich bei ihm aufgewachsen. Ich wollte weg, irgendwohin, wo die Leute nicht über Kranksein und Tod sprechen. Ich wollte fliegen, also ging ich zur Swissair. Es war die Flucht in eine Traumzeit: Die Business-Class wurde eingeführt, und das Verwöhnen der Passagiere stand an erster Stelle. Doof war, dass ich reisekrank wurde. Nach zwei Jahren blieb ich, damals 24, am Boden und arbeitete am Flughafen weiter. Schön war, dass ich die Vorteile fast gratis weinternutzen konnte. Mal für ein Mittagessen nach Paris oder für ein Wochenende nach New York, das könnte ich heute gar nicht mehr sagen. Damals war es aber so.

Mit 29 kramte ich meinen alten Plan wieder hervor: mich zur Dentalhygienikerin (DH) ausbilden zu lassen. Mich reizte das selbständige Arbeiten, was ich als Röntgenassistentin nicht konnte. Als DH schiebe ich Patienten nur weiter, wenn es für den Zahnarzt auch wirklich etwas zu tun gibt. Ich bin das Wartezimmer, ausser der Patient hat akute Schmerzen. Etwa die Hälfte schicke ich weiter, mein Zahnarzt vertraut mir. Wir haben ein sehr gutes Verhältnis. Ich erlebte auch solche, die DH nicht respektieren. Schlimmer haben es nur die Dentalassistentinnen, die nicht selten als Fussabtreter hinhalten müssen. Die Ausbildung dauerte zwei Jahre. Danach arbeitete ich in Zürich, bis ich in Affoltern am

Albis landete. Dort bin ich seit fünfzehn Jahren. Heute sind es nicht mehr viele, die schlechte Zähne haben. Die Zürcher sind durchsaniert, das heisst, wir sind auf gutem Stand, was die Mundhygiene anbelangt. Viele Behandlungen dauern daher so 30 bis 45 Minuten, eine Stunde in schwierigen Fällen. Das sind meist ältere Menschen, die motorische Probleme oder Sehschwierigkeiten haben. Am besten kümmern sich Junge um ihre Zähne, speziell Mädchen, denn Zähne sind schliesslich ein Schönheits-



«Auf gutem Stand»: Corinne Imthurn.

attribut. Stellungskorrekturen sind ihnen sehr wichtig. Buben sind da toleranter, so lange der Apparat funktioniert, wird der Aufwand dafür als Zeitverschwendung angesehen.

Ein Frauenberuf

Dass mein Beruf hauptsächlich Frauen praktizieren, hat zwei Gründe: Man kann gut mit reduziertem Pensum arbeiten, das heisst, eine Kombination von Beruf und Familie ist möglich, und die Aufstiegsmöglichkeiten sind eher beschränkt. Junge Männer entscheiden sich oft fürs Zahnmedizinstudium.

Eine eigene Praxis war nie mein Traum. Da, wo ich bin, bin ich zufrieden und glücklich.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Blitzkasten

Patentbeamter: Dieser Apparat sieht sehr interessant aus. Was ist das?

Erfinder: Das ist so eine Art Geistesblitzkasten.

Patentbeamter: Und was kann der?

Erfinder: Im Grunde genommen ist es ein simpler Lügendetektor.

Patentbeamter: Aha. Und wie schliesst man da eine Testperson an? Wo sind die Kabel und Sensoren?

Erfinder: Man braucht niemanden anzuschliessen. Diese Kamera hier erfasst sofort Ihre biometrischen Daten und stellt Ihre Identität einwandfrei fest. Dann durchforstet eine Software das Netz nach Ihren Lügen.

Patentbeamter: Aber wie will die Software wissen, dass ich irgendwann irgendwo gelogen habe?

Erfinder: Die Software sucht nach sich diametral widersprechenden Aussagen von Ihnen, mit denen Sie sich selber als Lügner entlarven.

Patentbeamter: Das ist ja fantastisch! Und was passiert, wenn die Software solche Lügen aufdeckt?

Erfinder: Dann werden Sie geblitzt und erhalten eine Busse.

Patentbeamter: Und wie hoch ist die Busse?

Erfinder: Das hängt von der Häufigkeit und dem Ausmass Ihrer Lügen ab.

Patentbeamter: Und wo könnte man einen solchen Apparat einsetzen?

Erfinder: Im Bundeshaus zum Beispiel.

Patentbeamter: Ich glaube nicht, dass Sie mit dieser Erfindung Erfolg haben werden.

Erfinder: Wieso nicht?

Patentbeamter: Der politische Widerstand gegen einen Praxistest wird zu gross sein.

Erfinder: Ich scheue mich nicht vor einer Volksabstimmung.

Patentbeamter: Das Volk ist nicht das Problem.

Andreas Thiel

Kaviar, Nordseekrabben, Steinbutt

The Dolder Grand

Amuse-Bouche-Menü «to go»; auf Vorbestellung freitags und samstags zum Abholen.

Kurhausstrasse 65, 8032 Zürich
www.thedoldergrand.com

Zwei Möglichkeiten bleiben dem Genussmenschen derzeit, um das Niveau seiner Mahlzeiten stark anzuheben. Natürlich koche ich auch selber, letzte Woche gab es Kalbstafelspitz mit Gemüse und Kartoffel-Trüffel-Mayonnaise, selbstgemachtes Sauerteigbrot oder kinderfreundliche Buttermilch-Chicken-Nuggets. Aber es gibt einen Grad von Küchen-Raffinement, der sich im Home-Office nur schwer aus eigenem Antrieb erreichen lässt.

Man kann also entweder in ein Hotel mit gutem Restaurant einchecken, oder man findet einen Betrieb, der Essen zum Mitnehmen



anbietet, das den Familientisch in ganz neuem Glanz erstrahlen lässt. Im «The Dolder Grand» bietet zum Beispiel 19-Punkte-Koch Heiko Nieder sein bekanntes Amuse-Bouche-Menü «to go» an.

Für 89 Franken pro Person erhält man ein umfangreiches Paket an vorgekochten und vorderichteteten kalten und warmen kleinen Gerichten, die sich zu Hause mit wenig Aufwand – ein Topf mit heissem Wasser genügt – selbst vollenden lassen. Der Kaviar-Kaviar wird in

einer Dose mit Räucherstör-Mousse, Sauerklee und Banane ästhetisch präsentiert, zum gebeizten Saibling gilt es nur noch ein feinsäuerliches Dressing mit Sauerkrautsaft anzugiessen.

Die Pastinakensuppe mit kleinen Nordseekrabben, die Hummerravioli im jodigen Krustentierschaum oder der Steinbutt an einer balanciert scharfen Sauce mit Curry, Kokosnuss und Mango sind alles Gerichte, für die man in gelasseneren Zeiten gerne ins Restaurant geht.

Heiko Nieder schafft es aber scheinbar mühelos, seine an dieser Stelle auch schon besungenen, feinkomponierten Teller selbst in einer wenig glamourösen, biologisch abbaubaren Schale so wirken zu lassen, als wäre das kein kulinarisches Notfallprogramm, sondern eine sinnliche Selbstverständlichkeit.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

WEIN/PETER RÜEDI

Das neue Griechenland

Apostolos Thimopoulos Naoussa alta 2017
12,5 %, Fr. 19.–
www.rebwein.ch

«Griechischer Wein»: Einmal abgesehen von Udo Jürgens' Heuler aus den Siebziger, in dem das «Blut der Erde» die Sehnsucht heimwehkranker Gastarbeiter anfacht, waren das vor relativ kurzer Zeit noch Weine mit dem Ferieneffekt; von unbeschwerten Tagen verklärt, bereiteten sie, so mitgenommen, zu Hause regelmässig Enttäuschung oder gar Entsetzen.

Mir ging es schon so mit einem leichten Weissen aus dem apulischen Locorotondo, der dort seinen eigenen beschwingten Charme hatte, zurück in der Schweiz aber nur noch dünn und belanglos schmeckte. Am Sommer lag's nicht. Wer hätte nicht schon mal die wunderbare Verwandlung des Veltliners erfahren, der abends in der Skihütte durchaus Vergnügen bereitete und daheim im Unterland nur noch kantig und säuerlich über den Gaumen rollte. Ähnlich erging es ganzen Generationen von Griechenlandfahrern, mit dem



Unterschied, dass die weingewohnten unter ihnen schon vor Ort unter anderem den geharzten Retsina nur mit verkniffenen Lippen trinken mochten.

Welche Wende hat der griechische Weinbau seitdem vollzogen, durch die Initiative einer neuen Generation von *outré-mer*, in Frankreich, den USA oder Australien, ausgebildeten Winzern!

Inzwischen gibt es eine ganze Reihe von guten bis sehr guten griechischen Weinen. Zu einem guten Teil stammen sie aus nördlichen Provinzen wie Makedonien, wo weniger extreme klimatische Bedingungen hauptsächlich in höheren Lagen Weine mit grösserer Spannung ermöglichen. Naoussa in Nordmakedonien ist von ihnen vielleicht die bekannteste. Apostolos Thimopoulos, geboren

1974, gehört zu dieser Gruppe von Pionieren, denen der griechische Weinbau seinen Quantensprung verdankt. Sein Keller liegt in Trilofa am Berg Vermio, seine Traube ist die autochthone rote Xinomavro, die, gelegentlich mit Pinot oder Nebbiolo verglichen, in Wahrheit sehr eigenständige Rote zeitigt, vor allem wenn sie in höheren Lagen wie um das Dorf Fitia auf 400 bis 600 m ü. M. wächst.

Von frischen Winden einerseits vom Vermio, andererseits vom Meer in heissen Monaten besänftigt, ist Apostolos' Naoussa alta das pure Gegenteil von dem, was wir uns bis unlängst unter einem griechischen Wein vorstellten: mit Zwetschgen, Kirschen, etwas Fenchel, reifen, auch getrockneten Tomaten ist er mit seinen schlanken Tanninen und seinem gezügelten Alkohol keine Wucht, sondern ein Wein mit Finesse, Eleganz und Coolness. Vif und süffig, dabei durchaus auf eine mittlere Lebensdauer hin angelegt.

Nicht das «Blut der Erde» oder sonst eine metaphorische Unappetitlichkeit. Allenfalls deren subtiles, blumiges, belebendes Parfüm.

Unbeirrbar

Am Steuer eines Ford Kuga sind schneebedeckte Strassen zwar herausfordernd, aber mühelos zu bewältigen.



Als ich kürzlich auf der A3 Richtung Chur unterwegs war, erinnerte ich mich an Zeitungsberichte, in denen Experten den Schnee als eine Art Phänomen der Vergangenheit beschrieben, als buchstäblich Schnee von gestern. Vielleicht war es die Ausnahme zur Bestätigung der Regel, aber gerade in diesem Moment fiel innert Minuten so viel Schnee, dass die Autobahn umgehend zum Winterwunderland umgestaltet wurde und ich dem Spektakel mit einer gewissen Demut, aber gleichzeitig gelassen zuschaute.

Vom Cockpit meines Ford Kuga aus nämlich waren die Strassenverhältnisse zwar herausfordernd, aber mühelos zu bewältigen. Der Kuga ist ein sehr feines, mittelgrosses SUV, das im Vergleich zu Konkurrenten wie einem BMW X3 oder einem Audi Q5 sehr viel Annehmlichkeiten zu einem ebenso angenehmen Preis bietet. Exakt 48 800 Franken kostet das Modell mit einem kernigen und relativ sparsamen 190-PS-Dieselmotor in der Top-Ausstattung Vignale. Bei BMW oder Audi kostet die gleiche Leistungsstufe mindestens 10 000 Franken mehr, dies nur so als wenig detaillierte Orientierungsangabe.

Der Komfort beginnt im Kuga mit guten, selbstverständlich beheizbaren Sitzen, es gehören technische Feinessen wie Spur- und Abstandsassistent dazu oder scheinbare Luxusgüter wie ein Audiosystem des dänischen Herstellers Bang & Olufsen. Als wegen der Witterungsverhältnisse – und weil nicht alle auf der A3 mit einem Kuga unterwegs waren

– ziemlich viel Tempo aus dem Verkehr genommen wurde, wusste ich mich immerhin in bester Qualität zu unterhalten. An dieser Stelle empfehle ich dafür den Podcast «Indubio» der «Achse des Guten», in dem immer wieder interessante Gesprächspartner zu Wort kommen, die den Horizont der Gedanken erkenntnisreich erweitern, wie ich finde.

Auf stark schneebedeckten Strassen sind gute Audiosysteme zwar natürlich nicht matchentscheidend, wie man so schön sagt, aber sie machen das Leben dennoch besser. Darüber hinaus wurde mein Leben auch noch sehr viel sicherer durch die Tatsache, dass der Kuga über ein raffiniertes variables Allradsystem mit verschiedenen zuschaltbaren Programmen verfügt: Rutschige Strassen zum Beispiel oder tiefer Schnee sind anwählbare Kategorien, und mit einer erfreulichen, unbeirrbareren Konsequenz überwindet der Ford mühelos auch sehr winterliche Zustände.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass der Kuga zu einem vernünftigen Preis viel ausgezeichnete Automobiltechnik und gleichzeitig eine ganze Menge lebenspraktischer Vorzüge bietet.

Ford Kuga Vignale 2.0 EcoBlue

Motor/Antrieb: Turbo-Diesel, 8-Gang-Automatik, Allradantrieb; Leistung: 190 PS/140 kW; Hubraum: 1995 ccm; max. Drehmoment: 400 Nm bei 2000–3000 U/min; Verbrauch: 6,4 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 208 km/h; Preis: Fr. 48 800.–



OBJEKT DER WOCHE

Dampf fürs Gipfeli

«The Toaster» von Balmuda
Online für Fr. 394.– erhältlich

Das derzeit wohl heisseste Gerät kommt aus Japan. Es wird gar von einer Revolution, einem *game changer* in der Küche gesprochen. Da sich die technische Entwicklung des Toasters in den letzten Jahrzehnten nicht gerade in riesigen Schritten fortbewegt hat, verwundert das natürlich nicht.

Und es ist auch bloss eine winzige Neuerung, die diesen Röster zum Ofen der Stunde macht: Ein kleines Wasserreservoir, das einen halben Teelöffel Flüssigkeit fasst, sorgt beim Erhitzen für die perfekte Feuchtigkeit. Der einzigartige Dampf macht den Toast, das Croissant, das Brot oder die Pizza von gestern ausen knusprig und innen luftig. Auf YouTube laden Leute Filme hoch, in denen sie die Qualitäten von The Toaster zehn Minuten lang bejubeln, mittlerweile gilt er rund um den Globus als Geheimtipp.

Erfunden hat ihn das Tokioter Unternehmen Balmuda, das auch für seine ausgezeichneten Produkte-Designs bekannt ist. Ähnlich wie die Firma Dyson, die den Sprung vom Staubsauger zum Haarföhn wagte, liess sich Balmuda von Haushaltsgeräten wie Ventilatoren oder Luftbefeuchtern zum Dampftoaster inspirieren. Der Preis ist hoch. Da sich das Gerät zum kurzen Backen und Aufwärmen verschiedenster Speisen eignet, dürfte sich die Investition aber lohnen. Gerade jetzt im Shutdown, während dem man sich das Essen vermehrt nach Hause liefern lässt, leistet «The Toaster» gute Dienste.

Benjamin Bögli

Fettfreie Ära

Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, dann ist es nötig, dass sich alles verändert», heisst es heilsichtig im Roman «Der Leopard», der auf Sizilien im 19. Jahrhundert spielt, in der Zeit des aufsteigenden Bürgertums. Die tieferliegende Wahrheit des als *gattopardismo* bekannten Mottos ist, dass die Veränderung der Treiber für den Fortschritt ist. Das Naturgesetz gilt auch für Marken, weil sie notwendigerweise perfekte Abbilder des Zeitgeists sind. So schaffen sie Präferenzen für möglichst viele Konsumenten. Nach Apple, dann VW, präsentiert nun auch Burger King ein neues Logo, das ebenso durch den Rückgriff auf die klare Form und flächige Farben und ganz ohne 3-D-Effekte und Glanzlichter auskommt. Diese standen einst für Modernität, heute sind sie höchstens noch Ballaststoff. Dadurch erscheint der Burger-Brand jetzt fettfrei und wird im kleinstmöglichen Format, auf dem Smartphone, erst erkenn- und damit unverwechselbar. Nach dieser Diät fragt sich nur, was wohl die nächste Entwicklung sein wird.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Nach der Entschlackungskur: das neue Logo von Burger King.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich arbeite im Aussendienst, da bekommt man so einiges mit. In letzter Zeit habe ich mehrfach vernommen, dass, wenn ein Todesfall als Corona-Fall deklariert wird, eine Prämie in Aussicht gestellt wird, sei es für den Bestatter, das Spital oder die Hinterbliebenenfamilien. Das wäre skandalös, denn die Statistik der Corona-Todesfälle wäre falsch und mein Vertrauen in den Staat erschüttert. Darf ich einen solchen Verdacht äussern, oder bin ich schon ein Corona-Leugner?

H. R., Kiesen

Mit gleichen oder ähnlichen Fragen wie die Ihrige bestürmen mich verschiedene Leser der *Weltwoche*. Es würden Gelder bezahlt, «wenn ein Todesfall als Corona-Fall deklariert wird». Woher diese Gelder stammen sollen und wer eine solche Prämie zahlt, ist nicht klar. Die Antwort auf diese Fragen bleiben die Leute schuldig. Sie glau-



ben, es könnten «der Bestatter, das Spital oder die Hinterbliebenenfamilien» sein. Bis jetzt habe ich alles nur vom Erzählen gehört. Einen konkreten Fall, bei dem jemand Geld bezahlt oder bekommen hat, kenne ich bis heute nicht.

Aber Sie haben insofern recht, wenn das zutreffen würde, wäre das skandalös, denn das führte dazu, dass bei einem Todesfall, bei alten Leuten kommen ja meist mehrere Todesursachen in Frage, einfach Covid-19

zur Todesursache erklärt würde, um Geld zu bekommen. Damit würde die Statistik massiv verfälscht.

Die Versuchung dazu wäre natürlich gegeben. Aber wie gesagt, bis jetzt ist dieser Verdacht nirgends nachgewiesen, und wenn er nachgewiesen wäre, müssten unverzüglich die Behörden intervenieren.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Nicolas Giroto

Die Lage von Bally sei herausfordernd, sagt der Chef des Schuh- und Accessoire-Herstellers. Was die Zukunft angeht, ist er dennoch zuversichtlich.

Wenn ein Manager das Wort «Herausforderung» benutzt, bedeutet das, die Lage des Unternehmens, das er führt, ist ernst. «2020 war ein herausforderndes Jahr», sagte der CEO von Bally kürzlich in einem Video-Call. Die Pandemie habe natürlich spürbare Auswirkungen auf das Geschäft des Schuh-, Accessoire- und Modeunternehmens sowie auf die rund 1500 Mitarbeiter, über ein Viertel von ihnen am Firmensitz und in der Herrenschuhfabrik in Caslano im Tessin sowie anderswo in der Schweiz. Bloss schon deshalb, weil die 300 Ladengeschäfte respektive 800 Points of Sale (POS, Verkaufspunkte), in denen Waren der ehemaligen Schweizer Marke weltweit erhältlich sind, Covid-19-bedingt durchschnittlich zwei Monate geschlossen waren. Bally, 1851 in Schönenwerd im Kanton Solothurn gegründet, ist seit 2008 im Besitz der deutschen Unternehmerfamilie Reimann.

Rasche Erholung nach Shutdowns

Die Umsätze von Luxusmarken-anbietern dürften 2020 zirka 25 bis 35 Prozent unter denen des Vorjahres liegen, schätzen Branchenvertreter. «Bally ist von dieser Entwicklung nicht ausgeschlossen», sagt der 46-jährige Franzose mit Arbeits- und Wohnort im Tessin, der das Unternehmen seit 2019 leitet (zuvor war er vier Jahre Ballys Chief Operation Officer). Dennoch ist Giroto weniger besorgt, als man annehmen könnte. Denn das Käuferverhalten gebe Anlass zur Zuversicht – nach dem Ende der Shutdowns zogen die Verkäufe jeweils wieder rasch und stark an. «Das zeigt, dass unsere Kunden Nachholbedarf verspüren und unsere Produkte wieder nachfragen, sobald dies möglich ist.» Was für die nähere Zukunft, wenn eine Mehrheit der Menschen in den Industrieländern geimpft sein wird, Hoffnung zulasse, sagt Giroto.

Freude bereite ihm gegenwärtig der Geschäftsgang im wichtigsten Markt für Bally – China. Eine zweite oder gar dritte Infektions-

welle, wie sie in Ländern Europas oder in Nord- und Zentralamerika zurzeit verzeichnet werden muss, gab es dort (bisher) nicht. «Stand Mitte Dezember ist, dass wir in China 2020 6 Prozent mehr verkauft haben im Vergleich zum Vorjahr.» Giroto erklärt den robusten *rebound*, die Wende, damit, dass einerseits die chinesische Wirtschaft stark sei, andererseits Kundinnen und Kunden sich etwas Schönes gönnen



«Nachholbedarf»: Bally-Chef Giroto.

möchten, dieses aber nun in den sechzig Bally-Läden im eigenen Land tun, da auch sie gegenwärtig kaum reisen. Die Schweiz ist der zweitwichtigste Bally-Markt (sieben eigene Geschäfte, fünf POS in Multi-Brand-Läden); das privat gehaltene Unternehmen gibt seit längerem keine Zahlen mehr bekannt, die jüngsten Angaben sind über zehn Jahre alt, 2008 erreichten die Verkäufe 400 Millionen Euro (50 Prozent Schuhe, 40 Prozent Accessoires, 10 Prozent Bekleidung).

Die Feststellung, die Marke sei im Grunde längst keine schweizerische mehr – deutsche Eigentümer, französischer Chef, italienische Designer am zweiten Sitz in Mailand, chinesische Käufer et cetera –, lässt er nicht gelten. «Bally war schon immer international ausgerichtet, ist aber im Kern, was die Werte betrifft, ein Schweizer Unternehmen geblieben», sagt er und erwähnt, dass bereits in den 1870er Jahren Läden in Montevideo, Uruguay oder Paris eröffnet wurden. Auch Japan sei ein Feld, das Bally erfolgreich bearbeite, und in jüngerer Vergangenheit habe man in Amerika wachsen können.

Digital und nachhaltig

Weiter habe die Pandemie das Geschäft im World Wide Web befeuert. «Wir waren bereits zuvor gut unterwegs mit unseren Online-Verkäufen, doch konnten wir die zurückliegenden Monate nutzen, um digital richtig Gas zu geben.» Von Bedeutung seien aber nicht nur die tatsächlich mittels Website erzielten Abverkäufe, sondern auch der Austausch mit den Kundinnen über diesen Kanal. Dieser ist wichtig für jeden Anbieter, vor allem aber für solche, die hohe Preise verlangen: Bally-Schuhe kosten um 500, Stiefel um 1000, Taschen bis 1500 Franken.

Was gibt es Neues im Haus beziehungsweise in den Geschäften, die in diesen Tagen des jungen Jahres 2021 offen haben? Ballys erste Recycling-Linie mit Namen B-Echo: sieben Taschen und Accessoires für Damen, die zu hundert Prozent aus wiederverwertetem Nylon sowie Besätzen aus Öko-Leder hergestellt sind. Wollte man streng sein, könnte man rückmelden, Bally zähle damit nicht gerade zu den Vorreitern der Branche. «Es war nicht unser Ziel, zu den Ersten zu gehören, die Waren aus rezykliertem Material anbieten», sagt er, stattdessen könne man die Nachhaltigkeit der Produktion garantieren, worauf er stolz sei.

Mark van Huisseling

Die verrückteste Woche ihres Lebens

Das neue Jahr hat seine erste Pop-Sensation: Olivia Rodrigo ist siebzehn, singt, schauspielert und bricht mit ihrer Ballade «Drivers License» Rekorde. Was hat sie, was andere nicht haben?

Benjamin Bögli

«Drivers License» zeigt, wie rasend schnell sich Musik heute verbreiten kann. Am 8. Januar veröffentlichte Olivia Rodrigo die Single, eine gute Woche später machte im Internet bereits eine Coverversion von Jxdn und Travis Baker die Runde. Dazwischen liegen sagenhafte 130 060 000 Aufrufe auf Youtube, 888,5 Millionen Reaktionen bei Tiktok (#driverslicense) und der Wochenrekord beim grössten digitalen Musikanbieter Spotify.

In die berühmten «Billboard Hot 100» stieg das Lied direkt auf Platz eins ein. Seit der Gründung der amerikanischen Hitparade 1958 haben das erst 48 Songs geschafft. «Normalerweise dauert das Alignment drei bis sechs Monate, in diesem Fall ging es bloss anderthalb Tage», sagt Jeremy Erlich, Co-Musikchef von Spotify. Mit Alignment meint Erlich die Zeitspanne bis zur vollen medialen Entfaltung eines Musikstücks. Mit den über 130 Millionen Youtube-Klicks hat die junge Sängerin Streaming-Königin Mariah Carey vom Thron gestossen.

«Mein Leben hat sich augenblicklich verschoben», resümiert Olivia Rodrigo in der *New York Times*. Sie ist siebzehn und schrieb «Drivers License» innerhalb einer Stunde. Die Fahrprüfung hat sie letztes Jahr gemacht. Jetzt sieht man sie im Musikvideo, wie sie in einem alten Mercedes 380SL durch die Strassen einer amerikanischen Vorstadt fährt und von einer zerbrochenen Liebe singt.

Lob vom Idol

Der vielleicht grösste Hit des Jahres ist ein angenehm harmonischer Zwischenruf in Zeiten der politischen Zwietracht: eine langsame, herkömmliche Power-Ballade in B-Dur, vier Minuten lang. Rodrigos moderne, glasklare und zart-zerbrechliche Stimme bewegt sich irgendwo zwischen Billie Eilish und Lorde – nicht ganz so düster wie Eilish, nicht ganz so kräftig wie Lorde. Bemerkenswert ist, dass der Titel nur einmal in der ersten Zeile vorkommt.

Die wichtigsten Musikkritiker von *Rolling Stone* über die *New York Times* bis NME lieben Rodrigo. Überall ist von ihrem beein-

druckenden «reinigenden Songwriting» zu lesen, also der Gabe, sich den (Liebes-)Frust vom Leib zu schreiben und sich die Verletzlichkeit von der Seele zu singen. Sie selber bezeichnet das Stück als eine «kleine Zeitkapsel», die monumentale sechs Monate des vergangenen Jahres festhielt.

Die Kalifornierin wird bereits mit Taylor Swift verglichen, der Meisterin des Befindlichkeits-Pops, die es wie keine andere schafft, die persönlichen Lebensumstände von so vielen jungen Frauen musikalisch zu massieren. Swift gehört auch zu den grossen Idolen von Rodrigo, wie sie

Sie ist persönlicher, ungefiltert, kommt direkt von dort, wo es passiert: aus dem Schlafzimmer.

auf ihrer Homepage an prominentester Stelle verrät. Der 31-jährige Superstar lobte die Newcomerin nach der Veröffentlichung von «Drivers License» leicht überheblich auf Instagram: «I say that's my baby and I'm really proud.»

Rodrigo macht mit «Drivers License» das, was man *bedroom*-Pop nennt und derzeit enorm beliebt ist. Nicht die Musik ist gemeint, zu der man einschläft, sondern jene, die man nicht im teuren Studio, sondern dank günstigen technischen Geräten von zu Hause aus produziert.

Diese Art von Pop soll dem Authentischen näher sein. Sie ist persönlicher, ungefiltert, kommt direkt von dort, wo es passiert: aus dem Schlafzimmer. Gleichzeitig vermittelt der Do-it-yourself-Ansatz eine starke, sympathische Botschaft: «Jeder kann es schaffen!»

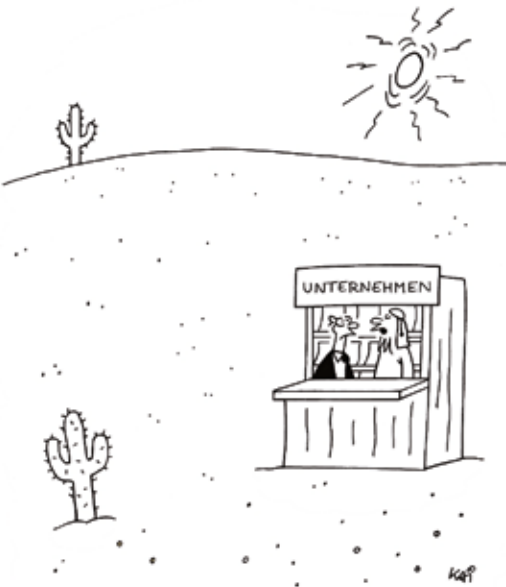
Funke der Wahrhaftigkeit

Billie Eilish, neunzehn, der ebenfalls blutjunge Popstar, ist der Champion in dieser Disziplin. Sie hat zusammen mit ihrem Bruder jedes Stück ihres Durchbruchalbums von 2019 im Kinderzimmer entwickelt, wo sie immer noch wohnt. Olivia Rodrigo fügt sich nun perfekt in diesen Trend ein. Der Funke der Wahrhaftigkeit springt offensichtlich auf die Hörschaft über, auch wenn vieles in Wahrheit weniger handgestrickt ist, als es scheint.

Die Sängerin stolperte nicht einfach aus dem Bett, nahm noch im Halbschlaf in ein paar Minuten einen Song auf, lud ihn auf Youtube hoch, legte sich wieder hin und erwachte als Star. Hits können zwar über Nacht entstehen, doch aus dem Nichts kommen sie nicht. Der *dark broadcaster* ist entscheidend, der Präsentationskanal.

Je mehr Publikum man aufs Mal ansprechen kann, desto höher sind die Erfolgchancen. Einer der grössten Hits der Popgeschichte, «Rock Around the Clock» von Bill Haley, dümpelte ein Jahr lang praktisch unbeachtet vor sich hin. Erst als Titelstück des Films «Blackboard Jungle» («Die Saat der Gewalt», 1955), den Millionen von Leuten sahen, wurde er zum durchschlagenden Erfolg.

Olivia Rodrigo konnte bereits auf ein Millionenpublikum zählen, als sie «Drivers License» auf den Markt brachte. Sie hat grosse Vorarbeit geleistet. Schon als sechsjährige nahm sie Gesangs- und Schauspielunterricht und trat in verschiedenen Talentshows auf.



„Seien Sie doch froh, dass Sie überhaupt einen Ausbildungsplatz gefunden haben.“



Harmonischer Zwischenruf: Amerikanerin Rodrigo.

Sie schreibe Lieder, seit sie neun sei, sagt sie. Ihren ersten Auftritt am Bildschirm hatte sie in einem Old-Navy-Werbepott. Mit dreizehn zog sie nach Los Angeles, weil sie eine wichtige Rolle in der Disney-Serie «Bizaardvark» erhielt. Fast scheint es, als ob die Drehbuchautoren das Leben ihres jungen Talents vorzeichneten: Rodrigo verkörpert in «Bizaardvark» ein Mädchen, das Songs und Videos für ein Online-Content-Studio herstellt. Die Hauptrolle in der Disney-Serie «High

School Musical: The Musical: The Series», die sie seit 2019 spielt, dürfte Rodrigo dann praktisch jedem amerikanischen Kind inklusive Eltern bekanntgemacht haben.

Genau vor einem Jahr schickte sie so etwas wie den Vorboten von «Drivers License» ins Rennen: Das Liebeslied «All I Want» aus der «High School Musical»-Serie schaffte es in den «Billboard Hot 100» immerhin auf Platz neunzig.

Die Voraussetzungen für «Drivers License» hätten besser kaum sein können: Eine be-

zaubernde amerikanische Sängerin mit philippinischen Wurzeln aus einer gut laufenden TV-Serie, die dank den sozialen Medien Millionen von Fans im Rücken hat, schreibt einen eigenen Song. Ihr Platten-Label Geffen Records (Nirvana) musste bloss noch den Zugang zu den Hunderten von Millionen Hörern auf Spotify und anderen Streaming-Diensten öffnen. So hatte «Drivers License» freie Bahn und ver-

Der Do-it-yourself-Ansatz vermittelt eine sympathische Botschaft: «Jeder kann es schaffen!»

breitete sich wie ein Lauffeuer. Neben all den erwähnten Rekorden ist die Pop-Nummer auch die meistverlangte bei Alexa – der sprachgesteuerten digitalen Assistentin von Amazon.

Kleiner Schönheitsfehler

Sehr gekonnt pflegt Rodrigo das Image der putzigen, zugänglichen Disney-Prinzessin, der es auch mal melancholisch zumute sein darf. Eine britische Zeitschrift schrieb treffend von Rodrigos «sad girl appeal». Ihren zukünftigen Welt-hit kündigte sie auf Instagram bereits vor Monaten in bester Schlafzimmer-Pop-Manier an. Sie warf den Köder aus, indem sie sich traurig singend zu Hause filmte und alle da draussen wissen liess, dass sie diese erste Rohfassung wohl «Drivers License» nennen werde.

So viel Echtheit begeistert die Fans, die jetzt glauben, die *break up*-Ballade sei ein Hinweis auf eine verblasste Liebe Rodrigos zu ihrem «High School»-Co-Star Joshua Bassett. Ganz sicher sind sie sich, dass mit dem «blonden Mädchen» in der Textzeile «And you are probably with that blond girl / [...] / She's much older than me» Rodrigos vier Jahre ältere blonde Disney-Konkurrentin Sabrina Carpenter gemeint sei. Ist «Drivers License» ein zum Ohrwurm verarbeitetes Liebesdrama, das sich hinter den Mauern des Traumschlusses abspielt? Möglich wäre es.

Der Authentizitätskult hat allerdings einen kleinen Schönheitsfehler. Das Filetstück der Single, die träumerisch-geniale *bridge*, der Zwischenteil, der das Lied so eingängig und leidenschaftlich macht, kommt nicht aus Rodrigos *bedroom*. Die Passage mit dem hoch-emotionalen «'Cause I still fucking love you, babe» entstand im Studio ihres Produzenten Dan Nigro. Ein routinierter Pop-Profi, der schon mit Kylie Minogue, Lewis Capaldi und Billy Idol zusammenarbeitete.

Olivia Rodrigo, die im Februar achtzehn wird, sagte, die Tage nach der Veröffentlichung von «Drivers License» sei die «absolut verrückteste Woche ihres Lebens» gewesen. Vielleicht war das ja bloss ein Vorgesmack darauf, was auf sie zukommt, wenn sie in den nächsten Monaten ihre erste EP, ihr erstes Mini-Album, herausbringt.

Die Gut*innen und die Schlechten

Vorsicht vor den «Guten»: die tägliche Dosis Doppelmoral.



Eine zunehmende Anzahl Menschen erkennt, dass ihnen ihr öffentliches Positionieren auf der Seite der «Guten», der moralisch einwandfreien Zeitgenossen, diverse Vorteile verschafft. Ein Vorteil ist, dass man sich im Umgang mit Mitmenschen einiges mehr erlauben, in anderen Worten, sich wie ein Schuft verhalten kann. Durch das Verstecken hinter Vorzeigetoleranz lässt sich die eigene Intoleranz, auch Beleidigungen und Diffamierungen gegenüber Andersdenkenden, oft ungenierter ausleben.

Und so tragen manche Mitglieder dieser Gruppe unablässig ihren Kampf für mehr Gerechtigkeit vor sich her, nutzen alles, was sie offen und fortschrittlich erscheinen lässt. Sie betonen immerzu, gegen welche Missstände sie sich einsetzen, rechtfertigen sich für Dinge, die niemand angesprochen oder keiner ihnen vorgeworfen hat. Sie prangern Hass und Hetze an, ohne sich bewusst zu sein, dass sie genauso Hass und Hetze verbreiten wie die von ihnen Beschimpften, oder sie nehmen ihre Ausfälle als legitime Kritik wahr, als gerechtfertigt – im Namen der guten Sache. Wie eine Visitenkarte, die ihre Gruppenzugehörigkeit bei den Einfühlsamen deklariert, benützen einige die neue Gendersprache – die zwar in vielen Belangen keinen Sinn macht oder sich gar der Lächerlichkeit preisgibt, etwa wenn nur die positiven Begriffe gegendert werden –, um sich gegen potenzielle Vorwürfe der Intoleranz zu immunisieren und sich in ein unverdächtiges Licht zu rücken. Diese interessanten Beobachtungen mache ich vor allem in den sozialen Medien. Und so stelle ich mir einen Dialog zwischen zwei Frauen vor. Achtung, Satire!

Hast du dir die Inauguration von Joe Biden angeschaut?»
«Tränen!»

«Und sein Kabinett erst! Er ist der erste Präsident, der Menschen nach Geschlecht, Hautfarbe und sexueller Orientierung einstellt, wie grossartig!»

«Und die vielen Biden-Anhänger*innen bei der Feier, so schön! Die Trump-Anhänger damals waren nur halb so viele.»

«Jetzt wird Amerika endlich vereint. Nur, wo Trump weg ist, wen machen wir jetzt verantwortlich für all die Dinge, die auf der Welt schief laufen?»

«Ach, es findet sich immer einer. Es braucht einfach mehr tapfere Anti-Rassismus-Aktivist*innen im Kampf gegen die Rechtspopulisten und Faschisten.»

«Das ist gut! Hast du den Satz getwittert?»

«Klar. Apropos Medien: Ich hab heute diesen tollen Artikel einer Journalistin gelesen übers Gendern und ihn gleich mit allen Kontakten geteilt – wir Frauen müssen zusammenhalten!»

«Uns gegenseitig unterstützen! Du, gerade hab ich mich wieder über die schreckliche Sahra Wagenknecht genervt. Warum wird die mit ihren falschen Meinungen zu Corona ständig in Talkshows eingeladen?»

«Unverständlich! Die Regierung macht alles richtig. Jegliche Kritik ist einfach nur Hetze.»

«Sehe ich auch so. Wir sollten eine Petition starten, gross mit ihrem Foto drauf, und fordern, dass diese Leute keine Plattform mehr bekommen. Nirgendwo! Solche Frauen brauchen wir echt nicht.»

«Mmh ja, aber vielleicht sagst du's nochmal in inklusiver Sprache. So dass sich keiner ausgeschlossen fühlt...»

«Ich meinte, solche Personen, die menstruieren, braucht echt keiner. Und dann noch ihre altbackene Frisur.» (Lacht)

«Die Frisur steht meiner Omi noch besser!» (Lacht)

«Du gerade gestern hat ein Typ den Spruch gemacht, ich hätte ein Plastikgesicht. Wie abscheulich, sich so über das Äussere von Menschen lustig zu machen!»

«Grässlich. Apropos Oma: Wie geht's deinem Elternteil 1 und deinem Elternteil 2, sind sie gesund?»

«Ja. Meine gebärende Person spürt das Rheuma, aber alles ok. Es gibt Neuigkeiten von meiner Geschwister, in ihrem Uterus wächst Leben!»

«Wow! So viele Menschen haben derzeit ausgelastete Gebärmütter und -väter und andere! Bekommst du nicht auch Lust auf ein Baby?»

«Ich bin nicht so der Gebärende-Menschtyp, und mein Arbeitgeber hätte wohl keine Freude, wenn ich länger ausfallen würde.»

«Was für Ekel, diese Arbeitgeber, wenn sie uns nur kleinhalten können!»

«Und die Diskriminierung ist gesellschaftlich akzeptiert! Das System hasst uns. Hast du eigentlich gesehen, die Nazischlampe von der FDP ist jetzt auch auf Telegram.»

«So typisch. Da hängen ja auch nur Verschwörungsideologen und Rechtsextreme rum.»

«Total. Ich lese dort ja auch nur abends mit.»

«Mach' ich genauso. Aber überall triffst du auf Rassisten, die sozialen Medien sind voll davon.»

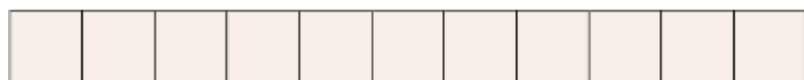
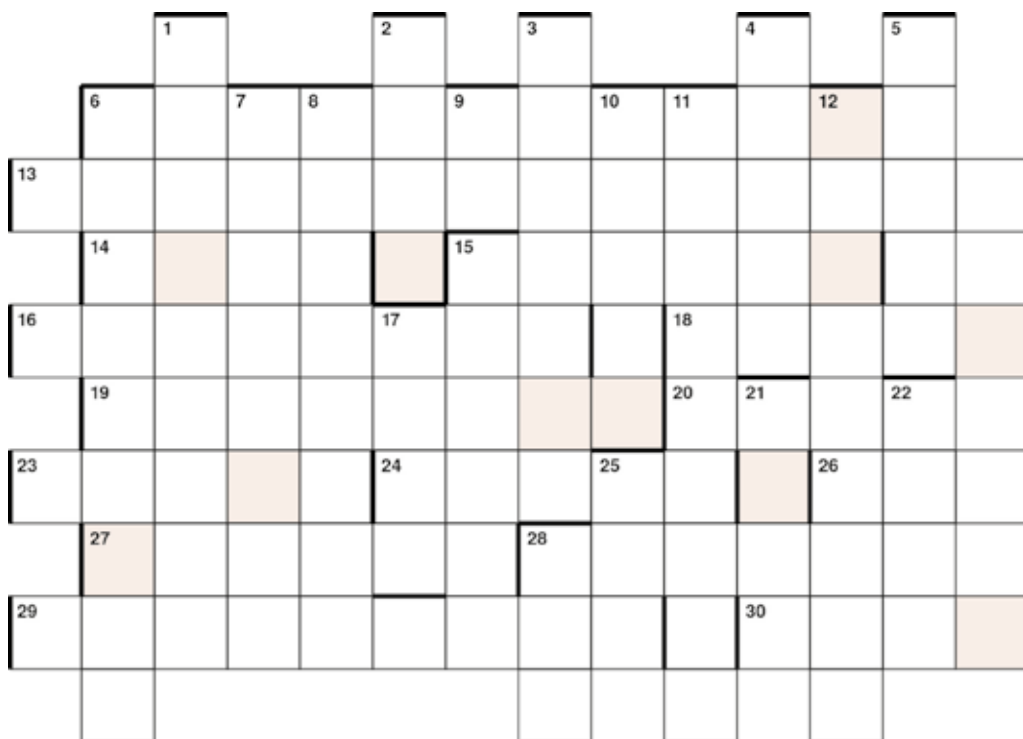
«Und Sexisten. Nazis.»

«Eklig. Und, gehst du nachher noch hinaus an die frische Luft?»

«Nein, ich werde den Abend auf Twitter verbringen und noch was über die Wagenknecht posten. Gegen solche Leute muss man einfach aufstehen und Haltung zeigen.»

«Mach das! Wir menstruierende Personen, die multiplen Unterdrückungen ausgesetzt sind, wir müssen zusammenhalten gegen das Patriarchat!»

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Ein Schwarm von Finanzhaien

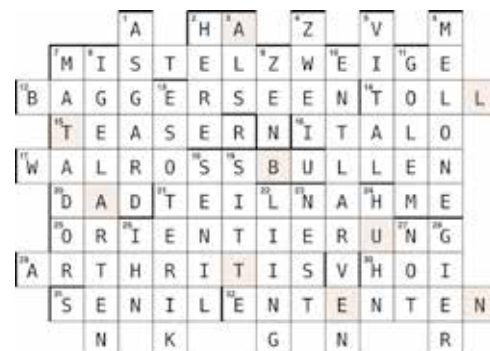
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Die werden gut gerüttelt und geschüttelt, um geblockte Bröckchen, die verbleiben, zu zerreiben. **13** Eines der in gemeinschaftlichen Küchen voller fauler Gerüche gekochten Gerüche. **14** Daran erkennt man den momentanen Frontmann während der italienischen Radrundfahrt. **15** Die, die die Wimmerhölzer zum Singen bringen. **16** Ein kuscheliger 100-Kilo-Rammler unter Kosechimären. **18** Die Mauritier(e), die sind nicht mehr. **19** Wie Gemeinde, die meinen, Kunst zu kennen, gemeinhin Kunstverkenner nennen. **20** Das Wahrzeichen dieser Stadt steht einfach nicht recht lotrecht. **23** Imperative Direktive zum Begleichen oder Streichen. **24** Ihr Herz schlägt für die permanent insolvente Pechente. **26** Dies ist das, jedoch nicht dies. **27** Hat man es das, dann braucht man etwas. **28** Bei Mey bleiben darüber Ängste und Sorgen darunter verborgen. **29** Vielleicht nicht besonders malerisch, aber dafür ziemlich laut: viiiiiiumm, viiiiiiumm und immer ringsherum. **30** Wird, wie die Leute so sagen, von denen, die wagen, davongetragen.

Senkrecht — **1** Die Palexpo-Expo der Mühlen- und Ofenbauer. **2** Hinter unten oder oben ebenda unangezogen. **3** Lunge, Zunge oder Mark der Knochen für die, die damit kochen. **4** Dieser Vogel kann «volare oh oh», aber nicht «cantare oh oh oh». **5** Beim Mohr von Venedig kommt der ortsfremde Gruss erst zum Schluss. **6** Woran man den gleichnamigen Ballermann schnallen kann. **7** Sich stimmlich etwas redlich, nicht redend, verdienen. **8** Wo die patata die Kartoffel, ist das Brot auch ein Pantoffel. **9** Was Cybernauten an der Esten virtuellen Küsten sichten. **10** Ein Hans Guck-durchs-Loch. **11** Nicht etwa Vorsteher der Nachsteller, sondern Krieger der Flieger. **12** Den Schwalben, die darauf landen, fällt es hinterher oft schwer, im Leben wieder abzuheben. **15** Meist der bedeutend leichtere Teil von dictum factum. **17** Ecce, horch! Horchs Auto. **21** Zentralasiatische Mattenmampfer. **22** Er oder sie sitzt im Stammbaum näher beim Baumstamm. **25** Onomatopoesie für den Notfall: dididit dahdahdah dididit. **28** Der – es ist noch gar nicht lange her – war lange der trendigste Promibob im Küchenshop.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 701



Waagrecht — **2** HA(haha...) **7** MISTELZWEIGE **12** BAGGERSEEN: Anagramm von «Gegrabenes» **14** TOLL **15** TEASER **16** ITALO **17** WALROSS[BULLEN] **20** DAD: engl. Papa (familiär) **21** TEILNAHME **25** [ORIENT]IERUNG **29** ARTHRITIS **30** HOI: span. heute **31** SENIL **32** ENTENTEN: Bündnisse aus Enten an Enten (überlappend)

Senkrecht — **1** ASGARD: Das himmlische Heim der Asen **2** HERE: engl. hier **3** ALS **4** ZWEI: «Einer für alle, alle für einen» ist das Motto der drei Musketiere. **5** VITAL **6** MELONE **7** MATADOR: span. «der, der tötet» **8** IGELARTEN **9** ZEN(-Buddhismus) **10** [ENT][LARVEN] **11** GOLEM **13** ESOTERIK **18** SENIL **19** SITTE **22** LIING: Gerundium von «to lie» (engl. lügen); liar, liar, pants on fire! **23** NEST **24** HUHN **26** IHN: Akkusativ von er **27** NOT: rückwärts Ton (Kisum = rückwärts Musik) **28** GIER

Lösungswort — **ALTBAUTEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



NEW CUPRA FORMENTOR

FINALIST AUTO
DES JAHRES 2021.



Das erste komplett unter der Marke CUPRA designte und entwickelte Fahrzeug ist für den international renommierten Preis «Auto des Jahres 2021» nominiert. Den neuen CUPRA Formentor gibt es neu auch als Plug-in-Hybrid. Rundum vernetzt und mit modernsten Sicherheitssystemen. Die Nominierung ist erst der Anfang – jetzt sind wir bereit für mehr.

CUPRAOFFICIAL.CH

